REISE ERINNERUNGEN AUS OSTASIEN

VON

RUPPRECHT
KRONPRINZ VON
BAYERN

RB

RUPPRECHT,
KRONPRINZ VON BAYERN

Reiseerinnerungen aus Ostasien

REISE-ERINNERUNGEN AUS OSTASIEN

VON

RUPPRECHT,
KRONPRINZ VON
BAYERN

*

VERLAG
JOSEF KÖSEL & FRIEDRICH PUSTET, K.-G. MÜNCHEN
VERLAGSABTEILUNG KEMPTEN
1923

Made in Germany

*

Copyright 1923 by Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kommandit-Ges. München

Buchdruckerei des Verlags Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
Zweigniederlassung Kempten

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	VII
Einleitung	VIII
Erstes Buch: In malaiischen Ländern	1
Erstes Kapitel: Von Neapel bis Colombo	3— 7
Zweites Kapitel: Längs der Küste Sumatras über Penang nach Singapur	8— 13
Drittes Kapitel: Batavia und Beutenzorg. Koloniale Verhältnisse	14— 38
Viertes Kapitel: Gesellschaftliche Verhältnisse	39— 41
Fünftes Kapitel: Die Sundanesen	43— 47
Sechstes Kapitel: Von Beutenzorg nach Bandung. Aufenthalt in den Préanger Regentschaften	48— 58
Siebtes Kapitel: Einiges über die Wayang-Spiele. Die sundanesische und javanische Sprache	59— 64
Achtes Kapitel: In den Fürstenländern (Vorstenlanden)	65— 97
Neuntes Kapitel: Nach Ostjava und zum Gipfel des Bromo	98—104
Zehntes Kapitel: Singapur	105—110
Zweites Buch: China	111
Elftes Kapitel: Hong-kong	113—116
Zwölftes Kapitel: Kan-ton	117—146
Dreizehntes Kapitel: Macao	147—150
Vierzehntes Kapitel: Schang-hai	151—155
Fünfzehntes Kapitel: Nang-king	156—167
Sechzehntes Kapitel: Tsing-tau	168—172
Siebzehntes Kapitel: Ta-ku und Tien-tsin (Die Wirren von 1900 und die Kämpfe um das Gesandtschaftsviertel und den Petang in Pe-king)	173—188
Achtzehntes Kapitel: Zu den westlichen Kaisergräbern	189—202
Neunzehntes Kapitel: Nach Wu-tai-schan	203—226
Zwanzigstes Kapitel: Einiges über den tibetanischen und ostasiatischen Buddhismus, seine Mythologie und seine rituellen Geräte	227—247

Seite

Einundzwanzigstes Kapitel: Wu-tai-schan und seine Tempel . 248—250
Zweiundzwanzigstes Kapitel: Einzelschilderung mehrerer Tempel 251—267
Dreiundzwanzigstes Kapitel: Pe-king . . . . . 268—279
Vierundzwanzigstes Kapitel: Die kaiserlichen Paläste in und bei Pe-king. Ausflug nach Pi-yün-szö . . . . . 280—298
Fünfundzwanzigstes Kapitel: Besuche in den prinzlichen Palästen. Chinesische Tafelfreuden und andere Vergnügungen . . 299—302
Sechsundzwanzigstes Kapitel: Besuch in Pao-ting-fu und Aufenthalt im Ya-men Yuan-schi-kais . . . . . 303—309
Siebenundzwanzigstes Kapitel: Zu den Ming-Gräbern, nach Kupeï-kou und Pei-lung-tau . . . . . 310—324
Drittes Buch: Japan 325
Achtundzwanzigstes Kapitel: Von Ta-ku nach Tokio . . 327—330
Neunundzwanzigstes Kapitel: Urbevölkerung und Rasse, auffallende Eigentümlichkeiten des japanischen Wesens. Die japanische Tracht . . . . . 331—339
Dreißigstes Kapitel: Betrachtungen über japanische Zustände . 340—360
Einunddreißigstes Kapitel: Japanisches Militär . . . 361—372
Zweiunddreißigstes Kapitel: Fechtkunst, Sport, Jagd und Fischerei 373—385
Dreiunddreißigstes Kapitel: Musik, Theater und Tanz . . 386—400
Vierunddreißigstes Kapitel: Japanische Bankettsitten. Die Geishas 401—404
Fünfunddreißigstes Kapitel: Japanische Gärten . . . 405—411
Sechsunddreißigstes Kapitel: Japanische Kunst . . . 412—429
Siebenunddreißigstes Kapitel: Buddhismus und Schintoismus, Grabstätten und Gedächtnistempel . . . . . 430—460
Achtunddreißigstes Kapitel: Tokyo . . . . . 461—463
Neununddreißigstes Kapitel: Kamákura . . . . 464—466
Vierzigstes Kapitel: Im Hakonegebirge . . . . 467—471
Einundvierzigstes Kapitel: Von Nikko zum Asama-yama . 472—485
Zweiundvierzigstes Kapitel: Nach Kyoto und in seine Umgegend 486—491
Dreiundvierzigstes Kapitel: Nara und Osaka . . . 492—495
Vierundvierzigstes Kapitel: Im Fluge durch Amerika . . 496

Vorwort
zur zweiten Auflage

Als ich vor Jahren auf das Drängen einiger meiner Bekannten meine Reise-Erinnerungen aus Ostasien veröffentlichte, geschah es in überhasteter Weise. Kaum hatte ich das fertige Buch in Händen, so erkannte ich seine Mängel und reifte in mir der Entschluß, in einer Neubearbeitung gut zu machen, was ich gesündigt. — Erst jetzt fand ich die Zeit, die letzte Feile an das seit langem in meinem Schreibtische ruhende Manuskript zu legen, verschiedene Berichtigungen vorzunehmen und auf Grund meiner Tagebücher ein paar Episoden und Betrachtungen darin einzuflechten, die in der Erstausgabe keine Aufnahme fanden.

Wenn ich nun nach bald zwanzig Jahren das Buch in verbesserter Gestalt der Öffentlichkeit übergebe, veranlaßt mich hiezu die Erwägung, daß die Welt uns Deutschen leider nicht mehr so offen steht wie damals, wo in den fernsten Häfen die deutsche Flagge zu sehen war und deutsche Waren zum Absatz gelangten. So mag es manchem der jungen Generation erwünscht sein, von Ländern zu hören, die er vielleicht nie wird sehen können.

Doch wer weiß! Denn seien die Zeiten noch so trüb, ich zweifle nicht an der Zukunft unseres Volkes. An ihm verzweifeln hieße an sich selbst verzweifeln.

Januar 1921.

Rupprecht,
Kronprinz von Bayern.

Einleitung

Europa ist Neuland im Vergleich zu Ostasien, und in der Ursprünglichkeit aller dortigen Zustände, die an längst vergangene und halbvergessene Phasen der Entwicklung unserer eigenen Kultur erinnern, liegt ein eigentümlicher Zauber.

Die Kultur des Ostens ist älter wie jene des Westens; aber gar früh erreichte sie ein Stadium der Erstarrung. Sie genügte den Bedürfnissen.

Anders im Westen. Aus primitiven Zuständen eine viel später, aber desto rascher einsetzende Entwicklung. Eiserne Notwendigkeit zwang hier zu gesteigerter Anstrengung, und die reiche geographische Gliederung Europas begünstigte den Wettbewerb seiner unter verschiedenartigen Verhältnissen lebenden Völker. So überholte der Westen allmählich den Osten und machte ihn, insoweit er in trägem Hochmut den neuzeitlichen Errungenschaften gegenüber ablehnend verharrte, schließlich sich dienstbar.

Die Beziehungen Europas zu Ostasien waren in den Zeiten unseres klassischen Altertums nur spärlich, etwas reger gegen den Ausgang des Mittelalters. Nicht nur wurden industrielle, sondern auch geistige Erzeugnisse ausgetauscht; diese fast ausschließlich durch mündliche Übermittelung, wobei sie bei ihrer Wanderung durch die Gebiete der indischen, persischen und islamischen Kultur manche Umgestaltungen und Zutaten erfuhren.

Wenn man zu seinem Erstaunen selbst in dem entlegensten Teile Asiens, ich meine in Japan, Mythen vernimmt,

die uns in der Schule als griechische vorgetragen wurden, oder in der chinesischen Literatur Züge findet, die uns aus derjenigen des deutschen Mittelalters bekannt sind, so ist die Möglichkeit einer Wanderung solcher Überlieferungen nicht von der Hand zu weisen. Ein Teil dieser Ueberlieferungen hat zweifellos seinen Ursprung in Indien, doch ist zu bedenken, daß das menschliche Sinnen und Geistesleben auf der ganzen Welt im Grunde das gleiche ist und daß unter ähnlichen Verhältnissen allüberall Ähnliches entstehen muß.

Nachdem ich auf früheren Reisen Gelegenheit hatte, einen freilich nur flüchtigen Blick auf das westliche und südliche Asien, die Gebiete der islamitischen und indischen Kultur zu werfen, war mein Wunsch begreiflich, auch noch den Osten des Kontinents und dessen abweichende Verhältnisse aus eigenem Augenschein kennen zu lernen, zumal seit dem Jahre 1900 gerade Ostasien in den Vordergrund des politischen Interesses getreten war.

Zugleich beabsichtigte ich, Java zu besuchen, auf dem indische und ostasiatische Einflüsse sich begegnen. Dieses von der Natur so üppig begabte Land ist namentlich in kolonial-wirtschaftlicher Hinsicht von hohem Interesse.

Am meisten lockte mich das in vieler Beziehung so rätselvolle chinesische Reich, dessen Traditionen bis in die graue Vorzeit zurückreichen, soweit sie Sitten, Gebräuche und Einrichtungen betreffen, die im Laufe der Jahrhunderte nur wenig sich wandelten. Was ändern, was die Weisen der Vorzeit festsetzten, so sagten sich die Chinesen, ein überaus bequemer Standpunkt, der solange eine gewisse Berechtigung hatte, als sie nur mit den Völkern zu-

sammentrafen, denen sie in kultureller und zivilisatorischer Hinsicht überlegen waren. Selbst wenn sie als schlechte Krieger von diesen unterjocht wurden, was sich mehrfach ereignete, gelang es ihnen, dank ihrer kulturellen Überlegenheit und ihrer kompakten Masse, die ehemaligen Eroberer in sich aufzusaugen, so daß diese nach wenigen Generationen zu Chinesen wurden, ihre alte kriegerische Tüchtigkeit einbüßten und sich nur vorübergehend im Besitze der ersten Stellen im Staate zu behaupten vermochten. Gefährlicher wie fremde Eroberung war den Chinesen stets ihr Mangel an Gemeinsinn, denn mehr noch als durch Eroberungsziele barbarischer Horden hat das Reich durch innere Wirren und das Eintreten anarchischer Zustände gelitten.

Seit dem Verfalle des Feudalsystems im dritten vorchristlichen Jahrhundert ruht der chinesische Staat auf einer breiten demokratischen Grundlage mit einer absolutistischen Spitze, deren nominell unumschränkte Gewalt durch die bestehenden Gesetze, das Einspruchsrecht der Zensoren und die Machtstellung der Gouverneure der einzelnen Provinzen gehemmt ist. Tatsächlich wird China seit jener Zeit durch seine Beamten regiert, die auf Grund der Examensergebnisse aus allen Gegenden und Ständen des Reiches sich ergänzen. In der Theorie freie Bahn den Tüchtigen, in der Praxis freie Bahn den Strebern. Wer am fleißigsten die Texte der alten Klassiker studiert und deren Stil sich anzueignen verstanden hat, besitzt die meiste Aussicht, das Examen zu bestehen und eine Anstellung im Staatsdienste zu erlangen trotz einseitigster literarischer Bildung. Kein Beruf ist geschätzter als der des Beamten, sichert er doch Ansehen, Macht

und Wohlstand. Zahllos sind demnach die Bewerber, die zu den Examen sich drängen, zahllos aber auch die unzufriedenen Literaten, denen es nicht gelang, eine Anstellung zu finden und die daher die gefährlichsten Elemente im Staate sind.

So viel an dem chinesischen Volke sich aussetzen läßt, bleibt anzuerkennen, daß es ein mächtiger Kulturfaktor war und seine Kultur den übrigen Völkern Ostasiens mitteilte.

Zwischen China und Japan welch ein Gegensatz! China ein vorwiegend kontinentales Land mit wenig gegliederter Küste, Japan ein Inselstaat mit reicher Küstenentwicklung. China ein demokratisch nivellierter Staat mit wenig Individualitäten, Japan reich an solchen und im wesentlichen noch heute aristokratisch-patriarchalisch regiert. China ein Schauplatz häufig sich wiederholender anarchischer Unruhen, in Japan bis zur Neuzeit nur Fehden einzelner Adelsgeschlechter, nicht eigentliche Bürgerkriege. In China ein Mangel an Gemeinsinn und ein grenzenloser Schlendrian, in Japan eine glühende Vaterlandsliebe und eine tadellose Ordnung. China ein Spielball fremder Mächte, Japan unabhängig und kraftvoll. China ein Fossil, Japan voll pulsierenden Lebens.

Wohl schien auch Japan einst die Erstarrung zu drohen, als es sich infolge begründeten Mißtrauens gegen spanische Eroberungsgelüste während zwei Jahrhunderten dem Auslande gegenüber verschloß, dessen wichtigste Schriften jedoch stets in das Japanische übersetzt wurden, so daß die Bedingungen gegeben waren, um, als es die Umstände geboten, sich sofort den neuen Verhältnissen anpassen zu können. Staunenswert ist die Energie, mit der in kürzester Zeit eine gänzliche Umwälzung des Bestehenden bewirkt wurde, und wenn

ich in den folgenden Blättern auf so manche Überbleibsel der vergangenen Zeit hinweise, geschieht es nur, weil — wer weiß — vielleicht schon in wenigen Jahren, diese ebenso entschwinden werden, wie auch bei uns so mancher ursprüngliche Zug des Volkslebens den ausgleichenden Wirkungen des Verkehrs gewichen ist.

Ein paar Worte noch über die gelbe Gefahr, ein in Amerika geprägtes Schlagwort, das sich auf die Zuwanderung billiger ostasiatischer Arbeitskräfte bezog und deren dem amerikanischen Arbeiter unliebe Konkurrenz. Wie so viele mißverstandenen Schlagworte ist auch dieses falsch gedeutet und verallgemeinert worden und hat infolgedessen manches Unheil gezeitigt. Ich behaupte, eine gelbe Gefahr gibt es nicht und wird voraussichtlich für uns in Europa auch niemals entstehen.

ERSTES BUCH

IN MALAIISCHEN LÄNDERN

★

Erstes Kapitel

Von Neapel bis Colombo

Am 26. Dezember 1902 verließen wir zu Neapel den europäischen Kontinent. Ruhig lag der Vesuv, während der Stromboli, den wir bei Nacht passierten, hohe Feuersäulen emporstieß.

Erst mit Eintritt in den Suezkanal bemerkten wir eine Temperatursteigerung. Der Menzalehsee, der dicht neben dem Kanale sich hinzieht, war von Ibissen, Pelikanen und Flamingos belebt. Im Bittersee bei Ismaïlia sahen wir auf den Leuchtbojen Kormorane. Auf unser Rufen streckten sie die Hälse, stürzten sich kopfüber ins Wasser und erhoben, fortplätschernd, sich allmählich zum Fluge. Sonderbarerweise blieb immer jener Vogel, der zu oberst saß, ruhig sitzen, auch wenn alle seine Genossen entflohen.

Die Betrachtung der Avi-Fauna war während der Kanalfahrt unsere einzige Unterhaltung, denn die Landschaft ist von trostloser Öde. Nach Verlassen des Kanals erblickten wir zur Rechten den schöngeformten Dschebel Garîb, zur Linken die duftig blaue Kette des Sinai.

Die Hitze nahm nun erheblich zu und wurde überaus drückend, als heftige Regengüsse herniederprasselten. Gegen Abend mehrte sich der Wind bis zur achten Stärke, ohne Kühlung zu bringen. Am nächsten Tage umhüllten dichte Regenwolken die Felsriffe der zwölf Apostel. Der Seegang milderte sich, als wir unter den Schutz des Dschebel Sukûr gelangten, eines bewaldeten Inselberges.

Bei Tagesgrauen umschifften wir das „little Aden“ genannte Vorgebirge, das mit seinen ausgebrannten Vulkankegeln und wild zerrissenen Klüften den Hintergrund einer Höllenlandschaft abgeben könnte. Es ist mit der Küste durch eine flache, schmale Landzunge verbunden, auf der eine italienische Gesellschaft die Meersalzgewinnung betreibt. Hat man „little Aden“ im Rücken, sieht man auf der anderen Seite der halbmondförmigen Bucht den Hafen von Aden und darüber zwei hochragende Felsketten aus graubrauner Lava. Zwischen beiden liegt in einem ausgebrannten Kraterbecken, etwa anderthalb Stunden entfernt, die Stadt der Eingeborenen.

Seitlich der Landungsstelle gewahrt man von Kasernen umgeben das niedrige Gouvernementsgebäude. Von den Batterien ist nur die Strandbatterie erkenntlich; die übrigen sind geschickt in den Felsen versteckt.

Wir fuhren nach unserer Landung zu den berühmten Staubecken oder, wie sie auf englisch heißen, den Tanks. Eine vorzügliche Straße führt dem Gestade entlang, vorbei an dem verwahrlosten Friedhof der Muslîms und jenem der seit ältester Zeit hier angesiedelten Juden, die man an ihren langen Schläfenlocken und dem lichtgelben Teint von den dunkler gefärbten Arabern zu unterscheiden vermag. Die hiesigen Araber sind kein schöner Menschenschlag; ein prächtiger hingegen die durch ihren schlanken Wuchs und ihre stolze Haltung ausgezeichneten Somalis. Bei grauschwarzer Haut, leicht aufgeworfenen Lippen und wolligen Haaren haben sie nichts Negerhaftes an sich, sie gleichen vielmehr ihren hamitischen Vettern, den Abyssiniern und Bischaris. Ihre Nasen sind leicht gebogen, die Stirne ist

zurückspringend und der Kopf verhältnismäßig klein. Nur bei älteren Männern zeigt sich ein schwach entwickelter Kinnbart. Die Haare werden zum Schutz gegen Ungeziefer wie aus kosmetischen Rücksichten mit klebrigem Kalkstaube beschmiert, der sich nach einiger Zeit rötlich verfärbt. Sowie die Färbung vollendet, wird die Frisur in kleine Löckchen geordnet, die starr abstehend das Haupt umrahmen. Die Mädchen haben den Hinterkopf rasiert, dafür von Stirne wie Nacken eine Menge kleiner Zöpfchen herabhängen. Schwere Silberohrringe und breite, an der Brust getragene Amuletts mit daran befestigten Klunkern, die Korânsprüche enthalten, bilden den Schmuck.

Wie in Indien werden die Säuglinge von den Müttern rittlings auf der linken Hüfte getragen. Beide Geschlechter sind in weiße, um den Leib geschlungene Tücher gekleidet, welche die rechte Schulter entblößt lassen. Da die Somalis als streitsüchtig und gewalttätig gelten, ist ihnen das Tragen von Waffen oder Knüppeln verboten. Ihre Siedelung liegt in der Nähe des Segelhafens, der hinter vorgelagerten Felsblöcken den schwerfälligen arabischen Prauen Schutz gegen die Wellen gewährt.

Auf der Straße kamen uns indische Kaufleute in Wägen entgegen, Araber auf winzigen Eseln und Beduinen auf hageren Dromedaren. So wechselte Bild mit Bild, bis wir durch ein in den Lavafelsen geschnittenes Tor die Stadt der Eingeborenen erreichten, die in ihrer jetzigen Gestalt jeder Originalität entbehrt. Eine gähnende Felskluft, die vom einstigen Kraterrande zur Stadt sich hinabzieht, wurde angeblich schon von den Phoinikern zur Anlage von Staubecken benutzt, welche die Engländer ausbauten und mit

einer dichten Betonschicht überzogen, um das Durchsickern des Wassers zu verhindern. Sämtliche Becken lagen augenblicklich trocken. Sie waren seit 1887 nur einmal bis zum Rande gefüllt. Die Wasserarmut erklärt den gänzlichen Vegetationsmangel; ein paar dürftige Stauden sind weit und breit das einzige Grün. Nicht leicht könnte ich mir einen unangenehmeren Aufenthaltsort vorstellen wie Aden, das ohne seine strategische Bedeutung wohl niemals besetzt worden wäre.

Der eigentliche Schlüsselpunkt des Roten Meeres ist freilich nicht Aden, sondern die kleine Insel Perim, von deren Befestigung die Engländer Abstand nahmen, weil die örtlichen Verhältnisse für die Anlage eines Kriegshafens sich als ungünstig erwiesen. Sie begnügten sich infolgedessen mit der Besitznahme der Insel und vereitelten durch energischen Einspruch den jüngst unternommenen Versuch der Türken, eine alte Batterie auf der Perim dicht gegenüberliegenden arabischen Küste mit modernen Geschützen zu armieren. In geschickter Ausnützung des Hasses der Araber gegen die Türken und durch Bewilligung von Renten gelang es den Engländern, die meisten der an das Rote Meer wie den Persischen Golf angrenzenden Araberstämme für sich zu gewinnen. Während eben in diesen Tagen arabische Kleinfürsten nach Dehli in Indien reisten, um dort bei dem anläßlich der Thronbesteigung König Eduards stattfindenden Durbâr ihre Aufwartung zu machen, änderte das auf der Fahrt von Aden nach Port Arthur befindliche russische Kriegsschiff Askold plötzlich seinen Kurs, um verschiedene Küstenplätze des Persischen Golfes anzulaufen zum Zwecke russischer Propaganda. Deutsche Ingenieure, die sich an

Bord des auf einer deutschen Werft erbauten Schiffes befanden, berichteten später in Singapur höchst Ungünstiges über die nautischen und marinetechnischen Kenntnisse der Russen, die anfänglich nicht einmal die Maschinen richtig zu bedienen verstanden hätten.

Auf der Fahrt von Aden nach Colombo waren wir für jeden Vorfall dankbar, der Abwechslung in das einförmige Bordleben brachte. So erregte es allgemeine Heiterkeit, als entdeckt wurde, daß der mit dem Putzen der Bestecke betraute Chinese sie durch Bespucken zu reinigen suchte.

Je weiter wir nach Süden steuerten, desto zahlreicher erschienen die fliegenden Fische, einfarbig graue, aber auch solche mit buntschillernden Flossen. Das Spritzen eines Walfisches gewahrten wir in der Nähe der mit Kokoswäldern bedeckten flachen Malediveninsel Minikoi. Die Tropikvögel, Möven mit spitzen Schweiffedern, mehrten sich; es kamen bis zu siebzig Meilen vom Lande entfernt Heuschrecken an Bord, und ab und zu konnten wir kleine braune Wasserschlangen bemerken.

Da unser Dampfer erst am Nachmittag des 11. Januar in Colombo einlief, war unser dortiger Aufenthalt kurz bemessen. Das wunderbare Grün entschädigte uns für die Langeweile der letzten Tage, und mit Wonne atmeten wir die würzigen Blütendüfte, als wir in der Abendkühle im Garten der Freudenbergschen Villa uns niederließen. In eulengleich stillem Fluge schwebten über unseren Häuptern die Kalongs (oder fliegenden Hunde), und nur der Lärm der Zikade störte die nächtliche Stille.

Zweites Kapitel

Längs der Küste Sumatras über Penang nach Singapur

Am Morgen des 14. Januar zeigten sich uns die der Westspitze Sumatras vorgelagerten Inseln, bergig und mit dunkelgrünem Walde bekleidet, aus dem lichte Flächen mit hohem Alang-Alang-Grase deutlich sich abhoben. Wir fuhren zwischen den Inseln hindurch, vorbei am niederen Kap Atscheh und der Nordküste Sumatras entlang, deren grüne, einförmige Hänge von der Ferne an alles eher erinnern als an das, was wir gemeinhin unter einer Tropenlandschaft uns vorstellen. Unwillkürlich kam mir ein Vergleich mit den Ufern des Bodensees in den Sinn, nur daß die Berge im Hintergrund fehlten. Solche, anscheinend vulkanische Kegel, sahen wir erst, als wir die Bucht von Passir erreichten. Zahlreiche vom Mangrovenwalde der Küste losgerissene Stämme trieben im Wasser, und kürbisgroße, gelbrote Quallen umspielten das Schiff.

Obwohl Sumatra schon lange in holländischem Besitz steht, ist sein Inneres noch nicht völlig bekannt. Die Provinzen oder vielmehr Residentschaften sind von unverhältnismäßiger Größe, und die ausgeübte Herrschaft ist oft lediglich eine scheinbare. Gleich hinter der fruchtbaren Gegend von Deli beginnt das Gebiet der nahezu unabhängigen Battaks, und Deli selbst untersteht immer noch einem eigenen Sultan, der die zur Tabakskultur benötigten Ländereien den Pflanzern im Einverständnis mit

dem Residenten auf je 60 Jahre in Erbpacht überläßt gegen eine Abgabe von sechs Gulden pro Hektar. In früherer Zeit wurden die Kontrakte auf längere Dauer und zu einem Drittel der genannten Summe geschlossen. Damals erzielten die Tabaksgesellschaften bis zu 120 Prozent Reingewinn, während die jetzige Dividende auf die Hälfte herabsank. Dieses Sinken wurde hauptsächlich verursacht durch die infolge des kubanischen Aufstandes und des spanisch-amerikanischen Krieges verminderte Nachfrage nach Deckblättern bei gleichzeitiger Erhöhung der Produktion auf Sumatra selbst.

Außer der Gegend von Deli ist namentlich jene um Padang an der Nordküste in Kultur genommen, indes immense Strecken des Innern noch mit Urwald bedeckt sind. Die Rodung der Urwälder und erstmalige Aufschürfung des Bodens ist gesundheitsgefährlich. Man scheut sich daher an diese heranzugehen, um so mehr als der Transport der aus China zu beziehenden Kulis ziemliche Kosten verursacht und eine größere Produktion an Kolonialwaren deren Preisstand drücken würde, insonderheit den des Tabaks. An Kakao und Vanille ist der Weltbedarf schon nahezu gedeckt, ebenso an Kaffee, und es steht zu erwarten, daß trotz geringerer Qualität der brasilianische Santos wegen seiner geringeren Erzeugungskosten den Markt fortschreitend erobern wird. „Wozu Neuanlagen?“ sagen sich die Holländer; „wir verschlechtern uns hiedurch nur die Preise.“ Ich möchte dem entgegenhalten, daß einer Verminderung der Preise gewöhnlich eine Mehrung der Nachfrage ausgleichend gegenübersteht. Zweifellos beeinträchtigt die Entwicklung Sumatras der Atschehkrieg, der, wie

es scheint, in diesen Tagen eine günstigere Wendung genommen hat.

Noch am Nachmittage des 14. Januar verloren wir die Atschehküste aus Sicht, und am Morgen des 16. erreichten wir Penang. Diese aus granitenem Urgestein bestehende Insel liegt dem Festlande der malaiischen Halbinsel dicht gegenüber und bildet mit diesem einen trefflichen Hafen, dem nur der eine Mangel anhaftet, daß die Singapur nähere Südeinfahrt für größere Schiffe eine zu geringe Tiefe besitzt.

Der Verkehr Penangs erfreut sich eines regen Aufschwunges; insbesondere nimmt die deutsche Einfuhr erheblich zu, wächst in progressiv höherem Grade wie die englische und beträgt gegenwärtig zwanzig Millionen Mark. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist der Pfeffer der Atschehküste, wie überhaupt die Handelsbeziehungen Penangs sich vorwiegend nach Sumatra erstrecken.

Penang und das gegenüberliegende Festland gehört zum britischen Territorium der Strait-Settlements, das nördlich anschließende Gebiet von Kedah hingegen untersteht unter britischer Oberhoheit einem eigenen Sultan, der kürzlich einer deutschen Firma das Recht der Ausbeutung der dortigen Zinnlager verlieh. Teakholz und Zinn sind die Schätze der malaiischen Halbinsel. Die Zinnlager ziehen sich herab bis zu den Inseln Billiton und Banka, und der Teakbaum erstreckt sich von Ober-Birma bis nach dem östlichen Java.

Die Bergzüge des Festlandes sind wenig gegliedert und dicht bewaldet. Dicht bewaldet ist auch die Bergkuppe von Penang, auf der des kühlen Klimas wegen sumatranische Pflanzer ein Genesungsheim sich errichteten. Ihre

Bewaldung ist die aller tropischen Berge: über das undurchdringliche Unterholz ragen die Stämme der höheren Bäume empor, deren Kronen, wo sie nicht wie an Höhenkämmen vom Horizont vereinzelt sich abheben, im allgemeinen Grün des Hintergrundes verschwinden. — Der botanische Garten ist eine hübsche Anlage mit ebenso hübscher Aussicht auf das grüne Meer und die Palmwälder an seinem Gestade. Dort haben Tamilen von der Kaste der Schanars sich niedergelassen, die sich mit der Kopragewinnung sowie jener des Palmzuckers beschäftigen. Die Zuckerpalme wird an ihrer Krone geritzt und der herabträufelnde Sirup in einen darunter befestigten Flaschenkürbis gesammelt. Um die Bäume besser erklettern zu können, sind in ihre Stämme Stufen geschlagen.

Außer den Tamilen, die in der Zahl von 20000 aus Südindien herübergewandert sind, leben auf Penang viele andere Inder. Die 50000 hier ansässigen Malaien sind heller in der Farbe und auffallend durch ihre breiten, häßlichen Gesichter. Ihre Tracht ist die gleiche wie jene der Javanen. Sie besteht aus einer kurzen, Kabbaya genannten Jacke und dem Sarong, einem buntgemusterten Rocke. Ein Turban aus Sarongstoff mit weitabstehenden Zipfeln ist die Kopfbedeckung der Männer. Den dritten und wichtigsten Bestandteil der hiesigen Bevölkerung bilden die 80000 Südchinesen, Leute von kleinem, aber sehnigem Wuchse. Ihre Leistungen als Rikscha-Kulis sind staunenswert. Stundenlang traben sie in der sengendsten Sonnenhitze einher, kaum weniger schnell wie ein Pferd, nach vorne gebeugt und sich auf die Gabeldeichsel des Wägelchens stützend. So

arm der Rikscha-Kuli, so reich ist mancher der chinesischen Kaufherren, die im Besitze stattlicher Villen sind.

Am nächsten Morgen erblickten wir bei Port Dixon abermals die malaiische Küste und später die von Inseln umgebene Stadt Makassar, hinter der sich der Mount Ophir erhebt. Dieser verdankt seinen Namen dem angeblichen Goldreichtum der Umgegend, deren Reichtum an Zinn zweifellos feststeht.

Siam, dessen nordwestliches Grenzgebirge ich einmal von Birma erschaut hatte und dessen südliches ich nunmehr erblickte, sollte mir auch diesmal verschlossen bleiben.

In Singapur wechselten wir den Dampfer. Nach kurzer Zeit kamen wir an den ersten Inseln des Riau-Archipels vorbei, die mit Buschwald bedeckt sind. Ihr wichtigstes Produkt ist nächst der Guttapercha die Ananas, die zum Versand nach Europa in Zinnbüchsen verpackt wird. Bintang, die größte der Inseln, steht unter einem von den Niederländern subventionierten Sultan und ist gleichzeitig der Sitz eines holländischen Residenten, zu dessen Bezirk außer den Inseln zwei Sultanate der sumatranischen Nordküste gehören. Die Inselgruppe ist überaus einförmig. Nicht minder enttäuscht die Fahrt durch die Bankastraße. Auf Banka sieht man wenigstens über den Wäldern ein paar Hügel, die gegenüberliegende sumatranische Küste hingegen ist völlig flach und mit dunkelgrünem Mangrovengebüsche bewachsen. — Von den Wellen des Nord-Ost-Monsums aufgewühlte Schlammschichten bedeckten in langen Streifen die Wasserfläche und verliehen ihr eine schmutzig-gelbgrüne Farbe; dazu war der Himmel grau umwölkt, die Luft von drückender Schwere, die Temperatur die eines Dampfbades,

und um die Genüsse voll zu machen, entquoll der an Bord befindlichen Chinesenküche der Geruch ranzigen Öles.

Die Navigation durch die Banka-Straße ist wegen der vielen Untiefen und Granitriffe ziemlich schwierig, zumal durch die wirbelartig wechselnde Strömung Abweichungen vom Kurse entstehen können. Da jedoch genügend Leuchtfeuer und Bojen vorhanden sind, besteht für die Schiffahrt keine Gefahr,

Am 20. Januar gingen wir in Tandschong-Priok vor Anker, der von kleinen Inseln umschlossenen Reede von Batavia.

Drittes Kapitel

Batavia und Beutenzorg
Koloniale Verhältnisse

Der Hafen von Tandschong-Priok, nächst jenem von Surabaya der bedeutendste Javas, barg zur Zeit unserer Ankunft nur wenige Schiffe. Wir fuhren von dort mit der Bahn nach Weltevreden.

Zahlreiche Nipapalmen wachsen zwischen den Wassertümpeln der als fiebergefährlich verschrienen, aber höchst anziehenden Sumpflandschaft, die kurz vor Batavia endet.

Batavia, eine Gründung der niederländischen Kompagnie, jener reichen Handelsgesellschaft, die über zwei Jahrhunderte Java beherrschte, ist eine typisch altholländische Stadt mit vielen Kanälen und dicht aneinander stoßenden Häusern. Wegen seiner schlechten Gesundheitsverhältnisse ist es fast nur noch von Chinesen bewohnt, während die Holländer, die dort Kontors besitzen, allabendlich nach den Villen von Weltevreden zurückkehren. In Weltevreden liegt das im Empirestil erbaute Gouvernementshaus und ihm gegenüber das größere Gebäude des Rats von Indien. In der Porträtgalerie der Statthalter ein treffliches Bild von Josuah Reynolds, das Porträt des indischen Vizekönigs Earl of Minto, der Java seinerzeit für England eroberte und sich bedeutende Verdienste um die wirtschaftliche Entwicklung der Insel erwarb.

Das Interessanteste in Weltevreden ist das reichhaltige Museum. Einige ausdrucksvolle Buddhaköpfe aus Trachyt

können sich neben den besten indischen Skulpturen sehen lassen, desgleichen die Kleinbronzen.

So langgestreckt Weltevreden ist, das im wesentlichen dem Kanallaufe folgt, der vom Liwongfluß abzweigend durch Batavia zum Meere führt, so schmal ist seine seitliche Ausdehnung. Gleich außerhalb der Stadt beginnen die Kampongs, die Siedelungen der Eingeborenen, mit ihren Palmenhainen und Gärten. Ich nenne von den hier kultivierten Bäumen und Nutzgewächsen nur die Tamarinde, die Banane, auf Java Pisang genannt, und die Rizinusstaude.

Bei stark bewölktem Himmel und heftigen Regenschauern verließen wir die dämpfig-schwüle Niederung. Während der Gédé dauernd von den Wolken verhüllt blieb, zeigte sich zeitweise der bewaldete Stumpfkegel des Salak, dessen Kraterrand in drei Spitzen zerklüftet ist. Je mehr die Bahn anstieg, desto angenehmer wurde die Luft. Die erste Strecke der Fahrt führte durch Gärten, die man ebensogut für Wälder halten konnte, da die in ihrer Mitte liegenden Häuser durch das dichte Laubwerk verdeckt waren. Später mehrten sich die Sawahs — die künstlich überschwemmten Reisfelder — und zogen sich in vielen Bändern übereinander den terrassierten Berghängen entlang. In den Teichen der Täler gewahrte ich zwischen breiten Blättern die rosigen Blütenkelche des Lotos.

Bei strömendem Regen erfolgte unser Einzug in Beutenzorg, wo uns der Generalgouverneur, General Roseboom, in gastfreundlichster Weise empfing. Aus der Genietruppe hervorgegangen, hatte er während seiner militärischen Dienstzeit sich auch politisch betätigt als Abgeordneter der liberalen Partei. Da jedoch das gegenwärtige Kabinett im Haag

ein konservatives ist, dürfte er kaum länger als die üblichen vier Jahre auf seinem Posten verbleiben.

Zu den Befugnissen des Generalgouverneurs gehört das Recht über Leben und Tod, sowie die Ernennung der Offiziere (ausschließlich der Generale) und der meisten Beamten; im übrigen ist er namentlich in budgetärer Hinsicht an die Weisungen des Kolonialministers gebunden. Obwohl Holland zum Kolonialbudget keine Zuschüsse liefert, wird dieses im Haag festgesetzt, da in den Kolonien weder parlamentarische noch ständische Vertretungen bestehen.

Die auf die Spitze getriebene Zentralisation der Verwaltung verlangsamt den dienstlichen Verkehr, zumal selbst unbedeutende Angelegenheiten dem Generalgouverneur unterbreitet werden, dessen Arbeitslast keine geringe ist.

Wöchentlich ein bis zweimal begibt sich dieser nach Batavia zu den Sitzungen des Rats von Indien und zur Erteilung von Audienzen. In Batavia finden sich zu den Empfängen wenige Leute ein; in Provinzstädten hingegen, wie Surabaya, bis zu zweihundert im Tage. Besonders zeitraubend sind die Empfänge von Eingeborenen wegen der schleppenden Weise, in der sie ihre Anliegen vorbringen. Gewöhnlich bereist ein jeder Generalgouverneur während seiner Amtsdauer nur einmal die Insel, während die übrigen Teile des Archipels nicht besucht werden. Die Reisen des Generalgouverneurs sind mit großem Gepränge verbunden, und General Roseboom sagte mir, daß er schon aus Rücksicht auf die Bevölkerung, der durch die Veranstaltung von Festen bedeutende Auslagen erwachsen, keine zweite unternehmen wolle. Es spricht für das Gefühl dieses Mannes, daß ihm die hündische Unterwürfigkeit der Eingeborenen

Java: Sundanesische Knaben auf Kerhauen im überschwemmten Reisfelde (Seite 15)

widerstrebt, und er es nicht leiden will, daß sie nach Landessitte sich vor ihm in den Staub werfen. Weniger verstehe ich sein Streben, die Ausbildung vornehmer Javanen in Holland zu fördern, da ein Aufenthalt in Europa für den Charakter der Orientalen große Gefahren birgt.

Nach Tisch erschienen zwei adelige Jünglinge, die beim Generalgouverneur die Dienste von Pagen verrichten. Sie waren in Smokings und Sarongs gekleidet, dabei aber barfüßig, und servierten am Boden hockend Zigarren.

Die Einrichtung des Gouvernementshauses ist einfach, wie sich das für die Tropen empfiehlt. Das Jahresgehalt des Generalgouverneurs beträgt abzüglich der Repräsentationsgelder 120000 Gulden. Die Bezahlung der holländischen Kolonialbeamten ist im übrigen keine reichliche. Die Gehaltsabzüge für den Pensions- sowie den Witwen- und Waisenfonds betragen acht bis zehn Prozent des Einkommens, und die Pensionsberechtigung beginnt erst nach zwanzigjähriger Dienstzeit. Die Pension beträgt etwa ein Viertel des fünf Jahre hintereinander bezogenen Höchstgehaltes. Geht z. B. jemand als Resident ab, der in dieser Stellung nur drei Jahre gewesen ist, so bezieht er nicht die Pension eines Residenten, sondern diejenige der nächst niederen Charge eines Assistentresidenten nebst den entsprechenden Alterszulagen. Ein Recht auf einjährigen Urlaub besteht alle zehn Jahre; da aber jeder längere Urlaub auf die Gesamtdienstzeit nicht angerechnet wird, tritt eine Pensionsberechtigung eigentlich erst nach 22 Jahren ein. Der gewährte Urlaub ist ohne Zweifel ein zu geringer, besonders wenn man bedenkt, daß die Kinder zur Erziehung nach Europa geschickt werden müssen. Die Kindererzie-

hung in Holland ist jedoch eine teure Sache und kommt pro Kind und Jahr auf etwa tausend Gulden zu stehen.

Ein Resident, dessen Stellung ungefähr jener unserer Regierungspräsidenten entspricht, hat wohl ein Jahresgehalt von zehn- bis zwölftausend Gulden, erreicht aber seine Stellung verhältnismäßig spät; noch langsamer ist das Avancement der nicht für höhere Posten erlesenen Beamten, von denen ich Assistentresidenten und Kontrolleure von zweiundzwanzig und mehr Dienstjahren kennen lernte. Die Beamten sind großenteils miteinander verwandt oder verschwägert und man kann nahezu von Beamtendynastien reden.

Ich habe vorhin die Residenten mit unseren Regierungspräsidenten verglichen, muß aber bemerken, daß dies insoferne nicht zutrifft, als den Residenten nur die eigentliche Verwaltung obliegt, während die anderen Geschäfte, die bei unseren Kreisregierungen auf einzelne Kammern verteilt sind, von den Zentralstellen in Batavia erledigt werden.

Jede Residentschaft, mit Ausnahme der von Batavia, ist in eine oder mehrere Regentschaften geteilt, deren Vorsteher, der Regent, dem eingeborenen Adel entnommen wird. Die Würde des Regenten vererbt sich in der Regel von Vater auf Sohn. Die jüngeren Regenten verstehen meist holländisch und sind in Gouvernementsschulen, in denen etwas Jurisprudenz und Verwaltungskunde gelehrt wird, für ihren Beruf herangebildet. Alle Regenten haben freie Dienstwohnung und beziehen im allgemeinen einen höheren Jahresgehalt als die Residenten, von dem ihnen keinerlei Abzüge gemacht werden, da die Regierung für

die Unterstützung ihrer Witwen und Waisen mit namhaften Summen Sorge trägt. Einige Regenten beziehen außerdem zehnprozentige Tantiemen von dem in ihrer Regentschaft für die Regierung gebauten Kaffee, was zum Beispiel dem Regenten von Garut in einem guten Erntejahr zehntausend Gulden einbringt. Es ist dies ein Überbleibsel aus den Zeiten des alten Kultursystems, unter dem die Regenten gleichzeitig Obrigkeit und Steuereinnehmer waren, sehr zum Schaden der bäuerlichen Bevölkerung. Wenn die den Regenten gewährten Bezüge hoch erscheinen, so ist nicht zu vergessen, daß sie wie alle Javanen nicht mit Geld umzugehen verstehen und mit weitgehenden Repräsentationspflichten belastet sind. Unter anderem erheischt es die Sitte, daß sie bei der monatlichen Versammlung der Bezirksvorsteher ein großes Fest veranstalten.

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß die Regentenfamilien mehr und mehr verarmen und zum Teil arg überschuldet sind.

Immer noch wird die Fiktion aufrecht erhalten, als ob die Regenten die Eingeborenen tatsächlich regierten. Es erlassen demgemäß die Regenten alle Verordnungen und Befehle, aber erst nach vorheriger Besprechung mit den ihnen zur Seite stehenden Assistentresidenten. Diese sind es, die die Verwaltung führen, die Regenten hingegen mehr oder minder ihre Vollzugsorgane. Der Assistentresident gilt im amtlichen Verkehre als „der ältere", der Regent als der „jüngere Bruder". Trotzdem ist dieser „jüngere Bruder" durchaus nicht so ohne Bedeutung, insoferne er in allem, was unter die Bestimmungen des Adats fällt, des Gewohnheitsrechts der Mohammedaner, selbständig ent-

scheidet. Deshalb ist es für die Assistentresidenten wichtig, sich mit dem Regenten gut zu stellen, um so mehr, als die Regierung es nicht liebt, mit diesen in Differenzen zu geraten. Solche sollen übrigens nur selten sich ergeben dank dem feinen Taktgefühl der Eingeborenen.

Unter dem Regenten stehen die Wedonos oder Bezirksvorsteher, die gleichfalls dem javanischen Adel und meist den Familien der Regenten entnommen werden. Sie beziehen hundert bis hundertfünfzig Gulden im Monate; unter den Wedonos endlich stehen die Gemeindevorsteher und Dorfältesten.

Zur Überwachung der einheimischen Beamten sind je nach den Verhältnissen für größere oder kleinere Bezirke holländische Kontrolleurs bestimmt, die unseren Assessoren im Range ungefähr entsprechen und die sehr viel in ihrem Bezirke umherzureisen haben, um die Amtsführung der Wedonos usw. zu untersuchen und die Beschwerden der Landleute zu prüfen, die gewöhnlich in anonymen Briefen vorgebracht werden.

Übergriffe der Regenten sind nicht selten, aber schwer nachzuweisen. Bezeichnend ist die Anekdote von einem Regenten, der zur Bewirtung eines Kontrolleurs einen Büffel schlachten ließ und dessen Besitzer zurief: „Deinen Büffel hat die Schlange gebissen, wir haben ihn deshalb getötet!“

Die Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit ist den eingeborenen Behörden überlassen. Wichtigere Fälle werden an den Gerichten der Residentschaften verhandelt. Außerdem bestehen in den drei größten Städten Appellationsgerichtshöfe. Als oberste Instanz entscheidet der hohe Ge-

richtshof zu Batavia. Vor diesen werden auch alle Europäer gestellt, gegen welche eine Klage von Eingeborenen vorliegt, einerlei, ob der abzuurteilende Fall sich in Java ereignete oder auf einer noch so entlegenen Insel des Sunda-Archipels.

Die Zivilprozeßführung soll ungemein kostspielig sein, noch viel teurer als bei den Engländern.

Ein Notariat gibt es nur in den bedeutenderen Plätzen, in den anderen hat die Geschäfte des Notars der Assistentresident zu führen.

Die Sicherheitsverhältnisse um Batavia sind nicht die günstigsten. Noch schlimmer war es bis vor etwa drei Jahren in Dschokdschokarta, wo Einbrüche und Raubanfälle sich fast täglich ereigneten. Im allgemeinen ist aber der Javane von sanfter Natur und scheut sich vor offener Gewalttat, es sei denn, daß er durch Opium berauscht oder durch Eifersucht entzündet in akuten Wahnsinn verfällt und dann in sinnloser Wut einherrennend jeden, der ihm in den Weg kommt, mit dem Dolche verletzt. Ein derartiger Fall ereignete sich erst im vergangenen Jahr in Beutenzorg, wo ein Rasender drei in einem Garten sitzende Geistliche ohne jeden Grund überfiel und verwundete. Begegnet man einem Amokläufer, dann ist es, wie die Eingeborenen sagen, das beste, sich völlig ruhig zu verhalten, da jeder Laut den Rasenden nur reizen würde. Trotzdem wird stets ein unbändiger Lärm vollführt, sowie ein Amokläufer erscheint. Die Wachmänner der Ortschaften, die ihren Dienst auf Geheiß des Ortsvorstehers im Wechsel zu besorgen haben, natürlich unentgeltlich, und die, wenn sie überhaupt auf ihren Posten anwesend sind, meist schlafen, springen auf

und schlagen an die aus einem Baumstamme gefertigte Alarmtrommel. Sobald der Schall ertönt, greift alles zu den Waffen. Ein jedes Wachhaus ist mit einem Vorrat von Spießen und einer mit Widerhaken versehenen Fanggabel ausgestattet, die dem Delinquenten gegen den Hals gestoßen wird, um ihn aufzuhalten. Selbst in Batavia sind die eingeborenen Polizisten mit derartigen Waffen ausgerüstet.

Ein ebenso häufiges wie scheußliches Verbrechen und besonders gefährlich wegen der Schwierigkeit des Beweises ist der Giftmord. Die Motive sind meist Rache oder Eifersucht. Der Javane als sehr höflicher Mensch ist gegen eine ihm angetane Schmach äußerst empfindlich. Man kann ihn wohl schelten, darf ihn aber nicht beschimpfen oder gar durch Schläge entehren. Erlittene Beleidigungen wird er niemals vergessen.

Nicht selten ereignet es sich, daß Mädchen ihren Liebhabern ein langsam, aber sicher wirkendes Gift einflößen, um in der alleinigen Kenntnis des Gegengiftes sie zur Heirat zu zwingen. Kein Holländer, der mit einer Javanin in wilder Ehe lebt — und dies ist beinahe die Regel bei den Offizieren und Pflanzern —, wird daher ahnen lassen, wenn er seine Heimreise nach Holland anzutreten beabsichtigt. Eines der gefährlichsten Gifte sind die abgeschabten Härchen der Bambuswurzel, die, in den Körper aufgenommen, in die Lungen und Därme dringen und unter schwindsuchtartigen Erscheinungen den Tod herbeiführen, falls nicht rechtzeitig ein nur den Frauen bekanntes Gegenmittel gebraucht wird. Mit diesen Bambushärchen werden, nebenbei bemerkt, auch die Tiger vergiftet, indem man ein

ihnen hingeworfenes Aas mit einer großen Dosis des Giftes bestreut.

Weitaus das häufigste Vergehen, dessen sich die Javanen schuldig machen, ist der Diebstahl. Manche Diebe erschrekken die Leute durch scheinbares Amoklaufen und plündern dann die verlassenen Hütten; andere wieder verbrennen bei Nacht unter dem Fußboden der auf Pfählen stehenden Häuser Blätter des namentlich in West-Java häufig vorkommenden großen Bilsenkrautes, um durch die aufsteigenden Dünste die Inwohner zu betäuben und auf zwei bis drei Stunden in festen Schlaf zu versenken. Mitunter sind die Diebe den ortsansässigen Leuten bekannt; sie werden aber von ihnen nie angezeigt, da man ihre Rache fürchtet.

Die Gefangenen, die ich sah, und die als Arbeiter in den Gärten der Beamten oder beim Straßenbau verwendet waren, schienen sich recht wohl zu befinden; sie arbeiteten oder faulenzten vielmehr ohne jegliche Aufsicht.

Nach diesem Exkurs in das kriminalistische Gebiet möchte ich mich einer kurzen Besprechung der agrarischen Verhältnisse zuwenden.

In den Stadtbezirken kann der Boden frei veräußert werden; desgleichen besteht keine Verkaufsbeschränkung hinsichtlich der sogenannten „partikuliären Proprietäten", die fast nur im westlichen Java anzutreffen sind und auf Grund von Patenten entstanden, welche die niederländisch-indische Kompagnie erteilt oder der englische Gouverneur Raffles gegen Bezahlung ausgefertigt hatte. Früher durften ihre Besitzer die niedere Gerichtsbarkeit ausüben und Frondienste verlangen. Die meist durch europäische Ver-

walter geleitete Bewirtschaftung dieser Güter erfolgt in der Weise, daß die auf ihnen ansässigen Bauern, die nichts anderes als Hörige sind, das Land zur Bestellung überlassen erhalten gegen Abgabe von etwa zwei Fünfteln des Ernteertrags. Von den genannten Ausnahmen abgesehen, ist der Grundbesitz prinzipiell gebunden; eine Maßregel, die deshalb berechtigt ist, weil sonst die Chinesen schon längst ganz Java besäßen. Tatsächlich besitzen sie bereits den größten Teil der städtischen Areale und ebenso die überwiegende Mehrzahl der partikuliären Proprietäten. Die zahlreichen Plantagen sind nicht Eigentum der Pflanzer, sondern der Regierung, welche sie den Pflanzern auf die Zeitdauer von sechzig Jahren in Erbpacht überläßt.

Im Westen der Insel, insbesondere im Préanger, überwiegt der kleinbäuerliche Besitz und vererbt sich der Hof stets nur auf einen der Söhne, während die übrigen Geschwister sich mit einer geringen Abfindung zu begnügen haben, die es ihnen meist nicht gestattet, sich zu verehelichen. Die Bevölkerungszunahme ist infolgedessen in diesen Landesteilen eine geringere, die Wohlhabenheit aber eine größere wie in den übrigen Gegenden Javas, in denen ein Agrarsozialismus besteht. Mitunter sind dort nur einzelne Grundstücke, wie Weiden, Alang-Alang-Felder usw., im gemeinschaftlichen Besitze der Bauern eines Dorfes, in der Regel wird aber der gesamte Boden alljährlich vom Ortsvorsteher im Verein mit den Ortsältesten in einzelne Lose verteilt, ganz nach russischem Muster und mit gleich verderblichem Erfolge; denn natürlich kümmert sich keiner um die Verbesserung und Düngung des Landes, das er im folgenden Jahre wahrscheinlich wieder verlieren wird. Um

dem Unfuge zu begegnen, daß die Ortsobrigkeiten sich bei der Verteilung zu große Vorteile beilegen, wurden diesen neuerdings bestimmte Grundstücke ein für allemal von der Regierung zur Benützung zugewiesen. Trotzdem haben sie noch immer Gelegenheit, auf Kosten ihrer Mitbürger sich zu bereichern, um so mehr, als sie mit der Ablieferung der Steuergelder der Gemeinde betraut sind, welche der Steuerbeamte oder Kollektor in Empfang nimmt. Bei jeder neuen Teilung hofft der Bauer ein besseres Stück Land oder einen schöneren Obstgarten sich beim Ortshäuptling zu erwirken, und so sind die Leute einer Abschaffung des Kommunismus abgeneigt. Sehr häufig, besonders in Midden-Java, verpflichten sie sich gegen Aufnahme eines Barvorschusses, für die Fabriken Zucker zu bauen; natürlich ist der Vorschuß bald verbraucht, und wenn sie dann in Not geraten, ist es ebenfalls wieder der zu erwartende Besitzwechsel, der in trügerischer Weise sie tröstet.

Die Parzellierung des Grundes ist, wie es bei diesem System nicht anders sein kann, eine außerordentlich weitgehende und die Bevölkerungszunahme eine erschreckende. Während in früheren Jahren zu Zeiten des Kultursystems, das den Eingeborenen den Anbau von Kaffee und die Ablieferung bestimmter Mengen zur Pflicht machte, den Beamten auf ihren Inspektionsreisen die jüngsten Kinder in den Dörfern gezeigt werden mußten, um zu beweisen, daß eine Bevölkerungszunahme bestehe, die damals wegen der für den Betrieb der Plantagen erforderlichen Arbeitskräfte dringend erwünscht war, weiß man jetzt kaum mehr, was mit dem Überschuß anfangen. Es gibt gegenwärtig achtundzwanzig Millionen Sudanesen und Javanen auf der

Insel, und einzelne Landstriche in Midden-Java sind bevölkerter wie die dichtbevölkertsten des belgischen Industriezentrums. Die Südküste Javas eignet sich wegen der Sümpfe nur wenig zur Kolonisation, und so denkt man daran, Javanen in die noch unbewohnten Landstriche Sumatras zu überführen. Ob dies gelingen wird, ist fraglich. Jedenfalls ist es ein teures Experiment, das schon deshalb schwer sich verwirklichen läßt, weil die Leute ihre Heimat nur ungern verlassen und das sumatranische Klima schlecht vertragen. Da in den letzten zwei Jahren Mißernten erfolgten und auch heuer der Regen verspätet und unzureichend einsetzte, wäre es an der Zeit, Stauwerke zu schaffen, wie solche die Engländer in Indien in großem Maßstabe angelegt haben. Allein bei der Sparsamkeit der Holländer ist dies nicht zu erwarten, und die Maßregel, daß aus den Regierungsversuchsgärten zu Beutenzorg Trokkenpflanzen und Sämereien verteilt werden, die den Ausfall der Reisernte decken sollen, dürfte kaum ausreichen. Trockenpflanzen werden ja sowieso angebaut, und zwar in Wechselwirtschaft mit dem Reis. Die wichtigsten Trokkenpflanzen sind außer dem Manihot oder Tapioka Ölfrüchte und verschiedene Bohnenarten. Der Reis wird dort, wo, wie im Préanger, Wasser im Überfluß vorhanden ist und Sawahs angelegt sind, dreimal in zwei Jahren geerntet, dort hingegen, wo er trocken gezogen wird, alle Jahre nur einmal. Ein wahres Glück ist die Fruchtbarkeit des tiefroten, aus verwitterter Lava und vulkanischer Asche bestehenden Bodens und die daraus sich ergebende Billigkeit der Lebensmittel, die es einer eingeborenen Familie ermöglicht, mit zwanzig Cents im Tage den nötigen Lebens-

unterhalt zu bestreiten. Der übliche Lohn, besonders auf den Plantagen, übersteigt nicht diese so geringfügige Summe, und die Besteuerung der Leute ist in Anbetracht dessen sehr erheblich. Den Betrag der Kopf- und Landtaxe pro Bauernfamilie schätze ich auf etwa fünf Gulden im Jahre, eine Schätzung, die sich ungefähr mit der mir gewordenen Mitteilung deckt, daß in rein agrarischen Bezirken durchschnittlich zwei Gulden pro Person erhoben würden. Weit höher als die genannten Steuern ist die Erwerbssteuer. So hörte ich von einem eingeborenen Lohnkutscher in Batavia, daß er jährlich für zwei Wagen achtzig Gulden zu entrichten hätte. An indirekten Steuern ist vor allem das Salzmonopol zu erwähnen. Das Salz darf nur auf der Insel Madura aus dem Meerwasser gewonnen werden und muß von den Maduresen zu von der Regierung festgesetzten Preisen an diese verkauft werden, die es an die Detailhändler verschleißt. Ein weiteres Monopol ist der Opiumverkauf, der von der Regierung an staatlich beaufsichtigte Pächter vergeben wird, um einen übermäßigen Opiumkonsum zu verhüten. Der Verkauf erfolgt in kleinen Plomben, deren jede neun Cents kostet und genügend Opium für eine erbsengroße Pille enthält oder für acht bis neun kleinere Dosen. Eine weitere Einnahme gewähren die ebenfalls, und zwar fast immer an Chinesen, verpachteten Pfandhäuser. Für minimale Summen versetzen dort die Javanen ihre Wertgegenstände, die sie dann nicht mehr auszulösen vermögen und die bei der nachfolgenden Versteigerung häufig zu einem Zehntel ihres Wertes in die Hände von Kompagnons der Pfandhausbesitzer geraten. Nicht immer ist es wirkliche Not, die die Leute zum Leih-

hause treibt, sondern ebenso oft Leichtsinn und Vergnügungssucht. Es fehlt eben dem Javanen jeglicher Begriff für Geld und Geldgeschäfte, und er läßt, wenn er gerade eine Summe aufnehmen will, sich zur Zahlung ganz ungebührlicher Zinsen bereden. So verarmt denn das Volk mehr und mehr, und wer sich auf seine Kosten bereichert, sind nicht sowohl die Holländer als die Chinesen und Araber.

Die Schulbildung der Javanen ist freilich eine ungenügende, und ich glaube, daß nicht ein Prozent schreiben, lesen oder rechnen kann. Um ein Beispiel anzuführen, treffen in dem Bezirk Garut im Préanger auf 250 000 Einwohner nur elf Schulen, worunter eine für Europäer. Diese Schulen sind meist private Unternehmungen, von denen die wenigsten eine staatliche Subvention erhalten. In den staatlichen Schulen wird kein Religionsunterricht erteilt, den die Mohammedaner in ihren Moscheen durch ihre Pungulus oder Priester erhalten, aber selbst große Dörfer besitzen oft keine Moschee. Die Mehrzahl der Bevölkerung kennt kaum die Lehren des Islâms, sie begnügt sich, den überkommenen Bräuchen zu folgen und hängt zäh an altem Aberglauben. In den mittleren und östlichen Provinzen sind die Bewohner eigentlich mohammedanisierte Hindus, ich meine Hindus im religiösen Sinne, und nur im Westen, insbesondere im Préanger, überzeugte Mohammedaner. Dort sind daher Ausbrüche eines religiösen Fanatismus noch immer zu fürchten. Anlaß hiezu geben vor allem die Treibereien der auf Java ansässigen Araber, die unter dem Vorgeben, heimliche Emissäre des türkischen Sultans zu sein, das Land durchziehen, den Pan-Islâmismus predigen und für seine Zwecke Gelder sammeln, von denen nicht

das geringste nach Stambul in die Hände des Chalifen gelangen dürfte. Diese Leute sind es auch, welche die Javanen zu den Mekkareisen aneifern, die außerordentliche Summen verschlingen und oft vermögliche Familien an den Bettelstab bringen. Außerdem mißbrauchen sie ihr Ansehen als Abkömmlinge des Propheten zu Wuchergeschäften. Es sind deshalb die Regenten wie Wedonos von dem Treiben der Araber wenig erbaut. Alle ausländischen Araber verweist die Regierung aus Java, die inländischen hat sie unter die Aufsicht arabischer Vertrauensleute gestellt.

Die christliche Missionstätigkeit macht nur geringe Fortschritte und muß mit größter Vorsicht betrieben werden, um nicht ernste Gefahren heraufzubeschwören. Die Erwiderung, die den Missionaren seitens der Mohammedaner gewöhnlich zuteil wird, lautet, daß ihr Prophet nach dem Propheten der Christen erschienen sei.

Es ist noch kein Jahr her, daß der Regent von Garut Gift verabreicht erhielt, der dortige Pungulu durch einen Mordanschlag bedroht und sein Neffe erdolcht wurde. Alles, weil die drei geheimer Beziehungen zu einer Missionsgesellschaft verdächtig waren.

Eine ähnliche Organisation wie für die Araber wurde für die Chinesen geschaffen. Ihre von der Regierung ernannten Häupter, der Major, Kapitän und Leutnant-China führen als Amtszeichen lange Stäbe. Ihnen obliegt unter anderem die Erhebung der Steuern bei ihren Landsleuten, wofür sie durch Gewährung von Tantiemen aus den Erträgnissen entlohnt werden. Man wählt sie deshalb in der Regel aus den Vorstehern der Cong-si's, jener so einflußreichen Gilden oder, besser gesagt, Geheimbünde, die in

Singapur eine gefährliche Macht errangen, auf Java aber dank der klugen Politik der Regierung bisher niedergehalten wurden.

Es ist beabsichtigt, die weitere Einwanderung von Chinesen zu erschweren und ihnen die Ausübung gewisser Handwerke zu verbieten, um dafür die Javanen mehr zum Handwerk und zur Hausindustrie heranzuziehen, ein Beginnen, das schwerlich Erfolg haben dürfte. — Lange nicht so tüchtig und geschäftsgewandt wie die zugewanderten Chinesen sind die auf Java geborenen, die großenteils von javanischen Müttern abstammen.

Einige Java-Chinesen haben Holland besucht und ein paar dort sogar den Doktorgrad der Medizin errungen, deren Praxis sie nun in Batavia, auch bei europäischen Familien, ausüben. Diese Java-Chinesen haben die Erlaubnis erhalten, sich „den Zopf abzuschneiden", das heißt, sich als Holländer naturalisieren zu lassen. Auch andere Nicht-Europäer können die holländische Staatsangehörigkeit erwerben, insoferne sie Christen sind, europäische Kleidung tragen und den Nachweis elementarer Schulbildung zu erbringen vermögen. So wurden viele Guineaneger naturalisiert, die früher in der Armee gedient hatten und sich nun der gleichen Rechte mit den Weißen erfreuen, von denen sie jedoch als „Staatszeitungs-Europäer" verspottet werden.

Der Hauptvorteil, den die Holländer aus ihren Kolonien ziehen, kommt weniger vom Handel als vielmehr von der Plantagenwirtschaft, und niemand wird leugnen wollen, daß sie als Pflanzer unübertroffen dastehen. Während der Engländer auf raschen Erwerb sinnt und, wo ihm solcher

nicht winkt, die Sache bald wieder fallen läßt, verfährt der Holländer viel konsequenter. Auch lebt er genügsamer und läßt sich nicht wie der Engländer von seinem Ziele durch sportliche Interessen ablenken. So würde es keinem Holländer in den Sinn kommen, eine gewisse Bodenfläche möglichst schnell zu bebauen, nur um damit einen Rekord zu schaffen, wie dies seitens englischer Pflanzer auf Grund gegenseitiger Wetten erfolgt. Es haben daher die Holländer durch ihr systematisches Verfahren den englischen Pflanzern in mehr wie einer Hinsicht den Rang abgelaufen und unter anderem bereits die ganze Chinchonakultur Ceylons brachgelegt. Von der Regierung mustergültig angelegte Versuchsgärten unterstützen die Pflanzer in ihrem Streben, und die auf streng wissenschaftliche Weise erzielten Resultate übertreffen bei weitem jene, welche die Engländer auf empirischem Wege erreichten. Der in größerem Umfange erst seit kurzem gebaute Tee ist an Gehalt kräftiger wie der indische, und ebenso kommt der Kaffee an Qualität gleich hinter dem Mokka zu stehen. Dessenungeachtet befinden sich die Kaffeepflanzungen in schwerer Krisis. Die brasilianische Konkurrenz scheint sich den Weltmarkt endgültig zu erobern, und jene Blattkrankheit, welche die Kaffeeproduktion in Ceylon zugrunde richtete, verbreitet sich zusehends in Java. Die Lage der Pflanzer erschwert ferner der Umstand, daß auch die eigene Regierung sich mit dem Kaffeebaue befaßt. Auf den hiezu bestimmten Ländereien werden die Eingeborenen immer noch in der Weise des alten Kultursystems gezwungen, Kaffee zu bauen und ihn dann in die Gouvernementslagerhäuser abzuliefern, wo ihnen das Picul zu dem von der Regierung festgesetzten

Preise von fünfzehn Gulden abgenommen wird, während die Plantagengesellschaften siebzig Gulden pro Picul zu bezahlen haben (ein Picul = achtzig Kilogramm).

Weit besser als um die Kaffeekultur steht es um jene des Zuckerrohrs, die seit der auf Grund eines internationalen Abkommens erfolgten Aufhebung der Zuckerprämien einer günstigen Zukunft entgegensieht.

Die Chinchona-Plantagengesellschaften verteilen hundertzwanzig Prozent Dividende, und noch größer müssen die Einnahmen aus den Regierungsgärten bei Bandung sein, da die Rinde ihrer Bäume bis zu fünfzehn Prozent Chinin enthält (drei Prozent über die Norm). Ebensogut rentieren sich die Guttaperchaplantagen, welche hauptsächlich in der Gegend von Japara liegen. Wenn ein Beweis für deren Rentabilität noch nötig wäre, dürfte die Tatsache genügen, daß die Regierung neuerdings mit den Privaten in den Wettbewerb tritt, um die für ihre Kabel benötigte Guttapercha erzeugen zu können.

Die Wälder sind fast ausnahmslos im Besitze des Staates. Als die wertsvollsten gelten die Tikforsten im Osten der Insel; doch ist der Abtransport des Holzes sehr schwierig. Getriftet kann nicht werden, und wenn auch die Staatsstraßen vortrefflich und die durch Frondienst unterhaltenen Distriktsstraßen nicht minder gut sind, genügen doch Straßenverbindungen allein keineswegs dem vorhandenen Bedürfnisse. Ganz Java wird aber nur von einer einzigen Bahn durchzogen, die von Batavia über Maos an der Südküste nach Surabaya und östlich darüber hinausführt. Diese Bahn wurde aus Ersparnisgründen eingleisig

und schmalspurig gebaut. Nur in ihrer Mitte findet sich eine breitspurige Strecke eingeschaltet, die einer Privatgesellschaft gehört, und die von Schmalspurwägen befahren werden kann, da eine dritte Schiene zwischen den normalspurigen Gleisen eingeschaltet ist. An diese Bahn schließen sich beiderseits einige Dampftramlinien. Sehr mißlich für den Verkehr sind zwei Umstände, einmal, daß keine Nachtzüge gehen, weil man die Schlaftrunkenheit der javanischen Wechselwärter fürchtet, zweitens die schlechte Beschaffenheit der stark rußenden Kohle. Diese, eine Braunkohle, wird auf Borneo in der Gegend von Kuttay gewonnen. Dort sind auch erhebliche Petroleumlager vorhanden, noch ergiebigere in Dschambi auf Sumatra, deren Erschließung sich die Königliche Maatschappei zum Ziele gesetzt hat. Von den auf Java entdeckten Petroleumquellen wird eine bei Surabaya im großen ausgebeutet.

Wie Sumatra birgt auch Java reiche Schätze an Gold. Auf Java kann dieses wegen der kurzen und tief eingeschnittenen Flußläufe nicht gewaschen werden, sondern müßte bergmännisch gewonnen werden, und auch in Sumatra, wo die Lager reichhaltiger sind, ist nur ein Betrieb mit Pochwerken möglich.

Weitaus die sicherste Rente ergibt der Bergbau auf Zinn. Die schon lange bestehende Billiton-Kompagnie, der die Regierung auf Banka eine Konkurrenzunternehmung zur Seite setzte, machte glänzende Geschäfte, und wenn auch der Preis in letzter Zeit etwas sank, ist der Gewinn immerhin beträchtlich. Auch der gesamte Riau-Archipel enthält reiche Lager, auf welche die Regierung bereits die

Hand gelegt hat, die sie aber noch ungenützt läßt, um den Preis nicht weiter herunterzudrücken.

Zum Schlusse einige Bemerkungen über die holländische Kolonialarmee und den Atschehkrieg. Bekanntlich nahm dieser im Jahre 1873 seinen Anfang und verursachte seitdem ein bedeutendes Defizit des Kolonialbudgets. Seine lange Dauer erklärt sich aus dem Umstande, daß er zu sparsam und mit unzureichenden Kräften geführt wurde. In den achtziger Jahren schien er bereits einmal seinem Ende zu nahen, als General van der Heiden energisch vorging; allein sein Vorgehen wurde vom Parlamente beanstandet und insbesondere wurde verurteilt, daß er die Gefangenen einfach erschießen ließ, wo doch die Atschinesen das gleiche mit ihren Gefangenen taten. Van der Heiden wurde abberufen, und es folgte ein Zivilgouverneur; die ganze Kriegführung erlahmte, und binnen kurzem waren die Holländer wieder bis an die Küste zurückgedrängt. Neuerdings, seit General van Heutz der Oberkommandierende, hat die Sache eine bessere Wendung genommen. Es wird dieser im Anfang der fünfziger Jahre stehende Herr als ein tüchtiger Soldat gerühmt, der nur das eine Wort „Vorwärts“ kenne, zugleich aber als höchst fähiger Politiker und Diplomat geschildert, der es insbesondere verstehe, den Atschinesen die Vorteile des Friedens klar zu machen und ihre Handelsinteressen zu wecken. Tatsächlich gelang es ihm am 14. Januar dieses Jahres, nachdem er mehrere Unterhäuptlinge sowie Mitglieder der Familie des Sultans in seine Gewalt gebracht hatte, diesen dazu zu bewegen, sich ihm freiwillig zu stellen, womit vielleicht der schon 30 Jahre währende Krieg beendet sein dürfte.

Die niederländisch-indische Armee zählt 34000 Mann, von denen 6000 augenblicklich in Atscheh stehen. Sie ergänzt sich durch Werbung: zur Hälfte aus Eingeborenen, zur Hälfte aus Europäern. Am zahlreichsten sind unter diesen die Holländer, nächst ihnen die Belgier, deren Zugang sich jedoch verringert hat, da die holländischen Werbeoffiziere nur ungern sie annehmen. Die Zahl der eingestellten Deutschen beträgt etwa 1400. Es sind zum Teil Leute aus gebildeten Kreisen, wie frühere Offiziere und Studenten, die irgendwie im Leben Schiffbruch erlitten. Viele von ihnen sind als Schreiber oder als Unteroffiziere verwendet, aber nur vier erreichten die Offizierscharge, die den Unteroffizieren prinzipiell offensteht, und kein einziger brachte es weiter als bis zum Hauptmann. Das Gehalt der Offiziere ist gering, ebenso ihre Pension. Jene eines Hauptmannes beziffert sich im Maximum auf 1500 Gulden.

Die Mannschaften sind zu einer sechsjährigen Dienstzeit verpflichtet. Sehr häufig kapitulieren die Soldaten, durch die äußeren Umstände veranlaßt, nach vollendeter Dienstzeit aufs neue, und so schwankt das Alter der in der Front stehenden zwischen 20 und 40 Jahren. Einem Fünftel von ihnen ist es gestattet, zu heiraten. Es geht den Leuten nicht eben schlecht, aber gut geht es ihnen auch nicht bei einem Tagessold von nur 30 Cents. Die ausgedienten Soldaten sind selten in der Lage, nach Europa zurückzukehren. Ich sprach zwei Deutsche, welche bereits 1870 mit Auszeichnung als Unteroffiziere gefochten und später im Atschehkriege sich neue Auszeichnungen errungen hatten, wofür zum Lohn sie im Zivildienst angestellt wurden, der eine bei der Bahn als Stationschef, der andere als Wirtschafter

eines Rasthauses. — Die europäischen Rekruten werden nach fünf-, die eingeborenen Rekruten nach neunmonatlicher Ausbildung in den Depotbataillonen der Truppe überwiesen. Die Infanteriebataillone sollen etwas über 700 Mann zählen, sind aber in der Regel schwächer.

Die Kasernements sind luftig gebaut; es bestehen in ihnen eigene Mannschaftskasinos mit Bibliotheken und Theatersälen, eine in überseeischen Gegenden nachahmenswerte Einrichtung, um den Leuten Zerstreuung zu schaffen und sie vor Exzessen zu bewahren. Dürftig ist dagegen die Ausstattung der Kasernen der eingeborenen Soldaten, die auf durchlaufenden Holzpritschen schlafen, unter welchen ihre Familien am Boden lagern. Von den eingeborenen Soldaten beziehen die Nichtchristen den halben Sold. Der Prozentsatz der Christen, meist Leuten aus Ambon oder Buginesen aus Celebes, deren Vorfahren von den Portugiesen bekehrt wurden, ist ziemlich hoch. Sie bilden ein erwünschtes Gegengewicht gegen die Mohammedaner und gelten als bessere Soldaten wie die Javanen, da der Soldatenberuf bei ihnen von Vater auf Sohn sich vererbt.

Der Dienst dauert in der Regel bis 10½ Uhr morgens und beschränkt sich zumeist auf Freiübungen, Fechten und etwas Detailexerzieren.

Nun einiges über die Kämpfe in Atscheh.

Wie schließlich im Kriege überall, so ist doppelt im Kriege mit wilden Völkern das rücksichtslose Draufgehen die Hauptsache, und daß er dieses den Truppen in Atscheh beibrachte, ist ein Hauptverdienst des schneidigen Generals van Heutz, der mehr denn einmal verwundet wurde. In der Regel pflegte er mit etlichen gemischten Kolonnen, die

er parallel zueinander auf Wegen oder quer durch den Wald ansetzte und denen breit ausgedehnte Kavalleriespitzen voraneilten, dem Gegner auf den Leib zu rücken. So schnell ging dies nun freilich nicht. Die Infanterie, die meist in Reihen oder Mann hinter Mann marschierte, mußte sich oft, mit dem Buschmesser in der Hand, den Weg bahnen, und gar häufig mußten an Wasserläufen die für je zwei Mann bestimmten zerlegbaren Bambusflöße in Tätigkeit treten. Biwakiert wurde immer in den Kampongs, an deren Rande die Posten über dem Zaune erhöht aufgestellt wurden. Die Abgabe von Schützenfeuer, das bei den einheimischen Truppen stets in ungezieltes Schnellfeuer ausartet, wurde diesen untersagt, dagegen Salvenfeuer angewendet, besonders wenn während des Marsches der meist unsichtbare Gegner die Flanke einer Kolonne beschoß. An Lichtungen vor besetzten Kampongs wurde aufmarschiert; traf man den Gegner aber im Walde, wurde ohne weiteres mit dem Bajonette angegriffen, da erfahrungsgemäß im Nahkampfe am schlechtesten geschossen wird und die Atschinesen einem entschlossenen Angriffe nicht standhalten. Am meisten fürchten sie die ihnen unbekannte Kavallerie. Es können daher einzelne Reiter durch unverzagtes Angaloppieren ganze Scharen in Panik versetzen.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, die eigenen Toten und Verwundeten in Sicherheit zu bringen, um sie vor Verstümmelungen zu schützen und den Gegnern keine Trophäen zu überlassen, deren Vorzeigen ihnen wieder neuen Zulauf verschaffen würde.

Neuerdings wird der Frage der Verteidigung Javas

gegenüber feindlichen Landungsversuchen erhöhte Beachtung geschenkt. Die Küstenbatterien von Tandschong-Priok sind in ihrer Anlage gänzlich veraltet, ebenso die Forts von Batavia. Der Umbau jener bei Meester Cornelis soll demnächst erfolgen. Die Sorge, ob es auf die Dauer möglich sein wird, die Kolonien zu behaupten, wirkt insoferne lähmend auf deren industrielle wie kommerzielle Entwicklung, als man sich in Holland scheut, in ihnen größere Kapitalien anzulegen. Unter anderem erklärt sich aus diesem Umstande die geringe Ausgestaltung des Bahnnetzes auf Java. Am meisten fürchtet man japanische Ausdehnungsgelüste.

Viertes Kapitel

Gesellschaftliche Verhältnisse

Der Hauptverkehr in den größeren Orten Javas spielt sich des Morgens um 7 Uhr ab. Um diese Zeit unternimmt, wer ein Gespann sich zu leisten vermag, seine Spazierfahrt. Gegen 9 Uhr ist alles bereits auf den Bureaus und Kontors, und da über Mittag durchgearbeitet wird, belebt sich erst des Abends wieder die Straße mit Equipagen. Gegangen wird fast nie und wenn, so höchstens, um sich alsbald in einem Kaffeehause oder Klublokale niederzulassen. Theater gibt es nur in Batavia und Beutenzorg; die Unterhaltungen beschränken sich daher, da die Holländer jedem körperlichen Sporte abhold sind, auf gegenseitige Dinereinladungen sowie auf gelegentliche Bälle. Die gesellschaftlichen Formen sind ziemlich steif; ein jeder Besuch muß angesagt werden, wird trotz der drückenden Tropenhitze im schwarzen Rocke erstattet und muß herkömmlicherweise eine Stunde bis fünf Viertelstunden währen, braucht aber erst nach Jahresfrist erwidert zu werden.

Alles ist streng dem Range nach unterschieden, und in Etikettefragen herrscht dieselbe Peinlichkeit wie in so mancher deutschen Kleinstadt. Um so gemütlicher richtet sich der Holländer sein Hauswesen ein, und um so weniger Zwang legt er sich in diesem auf, ja es geht die Gemütlichkeit entschieden zu weit und wird zu bequemem Sichgehenlassen. Im Vorgarten, der von der Straße völlig einzusehen

ist, liegen die Frauen, nur mit Sarong und Leinjacke bekleidet, barfüßig auf den Rohrstühlen, das Haar meist aufgelöst, und selbst auf der Straße zeigen sie sich in sogenannten Babykleidern. Die nachlässige Kleidung wirkt um so unvorteilhafter, als die Frauen infolge der geringen Bewegung vielfach schon in jungen Jahren unförmlich in die Breite gehen.

Wie in allen tropischen Gegenden, wäre es auch in Java sehr angezeigt, die Kinder möglichst bald nach Europa zu schicken, was aus finanziellen Gründen meist unterbleibt. Die Kinder haben unter Blutarmut zu leiden, und ihre Gelenke erlangen nicht immer die nötige Festigkeit. Bedenklicher ist die Schädigung der seelischen Entwickelung durch den Verkehr mit den Halbblutkindern, mit denen sie gemeinsam die Schule besuchen, sowie mit jenen der Eingeborenen, die sie als Spielgenossen vor ihren eigenen Landsleuten bevorzugen, da sie sich ihnen gegenüber alles ungestraft erlauben können. So lernen sie nicht arbeiten, sondern herumkommandieren, werden leicht lügnerisch und in mehr als einer Hinsicht verdorben.

Im allgemeinen ist das Leben auf Java recht billig, während es in Holland, selbst im Vergleiche zu dessen Nachbarländern, sehr kostspielig ist, ein Umstand, der die meisten Beamten, die an einen gewissen Komfort und an eine große Dienerzahl gewöhnt sind, bei der Knappheit ihrer Pension davon abhält, wieder in die Heimat zurückzukehren. Das gleiche gilt für die Mehrzahl der Pflanzer.

Die Gesamtzahl der auf Java lebenden Europäer wird auf 66 000 angegeben; wie viele davon aber reinblütig sind, ist eine schwierige Frage. Es lag in der Politik der ein-

Java: Karten-Spieler (Sundanesen) (Seite 43)

Java: Batik-arbeitende Frauen. Aufzeichnen der Sarong Muster
(Seite 43)

stigen niederländisch-indischen Kompagnie, aus fiskalischen Gründen zur Ersparung von Witwen- und Waisengeldern die Einwanderung holländischer Frauen zu verhindern. Die Folge war, daß die Angestellten der Kompagnie sich javanische Konkubinen hielten oder sich mit Javaninnen vermählten. Da der Halbblut-Europäer in gesellschaftlicher Hinsicht genau so angesehen ist wie der reinrassige, ist die Blutmischung immer noch in der Zunahme begriffen. Sehr viele Beamte sind mit Halbblut-Javaninnen verheiratet und tragen selbst die deutlichen Abzeichen der Blutmischung. — Das Vordringen und Zunehmen des Halbblut-Elementes ist eine Gefahr für die Kolonie. Bei ziemlicher Intelligenz und manchen Talenten fehlt doch der Mehrzahl der Mischlinge die Energie und Arbeitslust der Europäer und namentlich auch deren Pflichtgefühl, so daß sie meist nur in subalternen Stellungen zu gebrauchen sind.

Fünftes Kapitel

Die Sundanesen

Die Bewohner des westlichen Drittels von Java, die Sundanesen, unterscheiden sich in körperlicher wie sprachlicher Hinsicht von den eigentlichen Javanen. Gleich ihnen gehören sie zu den Malaien und sind vielleicht reinere Malaien als diese, die vor Zeiten viel Hindublut in sich aufnahmen. Mager, aber muskulös gebaut, erreichen die Sundanesen infolge kümmerlicher Lebensführung kein hohes Alter. Fünfzigjährige Männer sehen wie Greise aus, und noch schneller verwelken die Frauen. In der Regel mit vierzehn Jahren Mütter, säugen sie Jahre hindurch die Kinder, die sie, in ein Tuch gebunden, rittlings auf der Hüfte zur Arbeit mitnehmen. Ihre Hautfarbe ist sonderbarerweise dunkler wie jene der Männer, die von hellem Lichtbraun mit gelblichem Striche bis zu Kaffeebraun wechselt, nie aber das Schokoladebraun der Südinder erreicht. Die Kopfbildung der Sundanesen ist eckig, die Gesichter sind breit, das Kinn ist stumpf und stumpf die Nase. Bei den Leuten der höheren Stände ist der Nasenrücken weniger eingedrückt, aber auch bei ihnen die Nasenspitze nur dürftig entwickelt. Der Bartwuchs der Männer ist äußerst spärlich, das Haar straff wie Roßhaar. Am Knochenbaue erschien mir besonders charakteristisch die auffallende Länge der Mittelhandknochen.

Die Sundanesen gelten mit Recht als ein munteres Völkchen; sie sind lebhafter wie ihre javanischen Nachbarn und

gutartigeren Charakters, ebenso unterwürfig, aber weniger verlogen. Der Verkehr mit ihnen ist leicht; sie sind sehr gastlich und von hochentwickeltem Takt- und Zartgefühl. Unbegrenzt ist ihr Leichtsinn; nur so lange die Not zwingt, wird gearbeitet und das gewonnene Geld alsbald wieder verjubelt. Die Leutchen lieben Feste über alles und sind äußerst sinnlich veranlagt.

Wenn auch die Sundanesen nicht zu den überzeugtesten Mohammedanern gehören, unterziehen sich doch viele von ihnen der Mühe einer Mekkareise, hauptsächlich aus Eitelkeit, um den Titel eines Pilgers oder Hadschi führen und den bunten Turban tragen zu dürfen, dessen Stelle bei den Frauen, die in Mekka waren, ein schwarzer Schleier vertritt. Die übrigen Frauen gehen unverschleiert und unbedeckten Hauptes, welches lediglich das in einen Knoten geschlungene üppige Haar vor den Sonnenstrahlen beschützt. Die Männer umwickeln sich den Kopf mit einem Tuche, dessen Zipfel gleich Eselsohren abstehen, und das ebenso scheckig gemustert ist wie der von beiden Geschlechtern getragene Sarong. Die Mehrzahl der Sarongs stammt aus Holland oder der Schweiz, wo sie aus leichtem Kattunstoffe billiger hergestellt werden als die heimischen Batiksarongs. Die Technik der Batikerei besteht der Hauptsache nach darin, daß auf die Stellen der Leinwand, die zunächst nicht gefärbt werden sollen, eine isolierende Wachsschicht aus einem kleinen löffelartigen Holzpfännchen gegossen wird, wobei zu bemerken ist, daß die Arbeiterinnen stets ohne Vorlage die Zeichnung mit dem flüssigen Wachse auftragen oder, besser gesagt, aussparen. Dieser Prozeß wiederholt sich nach jeweiligem Abkochen der Wachsschicht

und ihrem Wiederauftragen an anderer Stelle so lange, bis sämtliche gewünschte Farben auf dem Stoffe angebracht sind. Die Muster der Sarongs zu beschreiben, würde ein eigenes Buch erfordern; gesagt sei nur, daß bestimmte Muster die Kennzeichen einzelner Familien sind, gleichwie in Schottland die Farben der Plaids je nach den Clans wechseln. Außerdem sind die Sarongs innerhalb desselben Stammes nach Rang und Geschlecht ihrer Besitzer verschieden. Die Männer tragen unter dem hochgeschürzten Sarong häufig weite buntgemusterte Beinkleider, die Frauen ziehen den Sarong bis über die Brust. Das Kostüm vervollständigt bei beiden Geschlechtern eine kurze Leinjacke, die Kabbaya. Selbstverständlich vereinfacht sich die geschilderte Toilette bei den Feldarbeitern, und die Kinder laufen für gewöhnlich im Adamskostüme einher, entstellt durch den infolge der Reiskost unförmlich aufgetriebenen Bauch. Schmuck wird nur vom weiblichen Geschlechte getragen, und zwar in Gestalt silberner Gürtelschließen sowie großer Ohrpflöcke aus Ebenholz, die bei den Vermöglicheren mit Brillanten besetzt sind. Erwähnenswert sind noch die großen, fast ausschließlich von den Männern benützten tellerähnlichen Strohhüte aus wasserdichtem Bambusgeflechte, die über ganz Ostasien verbreitet sind, und von denen ich auf Java mindestens zwanzig verschiedene Formen zählte.

Die Nahrung der Leute setzt sich vorwiegend aus Reis zusammen, der in unglaublichen Mengen genossen wird. Meist wird der Reis in Pisangblättern gedünstet, oft auch mit Zusätzen von Safran und Palmzucker bereitet. Den Reisspeisen wie überhaupt der javanischen Kochkunst

konnte ich keinen Geschmack abgewinnen; ich fand alle Gerichte süßlich und dabei so zähe wie Wachs. Ausschließlicher Reisgenuß soll nach neueren Erfahrungen die Hauptursache der so sehr gefürchteten Beri-Beri-Krankheit sein; jedoch, wer lebt einzig von Reis? Die Leute kennen eine ganze Menge von Gemüsen und Hülsenfrüchten und bauen auch vielfach Kartoffeln. Das heimische Obst ist teigig und fad. Ich versuchte alle Sorten, einschließlich der faulig riechenden Duriane, konnte mich aber nur mit den mir schon von Indien her bekannten Poppeias und Mangostanen befreunden. Die wichtigste Beigabe zur Reiskost bilden die getrockneten Fische, die nebst Fischkäse in großen Mengen aus Siam bezogen werden. Die javanischen Fische sind von geringer Güte. Sonderbarerweise kommen von ihnen für die Volksnahrung die Goldfische am meisten in Betracht, die nach erfolgter Reisernte in den Sawahs ausgesetzt werden und ein Gewicht bis zu drei Pfund erreichen.

Auch Fleisch wird zuweilen genossen, und zwar allem Islâm zum Hohne sogar Schweinefleisch, wenigstens begegnete ich wiederholt Bauern, die in einem durchbrochenen Bambusgeflechte Ferkel zum Markte trugen. Der für die Feldbestellung so wichtige Kerbau oder Büffel ist zu kostbar, um anders als in Ausnahmefällen geschlachtet zu werden; seine Milch wird im Gegensatze zu Indien unbegreiflicherweise nicht verwendet, Butter- und Käsebereitung ist unbekannt.

Ein jeder Haushalt besitzt seine Hühnerzucht. Die Hühner werden in einem Gitterkorbe verwahrt und in diesem hochgehißt, da der Hühnerdiebstahl gang und gäbe

ist und sich nahezu zu einem Sporte entwickelt hat. Auch Enten haben die Leute in ziemlicher Menge, die sie wegen der größeren Eier schätzen, und die in die Alang-Alang-Felder getrieben werden.

Sehr merkwürdig und beachtenswert sind die Heilmittel der Eingeborenen, deren Zusammensetzung nur den Frauen bekannt ist und als Geheimnis sich von Mutter auf Tochter vererbt. Schon wiederholt trachteten holländische Ärzte, Näheres hierüber zu erfahren, aber selbst bei Anerbietung bedeutender Geldsummen wurde ihnen nichts verraten. „Was sollen wir mit all dem Geld anfangen?“ lautete die Antwort, „es wird uns ja doch nur gestohlen.“ Von diesen Heilmitteln sind die wichtigsten Pflanzendekokte gegen Diphtherie, Malaria, Dysenterie, Blasen- und Nierensteine, die sich ausgezeichnet bewähren sollen. Schlangenbiß wird durch den sogenannten Schlangenstein geheilt, der sich fast ausschließlich im Besitze von Hinduabkömmlingen befindet. Dieser Stein, klein und von brauner Farbe, wird vor Gebrauch in Milch getaucht und dann auf die Wunde gelegt, aus der er, sich verfärbend, das Gift herauszieht. Ich hörte von Fällen, wo seine Anwendung selbst nach mehreren Stunden völlige Wiederherstellung bewirkte, obwohl die verletzte Stelle und ihre Umgebung schon stark angeschwollen waren.

Von der Massage wird ausgiebiger Gebrauch gemacht, und in jedem Orte wohnt mindestens eine Frau, die sie berufsmäßig betreibt. Schlimm steht es hingegen um die chirurgischen Fertigkeiten der Eingeborenen sowie jene auf dem Gebiete der Geburtshilfe. Hiefür ein Beispiel: Als ich den Tankuban-Prahu bestieg, sah ich neben mir einen

Sundanesen rüstig ausschreiten, dem an den Händen mehrere Finger fehlten und an beiden Füßen die Zehen nebst den vorderen Phalangen der Mittelfußknochen. Als ich mich nach der Entstehung dieser seltsamen Verletzung erkundigte, erzählte der Mann lächelnd, daß sein Vater, als er ihn bei der Geburt von der Nabelschnur lostrennen wollte, ihn versehentlich mit dem Dolchmesser verletzt habe.

Sechstes Kapitel

Von Beutenzorg nach Bandung

Aufenthalt in den Préanger Regentschaften

Das Gouvernementspalais zu Beutenzorg steht ziemlich in der Mitte des berühmten botanischen Gartens. Ihn zu schildern, vermag nur ein Fachmann. Ich erinnere mich großer Baumorchideen und einer 100 Meter langen Liane, die sich schlangengleich durch das Geäst einer Allee zieht. — Der Pflanzungs-Versuchsgarten dient praktischen Zwecken. Gegenwärtig stehen im Vordergrund des Interesses die Versuche zur Steigerung der Kautschuk-Produktion.

Wiederholt besuchte ich die Kampongs der Eingeborenen. Ihre bescheidenen Hütten sind tadellos sauber. An den Stämmen der Kokospalmen, die sie umgeben, gewahrte ich Abwehrgitter, die das Hinaufklettern von Dieben verhindern sollen, und auf den Feldern hohe Vogelscheuchen. An der einen Seite ihrer drehbaren Querstange ist ein kleines Windrad angebracht, an der anderen ein Schweif aus weißen Grasflocken, die beim geringsten Windhauche in zitternde Bewegung geraten.

Die Leute, denen ich begegnete, hockten sich zum Gruße auf die Fußballen nieder und berührten mit gefalteten Händen die Stirne. Wollten sie sich besonders unterwürfig erweisen, wandten sie einem zuvor noch den Rücken zu, um anzudeuten, daß sie nicht würdig seien, dem Fremden ins Antlitz zu blicken.

In einem mit drei Ponys bespannten Wagen verließen wir Beutenzorg. Vom Gebirge herab kamen uns viele Träger entgegen, welche die in zwei Deckelkörbe verteilten Lasten an einer über die Schulter gelegten Stange balancierten. Mehr als 40 Kilo sollen die Lasten niemals betragen. Ein größerer Korb mit spitzem Dache wurde von zwei Trägern befördert. Nie hätte ich nach seinen Ausmaßen auf seinen Inhalt geraten, denn in dem Korbe saß eine zusammengekauerte Frau.

Allmählich mehrte sich die Steigung. Hinter einem tief eingeschnittenen Flußtale, dessen Ränder vielfarbige Verbenen bedeckten, bedurften wir des Vorspanns. Unter vielem Peitschengeknalle erreichten wir den Rand des Urwaldes. Eine feuchte, schwüle Luft voll schwerer Düfte strömte uns entgegen, als wir auf schmalem Pfade in sein Inneres eindrangen, vorbei an Baumfarren, die an den lichteren Stellen sich finden, zwischen hohen, breitblätterigen Laubbäumen hindurch und wildem Pisang. An lebenden wie vermorschten Stämmen wuchsen Schmarotzerpflanzen, fettige Dendrophilen, Hirschzungen, Farren und prächtige Orchideen, und von Gipfel zu Gipfel und Zweig zu Zweig wand sich das Geschlinge der Lianen, auf denen wieder andere Pflanzen rote und gelbe Blütenkelche entfalteten. Je weiter wir schritten, desto dichter schloß sich das tiefgrüne Netz über unseren Häuptern; nur hie und da erhellte ein greller Lichtstrahl das dämmerige Dunkel und offenbarte unseren Blicken die überschwengliche Üppigkeit der Natur. Kein Lebewesen war zu sehen, doch unterbrach ab und zu der Ruf eines Vogels die bedrückende Stille. Nicht allzulange sollten wir ungestört unserem Stau-

nen uns hingeben, denn plötzlich überfielen uns ekle Scharen kleiner Springblutegel, die von den Zweigen sich fallen ließen und uns nötigten, in Eile einer Lichtung zuzustreben, um uns den lästigen Angreifern zu entziehen. Wir standen nun am Ufer eines von bewaldeten Steilhängen umschlossenen kreisrunden Kratersees, in dessen Schlund unsere Führer einige Kupfermünzen schleuderten, um durch dieses Opfer die vulkanischen Mächte des Gedé zu besänftigen. Als wir den Urwald auf der Höhe des Pundschak-Passes verließen, senkten sich schwere Wolken hernieder und verwandelten sich in Regen. In Sindanglaya, einem Höhenkurorte, frühstückten wir. Trotz der frischen Luft ist die Gegend nicht fieberfrei, da der nahe Urwald eine Brutstätte der Moskitos ist. Bei strömendem Regen vollzog sich der Abstieg nach Tschandschur.

Die Bahnfahrt nach Bandung verbrachte ich großenteils schlafend. Was ich mich noch entsinne, gesehen zu haben, waren weite Alang-Alang-Felder, einzelne Tik-Wälder, viele tief eingerissene Flußläufe und auf den Hängen und Ausläufern der Berge die in Reihen gepflanzten Schattenbäume der Kaffeeplantagen. Die Bergkuppen lagen fast alle im Nebel, nur der Tankuban-Prahu war frei, der seinen Namen „das umgestürzte Boot“ seiner eigentümlichen Gestaltung verdankt.

Bandung, die Hauptstadt der Préanger Regentschaften, nimmt dank seiner gesunden Lage und relativ kühlen Temperatur rapid an Bevölkerung zu und zählt bereits zweitausend europäische Insassen. Hierher oder nach dem benachbarten Garut gehört meines Erachtens der Regierungssitz, da heutigentags die Entfernung vom Meere keine Rolle

mehr spielt und weder Batavia noch Beutenzorg ähnliche klimatische Vorzüge besitzen.

Den Tag nach unserer Ankunft benutzten wir zu einer Besteigung des Tankuban. Der Resident, Baron Bock van der Berghe, begleitete uns bis nach Lembang. Sein Würdezeichen, den vergoldeten Schirm, hielt der Mann auf dem Kutschbock. Dem Wagen voraus ritten auf winzigen Pferdchen Wedonos und Ortsvorsteher; diese mit bewimpelten Lanzen. Sämtliche waren uniformiert. Die Wedonos trugen Käppis über den Kopftüchern, die Ortsvorsteher lackierte Strohhüte und quergeschlungene Schärpen.

Näherte sich unsere Kavalkade einem Dorfe, hier Dessa genannt, empfingen uns die Ortsältesten und die Polizisten in der schleunigst angelegten Uniform. Den Tellerhut in der Hand, der mit bunten Ringen, den Rangabzeichen, bemalt ist, hockten sie sich in die Straßengräben, und neben ihnen reihten sich die aus den Häusern eilenden Leute. Fuhren wir bergauf, sprangen Burschen an den Wagen und taten lachend und plaudernd dergleichen, als wollten sie ihn schieben; fuhren wir bergab, warfen sie in vollem Laufe dem auf dem rückwärtigen Trittbrette stehenden Diener einen Strick zu, den er dort befestigte, und an dem sie sich unter lautem Geschrei als lebendiger Radschuh nachschleppen ließen, bis sie für diese Augendienerei durch ausgeworfene Scheidemünzen entlohnt wurden.

In Lembang, wo wir die Wägen verließen, bot sich uns eine herrliche Aussicht auf das Tal von Bandung. Je höher wir stiegen, desto höher erschienen die gegenüberliegenden Berge, desto schärfer ihre Silhouetten. Am weitesten westlich gewahrte man zwei spitze Kegel, den Gedé und Pan-

gerango, an die sich links die dunkelgrüne Patua-Kette reihte, und endlich die stumpfe Kuppe des Guntur, des gefährlichsten der hiesigen Vulkane. Wir durchschritten mehrere Kaffeeplantagen, besichtigten die Regierungslagerhäuser, in denen die Eingeborenen die gesammelten Bohnen zur Ablieferung bringen, und erreichten hernach die höher gelegenen Chinchona-Gärten. Ein ungemein zarter und würziger Duft entquillt ihren Blüten, ein Wohlgeruch von unvergleichlicher Güte. Während früher die Chinchona-Bäumchen geschält wurden, was eine ständige Verminderung der in der Rinde enthaltenen Chininstoffe zur Folge hatte, werden sie nun nach und nach ihrer Zweige beraubt und dann umgeschlagen; ja man gräbt sogar die Wurzeln aus, um kein Gramm des kostbaren Produktes sich entgehen zu lassen. Aber auch in anderer Hinsicht ist das neue Verfahren von Vorteil, denn es begünstigt durch die allmähliche Lichtung der Bestände das Wachstum der einzelnen Bäumchen. Seitdem das Rohprodukt nicht mehr nach Europa geschickt, sondern in einer Fabrik der Plantagengesellschaft in Bandung verarbeitet wird, haben sich die Einnahmen beträchtlich erhöht. — Bald nach Verlassen der Plantagen gelangten wir in den Urwald, dessen Vegetation, der Höhenlage entsprechend, von der bisher gesehenen abwich. So sah ich unter anderem mächtige Koniferen mit schmalblätterigem Laube. Entgegenschlagende Schwefelwasserstoffdünste brachten uns in Erinnerung, daß wir uns auf einem Vulkane befanden, und als wir uns dem Gipfel näherten, gewahrten wir eine Menge verkohlter Baumstämme, Zeugen einer dreißig Jahre zurückliegenden Eruption. Die letzte, der Aschenregen von 1896, hatte nur nie-

Java, Der Krater Kawa Ratu des Vulkans Tankuban-Prahu

(Seite 53)

deres Gestrüpp erstickt. Seitdem hat sich jedoch der ganze Gipfel wieder mit dichtem Grün überzogen, und ich staunte, als ich, durch eine Buschlücke hinabsehend, plötzlich bemerkte, daß ich mich auf dem äußersten Kraterrande befand. Bei einer kleinen Hütte ergab sich ein besserer Ausblick. Zu meinen Füßen lag der größere der beiden Krater, der „Kawa Upas", das „Gift-Tal". Seine steil abfallende Wand bedeckt zu oberst ein schmaler Gürtel von Vegetation, dann folgt eine grau verwitterte Lavaschicht mit basaltähnlichen Blöcken und darunter braungelber Schwefelbelag. Zwei längliche Spalten waren in diesem zu sehen, die 1896 entstanden waren und deren Fumarolen immer noch schwelten. Gegen den Grund des Kraters zu häuften sich Ablagerungen von Schwefelkristall, und sein Boden schien mit schmutzig-grünem Wasser und lehmiger Masse gefüllt. Den Fumarolen gegenüber und nur durch eine schmale Scheidewand vom Kawa Upas getrennt, liegt der kleinere „Kawa Ratu", der „Prinzessinnen"-Krater. Dieser birgt in seiner Tiefe eine Reihe brodelnder Solfataren. Aus ihren Trichtern dringen bald Dampfstrahlen, bald solche von Wasser bis zu einer Höhe von anderthalb Metern empor und sinken dann wieder in sich zusammen. Die ausgestoßenen Wassermengen fließen in die tiefer gelegenen Stellen des Kessels, wo sie teils sich in Dämpfe verflüchtigen, teils in Rissen versickern.

Beim Abstiege bewölkte sich der Himmel, und als wir Lembang erreichten, setzte heftiger Regen ein. Leider währte er diesmal volle vierundzwanzig Stunden und verdarb uns einigermaßen unseren nächsten Ausflug nach Garut. — Garut, der zweitgrößte Ort im Préanger, ist durch

sein kühles Klima berühmt. Die Temperatur zur Zeit unserer Anwesenheit überschritt nie 18 Grad Réaumur, und so bildete der dortige Aufenthalt gewissermaßen eine Erholungspause. Garut liegt am Eingange eines lieblichen, von nicht weniger als fünf Vulkanen umgebenen Tales, von denen man auf den ersten Blick keinen einzigen als solchen erkennen würde, so grün sind sie alle bewachsen. Der Berg, den man am ehesten für einen Vulkan halten möchte, ein Kegel an der Westseite des Tales, ist kein solcher oder ein längst erloschener, vielleicht auch ein werdender. Die übrigen Berge erinnern an jene irgendeines harmlosen Mittelgebirges, und der zunächstliegende Guntur, der 1825 einen verheerenden Ausbruch hatte, verrät seine Eigenschaft lediglich durch ein aus der Ferne kaum wahrnehmbares Band brauner Lava. Es ist dies eine der wenigen Laven, die ich auf Java gesehen, da die meisten dortigen Vulkane nur Schlamm oder Asche auswerfen.

Daß dem scheinbaren Frieden nicht zu trauen ist, bewies uns die Tatsache, daß acht Tage vor unserer Ankunft plötzlich alle Brunnen von hier bis nach Dschokdschokarta in Mittel-Java versiegten, ein Zeichen, das Eruptionen zu künden pflegt. Tatsächlich fand auch eine kleine Eruption des Merapi statt, woraufhin die Brunnen sofort wieder liefen.

Den interessantesten der hiesigen Feuerberge zu besuchen, brachen wir frühzeitig auf. Zwischen den Terrassen der Sawahs hindurch, in denen große Eisvögel den Crevetten nachstellten, ging es langsam bergan. Vom Pfluge geholte Büffel mußten zeitweise vorgespannt werden, wenn die Pferde versagten.

Am Papandeyan, unserem Ziele, sah man inmitten des Hochwaldes eine weiße Wolke; hätte man aber mir nicht gesagt, daß dies der Rauch eines Kraters sei, hätte ich sie für einen der vielen über den Bergen gelagerten Nebelstreifen gehalten. Zu Pyongbon wurden wir in einem „Passagrahan", einem für die Beamten bestimmten Unterkunftshause nach Art der indischen Bungalos, von dem Regenten mit einem Mahle bewirtet, von dem wir der Höflichkeit halber einige Bissen kosten mußten.

Die Tafelmusik besorgten drei Gamelang-Orchester einfachster Art. Ihre Instrumente bestehen aus miteinander verbundenen verschieden abgestimmten Bambusröhrchen, denen durch Schütteln oder Klopfen Töne entlockt werden, ferner aus Tam-tams, Handpauken und Trommeln. Ein jedes Dorf besitzt ein derart zusammengestelltes Orchester, das Gamelang-Anklong genannt wird. Wir horchten nicht lange den nicht unmelodischen, aber sich stets wiederholenden Weisen und bestiegen baldmöglichst die vom Regenten bereitgestellten Pferde. Dieser ist ein leidenschaftlicher Reiter, der es liebt, stundenlang durch dick und dünn den Hirsch zu verfolgen, um schließlich mit dem Golók, einem krummen Hiebmesser, ihm den Hals zu durchtrennen.

Eine andere im Préanger beliebte Jagd ist jene auf die im Alang-Alang sich versteckt haltenden Keiler, welche die Eingeborenen sich von ihren Hunden zutreiben lassen, und dann mit der Saufeder erlegen. Die Holländer befassen sich fast ausschließlich mit der Niederjagd, dem Schießen von Hühnern und insbesondere von Schnepfen, deren hundertfünfzig im Tage ein geübter Schütze leicht zu erlegen vermag.

Der Aufstieg auf den Papandeyan erfolgte auf schattigem Wege zwischen ungewöhnlich hohen Baumfarren hindurch. Allmählich wurde die Vegetation niederer. Brauner Lavafels trat zutage, und darauf wuchsen zwischen Verbenen und Gestrüpp insektenfressende Nepenthespflanzen. Verkohlte Bäume kündeten die Nähe des Kraters, dessen Abfluß ein über das dunkle Gestein herabplätschernder Bach bildet, das einzige klare Wasser, das ich auf Java gesehen. Dem Bache folgend, gelangten wir an die steile Kraterwand, bogen um eine Ecke in den breiten Einriß, der zum Innerkrater Zutritt gewährt, und schritten den mächtigen Dampfwolken entgegen, die weiter oben dem Boden entquollen. — Wir konnten nun das ganze Kraterbecken überblicken, dessen Durchmesser einen Kilometer betragen mag. An der Eingangsstelle war die Wand tiefrot gefärbt, während die gegenüberliegende Wand, gegen die der Kraterboden in schiefer Ebene anstieg, durch die anschlagenden Schwefeldämpfe eine weiß-gelbe Farbe erhalten hatte. Dort war der Hauptherd vulkanischer Tätigkeit. Vorsichtig wählten wir unseren Weg durch die Hexenküche, den Boden mit Stöcken abklopfend, um zu horchen, ob er hohl oder fest sei. Besonders auffallend waren zwei vereinzelte, etwa anderthalb Meter hohe Schwefelnadeln, aus deren Poren der Dampf strömte, und um die sich Fumarolen reihten und Nester rotverwitterter Schwefelkristalle. Dazwischen brodelten Solfataren. Einige stießen aus ihren Becken zähflüssigen Schlamm aus, grau von Farbe und schnell sich erhärtend, so daß je nach der Kraft der einzelnen Ausbrüche weiter oder enger gezogene Ringe sich um das ursprüngliche Becken herumlegten. An-

Java: Gamelang Anklong Orchester vor der Moschee von Pyong-bon. Die Rauchwolke im Hintergrunde links der Moschee bezeichnet den Krater des Papandeyan. Rechts der holländische Assistent Resident und der eingeborene Regent von Garut (Seite 55)

deren entsprang fast siedheißes Wasser, das sich in Spalten wieder verlor und weiter abwärts sich zu dem Bache vereinigte, welcher zum Kratertore hindurchbricht. Die Aussicht durch dieses war von überraschender Schönheit. Die Berge, deren Spitzen der Nebel verbarg, erschienen in jenem duftigen Blau, das man nur auf Java gewahrt, und die terrassierten Sawahs und die Fischweiher in der Ebene glitzerten wie leuchtende Spiegel im Widerscheine der durch die Wolken brechenden Sonne.

Am Abend folgten wir einer Einladung des Regenten von Garut, der uns gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin empfing, einer hübschen Frau mit prächtigen Augen. Das erste, was er uns zeigte, waren seine Pusakas. Unter diesem Ausdrucke, der etwa „heilige Dinge" bedeutet, versteht man solche Gegenstände, welche durch ihr hohes Alter und den Gebrauch bei festlichen Anlässen eine gewisse Weihe erhalten haben. Die Veräußerung von Pusakas gilt als pietätlose, ja schändliche Handlung, die nach dem geltenden Rechte sogar mit Strafe bedroht ist. Die Pusakas des Regenten bestanden hauptsächlich aus kostbaren Waffen. Er besaß herrliche Krise, Dolche, deren geflammte Klingen aus Meteoreisen geschweißt sind und deren Griff meist die Figur eines Garuda ziert, des geflügelten Götterboten der alten Hindús. Die Gestalt eines Garuda gewahrte ich auch an einer Bräutigamskrone aus kunstvoll durchbrochenem Goldblech. — Nachdem der Regent seine Schätze gewiesen, lud er uns ein, dem Spiele seines Marionettentheaters zuzuschauen, das nach einstündiger Dauer unterbrochen wurde. Es folgte ein Tandak. Unter den Klängen des Gamelangs erhob sich die Tänzerin in enganliegender

Kleidung und mit Blumen und Silberzierat im Haare. Den Slendang, ein um die Hüften geschlungenes Seidentuch, ausbreitend und damit verschiedene Posen einnehmend, vollführte sie, vor- und zurückgehend, regelrechte Pas, und ihr Partner, ein junger Wedono, der gleichfalls einen Slendang ergriffen hatte, entgegnete mit Kontrepas und entsprechenden Wendungen. Es war ein Liebeslocken, Haschen und Wiederentweichen, das sich stets wiederholte. Die Tänzerin, eine berufsmäßige, wie sie die Vornehmen in ihren Diensten zu halten pflegen, zeichnete sich weder durch Schönheit noch Grazie aus, und der Fistelgesang, mit dem sie ihre Bewegungen begleitete, war geradezu qualvoll.

In der Regel wird alle Monate gelegentlich der Versammlung der Distriktshäupter diesen vom Regenten ein derartiges Fest gegeben, wie wir es heute gesehen, und dann erheischt es der Brauch, daß alle Geladenen dem Range nach sich ablösend am Tandak teilnehmen, wozu auch die anwesenden Holländer gebeten werden, die sich gewöhnlich gegen die Spende von ein paar Gulden loskaufen.

Siebtes Kapitel

Einiges über die Wayang-Spiele
Die sundanesische und javanische Sprache

Wie tief die alten Hindu-Überlieferungen im Herzen der Eingeborenen wurzeln, läßt sich am deutlichsten an ihren Theaterstücken erkennen, den sogenannten Wayang-Spielen, deren Stoffe meist aus dem Sagenkreis des Mahabharata entlehnt sind. Man unterscheidet drei Arten der Wayangs: den Wayang-Orang, den Wayang-Kulit und den Wayang-Golek. — Der Wayang-Orang (Menschen-Wayang), auf den ich später noch zu sprechen komme, hat sich fast nur an den Fürstenhöfen erhalten. Als Schauspieler betätigen sich hierbei Leute aus fürstlichen und vornehmen Geschlechtern. — Häufiger sieht man den Wayang-Kulit oder Leder-Wayang, der so benannt ist, weil die zum Spiele benützten Figuren aus dünnem Leder gefertigt sind. Zur Erzielung einer plastischen Wirkung auf der Schattenbühne sind die wesentlichsten Innenkonturen in dem Leder ausgespart, so daß die Figuren gewissermaßen wie Malerschablonen erscheinen. Sie sind auf der einen Seite bemalt und mit Blattgold verziert. Frauen und Männer sitzen nämlich auf den entgegengesetzten Seiten der Bühne, die Männer davor und die Frauen dahinter, und so gewahren die einen ein Schatten- und die anderen ein Marionettenspiel. Auffallend ist an den Figuren die Länge der Nasen und noch mehr jene der Arme, die nahezu so lang

sind wie der übrige Körper. In der Tat besitzen die Javanen ungemein lange und bewegliche Arme. — Die Figuren sind streng konventionell hergestellt nach bestimmten, auf langen Papierstreifen aufbewahrten Vorlagen. Sie wiederholen sich demnach auf der ganzen Insel, und jede der Typen ist dem Volke bekannt. Man gewahrt Figuren von Göttern und Göttinnen, Ungeheuern und Riesen, Fürsten und Prinzessinnen, Helden in Flügelhelmen, dickbäuchigen Spaßmachern und allerhand Tieren wie Rossen, Keilern und Rehen. Die Zahl der Figuren ist sehr beträchtlich und ihre Beschaffung eine teure Sache. — Die Schattenbühne besitzt annähernd die Form eines gleichschenkligen Dreiecks. Sie ist durch Bambusstangen versteift und in drei Teile geschieden. Ein gespaltener Pisangstamm längs der Unterseite der Rückwand dient zur Aufnahme der Figuren. Diejenigen, die zunächst gebraucht werden, stecken zu Dutzenden gereiht hinter den Seitenflügeln der Bühne. Die übrigen liegen hinter der Bühne in zwei Kisten verwahrt, zwischen denen der Dalang oder Rezitator am Boden hockt. In einer dieser Kisten befindet sich, in einem Sacke sorgfältig verwahrt, in welchen sie nach gemachtem Gebrauch sogleich wieder verschwindet, die durch einen Strahlennimbus ausgezeichnete Figur des Götterfürsten Battoro Gurú des indischen Schiwa.

Dem Beginn des Spieles geht ein Gebet und ein Reisopfer voran. Ein spitzer Kegel in der Mitte der Bühne, der Götterberg Smeru, weist darauf hin, daß die erste Szene in himmlischen Höhen sich abspielt; ein einzeln stehender Baum hingegen verkündet an der gleichen Stelle den Schluß jeden Aktes.

Java: Fumarolen im Krater des Papandeyan (Seite 56)

Erstaunlich ist, wie gewandt der Dalang vermittelst dünner Schildpattstäbchen die in den oberen Gelenken beweglichen Figuren zu handhaben versteht. Er läßt sie nach Bedarf bald vor-, bald rückwärts schreiten, sich wenden oder durch die Lüfte sich schwingen.

Das Spiel währt viele Stunden und läßt sich am ehesten einem Melodrama vergleichen, da der Vortrag des Dalang, der durch Wechsel im Tonfall die einzelnen Figuren zu charakterisieren bestrebt ist, unter ständiger Musikbegleitung erfolgt. Zuweilen erinnert die Musik an kirchliche Lamentationen, und dann wieder klingt sie so aufgeregt wie ein ungarischer Tschardas. In den Momenten höchster Erregung und während der Kampfszenen verstärkt der Dalang das Fortissimo des Orchesters, indem er mit dem Fuße eine an der Puppenkiste befestigte Holzklapper in Bewegung setzt. Auffallend ist das Wiederkehren bestimmter Leitmotive beim jedesmaligen Auftreten einzelner Helden.

Der Inhalt eines der beliebtesten Stücke, in welchem die altindische Sage vom Kampfe der Götter und Dämonen mit Episoden aus dem Mahabharata vermengt ist, sei in Kürze wiedergegeben: Battoro Guru erhält durch seine Minister, die Mantris, Kenntnis, daß der Buta, der König der Dämonen, sich um die Hand einer Himmelstochter bewirbt. Ergrimmt, beauftragt er seinen Vezier, diese Anmaßung zurückzuweisen. Es kommt hierüber zu einem Kampfe des Veziers des Götterkönigs mit jenem des Buta, dessen Mantris diesen von dem Vorfalle verständigen. Der Unhold bekriegt und besiegt nun die Götter, die versprechen müssen, die begehrte Dewi ihm auszuliefern. Die Götter sind aber nicht gesonnen, ihr Versprechen zu halten und be-

schließen, Gondschoko Ardschuno zu Hilfe zu rufen, den Helden aus dem Pandawa-Stamme. Der in den Zauberkünsten bewanderte Buta entdeckt jedoch dieses Vorhaben, das ihn erschreckt, da Ardschuno, der zum Asketen geworden, durch unausgesetzte Bußübungen die Heiligkeit und den Besitz unendlicher Kräfte erworben hat. Um ihn um die Früchte seiner Buße zu bringen, trachtet er dessen Leidenschaft zu erwecken und ihn in Zorn zu versetzen, indem er Dämonen beauftragt, in der Gestalt von Ebern Ardschunos Garten zu verwüsten. Aus seinen frommen Betrachtungen herausgerissen, vergißt sich Ardschuno, greift nach alter Gewohnheit zum Bogen und tötet die Schweine. In diesem Augenblick erscheint als Jäger verkleidet Battoro Gurú, der Ardschuno auf die Probe zu stellen gewillt ist, indem er die Jagdbeute beansprucht. Darüber entspinnt sich ein Streit. Nach kurzem Kampfe gibt sich der Gott zu erkennen. In Demut wirft sich Ardschuno zu Boden und vernimmt die Aufforderung, für die Götter gegen den Buta zu fechten. Er folgt dem Rufe der Gottheit und stellt den Buta zum Kampfe. Umsonst! Der Dämonenkönig ist durch einen Zauber gefeit und Ardschuno machtlos. Schwerverwundet bricht er zusammen und scheint zu erliegen; da nähert sich ihm sein Bruder Bhima, belebt ihn aufs neue und flüstert ihm zu, daß der Buta am Halse eine verletzbare Stelle besitze. Nun greift Ardschuno nochmals nach dem Bogen, springt auf und bringt den Gegner zu Fall. Zum Lohn für seine Tat erhält er die Dewi zur Gattin.

Weniger kunstreich wie das Wayang-Kulit-Spiel der Javanen ist das Wayang-Golek-Spiel der Sundanesen, das Holz-Wayang, so benannt nach den hölzernen Marionetten.

Beim sundanesischen Wayang-Spiele fällt den komischen Figuren eine erheblichere Rolle zu als bei dem javanischen. Die Helden travestierend, erscheinen sie nach jedem Akte, und ihre mitunter recht drastischen Witze finden stets lebhaften Beifall. Vielleicht hängt dieser Beifall auch mit dem Umstande zusammen, daß die volkstümlichen Szenen die einzigen sind, deren Text allgemein verstanden wird. Wie nämlich in den altindischen Dramen die Sanskritsprache der Helden mit dem volkstümlichen Prakrit der Nebenrollen wechselte, so wechselt hier das Hoch-Sundanesische mit dem Vulgär-Sundanesischen. Ersteres beherrscht fast niemand, letzteres hingegen wird von den Leuten im gewöhnlichen Umgange gesprochen. Außerdem bestehen noch besondere Sprechweisen für den Verkehr mit Angehörigen höherer oder niederer Stände, die in ihren Redewendungen so weit voneinander abweichen, daß sie nahezu zwei verschiedene Sprachen genannt werden können. Ebenso verhält es sich mit der javanischen Sprache, deren vornehmstes Idiom, das Kromo, dem indischen Kawi verwandt ist.

Die gebräuchliche Schrift ist die arabische Silbenschrift, in der die fehlenden Vokale durch interpolierte Akzente ergänzt werden, und eine Silbenschrift ist auch die für amtlichen Verkehr gültige javanische, aber eine weit verwickeltere. Da deren Silben zugleich immer einen Buchstaben bedeuten, müssen bei jedem Silbenzeichen Teile gestrichen oder auch vorne angefügt werden, und so ergibt sich das gewünschte Wort aus Kombinationen von drei bis vier untereinander geschriebenen und sich gegenseitig ergänzenden Zeilen. Welche Schwierigkeiten die Erlernung solch komplizierter Schrift und Sprache dem Europäer bie-

tet, läßt sich ermessen, zumal die Kenntnis einer weiteren Sprache, des Malaiischen, dieses Volapük des Sunda-Archipels, unbedingt geboten ist. Die Akademien zu Delft und Leyden, welche alle in Holland aufgewachsenen Aspiranten des Kolonialdienstes drei Jahre lang besuchen müssen, leisten speziell in linguistischer Hinsicht Vorzügliches; auch wird auf ihnen über die Sitten und das Gewohnheitsrecht der Eingeborenen vorgetragen, und es wissen die holländischen Kolonialbeamten zweifellos mehr von der Sinnesart der Eingeborenen und deren Leben und Treiben als ihre englischen Kollegen in Indien.

Java: Wajang-Orang. Die Schauspieler mit Larven (Seite 58)

Achtes Kapitel

In den Fürstenländern
(Vorstenlanden)

Hinter Tasik-Malaia enden die Berge und verschwinden die Sawahs. An den Hängen viele Drazänen, deren Fasern als Raffiabast in den Handel gelangen. Über den Hügeln zeigte sich ferne im Norden der Stumpfkegel des Tscherimai, eines dreitausend Meter hohen Vulkanes. Bald darauf gelangten wir in eine mit Alang-Alang und Schilfgras bedeckte Ebene, die gegen den Tschi-Tandudsch in eine Sumpfwildnis sich wandelt. Langsam wälzt dieser Fluß seine lehmigen Fluten der nahen Südküste entgegen. Das typische Gewächs seiner Dschungel, der zur Gattung der Kletterpalmen gehörige Rotang, ist ein großer Waldschädling, der die von ihm umstrickten Bäume allmählich erstickt. Aus seinen Ranken wird jedoch das bekannte spanische Rohr hergestellt, und seine Fasern sind unserer Flechtindustrie unentbehrlich. Von Sido-Redscho an beginnt der Bambus zu überwiegen im Wechsel mit Nipapalmen, welche die Ränder der Wassertümpel umsäumen. Wir nächtigten in der Bahnstation Maos, von der eine kurze Zweiglinie an die Küste nach Tschilatschap ausläuft, wo die in China so begehrten Vogelnester in den Uferhöhlen gesammelt werden. Am Morgen erblickten wir im Norden eine gewaltige Bergkette, aus der die vulkanische Spitze des Slamat bis zu einer Höhe von dreitausendvierhundert Metern emporragt. Etwas später erschienen in der

gleichen Richtung die ebenfalls über dreitausend Meter hohen Kegel des Sindoro und Sumbing. Zuckerrohr- und Reisfelder bedecken die ungemein fruchtbare Ebene von Kuto-Ardscho. Der niedere und zerklüftete Bergkamm des Gunung-Kittur trennt sie von dem Gebiete von Dschokdschokarta. In diesem angelangt, hatten wir die riesige Pyramide des Merapi vor Augen, hinter welcher der noch höhere Gipfel des Merbabu in den Wolken verschwand.

Daß wir uns nun in einem Lande mit anderer Bevölkerung befanden, verrieten die gleichmäßig zulaufenden Spitzdächer der Häuser. Auch ist die Volkstracht weniger bunt wie im Westteile der Insel. Dafür unterscheidet sich das Aussehen der gewöhnlichen Leute kaum merklich von jenem der Sundanesen. Unter den vornehmen Javanen glaubte ich hingegen zwei gesonderte Typen zu erkennen, einen feineren, welcher dem Einschlage indischen Blutes seine Entstehung danken dürfte, und einen gröberen, der jenem der Indianer nahekommt und vielleicht von arabischer Blutmischung herrührt. Ein allgemeines Charakteristikum der javanischen Rasse ist die stark vorragende fleischige Oberlippe und der fast dreieckig geformte, meist geöffnete Mund, der dem Gesichtsausdruck einen stumpfsinnigen Zug verleiht. Bei scharfem Unterscheidungsvermögen, großem Taktgefühle und entschieden musikalischer Begabung mangelt dem Javanen denn auch jede schöpferische Veranlagung, jedes Verständnis für den Wert von Zeit und Geld.

Die „Vorstenlande“, zu deutsch Fürstenländer, bildeten dereinst das Reich Mataram. Erbstreitigkeiten und von den Holländern begünstigte Zwiste führten in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu dessen Aufteilung in die Sul-

tanate Dschokdschokarta und Surakarta, sowie in zwei kleinere Fürstentümer, deren Herrscher, die Adipattis, neben den Sultanen in den gleichen Städten residieren und diesen gegenüber ein erwünschtes Gegengewicht bilden. In Dschokdschokarta ist der Sultan streng konservativ gesinnt, der Adipatti hingegen fortschrittlich, umgekehrt in Surakarta. Im allgemeinen beschränken sich die Beziehungen zwischen Adipattis und Sultanen auf einen alljährlichen Besuch, den die ersteren den letzteren erstatten. Der höchste Rang steht dem Sultan von Surakarta zu, der als Rechtsnachfolger der alten Herrscher von Mataram den Titel eines Schusuhunan führt, eines „ehrfurchtsvoll Gebetenen". Dieser ist höchst vermöglich und bezieht von der Regierung eine monatliche Apanage von beiläufig 70 000 Gulden einschließlich der Subvention für den Unterhalt einer 1500 Mann starken holländisch uniformierten Legion. Neben seinen Truppen stehen in Surakarta 1000 Mann Infanterie und einige Reiter des Adipatti Manku Negoro, der hiefür gleichfalls eine Subvention erhält nebst einer Monatsapanage von 7000 Gulden, die für ihn von keinerlei Belang ist, da er über ein noch größeres Jahreseinkommen verfügt als der Schusuhunan, nämlich über drei Millionen Gulden. Seine Truppe, deren Offiziersstellen großenteils mit seinen Verwandten besetzt sind, ist besser gedrillt wie jene des Schusuhunan und steht wie diese unter der Aufsicht eines holländischen Oberstleutnants, dem ein Kavallerieleutnant zugeteilt ist. Am schlechtesten sind unstreitig die Truppen des Sultans von Dschokdschokarta.

Mit eingerosteten Bajonettflinten, ja sogar mit Picken bewaffnet, gewähren sie in den schlottrigen Uniformröcken

einen höchst komischen Anblick; am komischsten aber wirken die noch von der ostindischen Kompagnie übernommenen Kopfbedeckungen, Schiffhüte und Grenadiermützen, die aussehen, wie wenn sie aus einem Trödelladen zur Ausstaffierung eines Fastnachtszuges hervorgeholt wären.

Außer den fürstlichen Truppen liegen sowohl in Dschokdschokarta wie Surakarta auch holländische, und zwar je ein Halbbataillon mit etwas Artillerie, deren Geschütze auf den Mauern der viereckigen Forts gegen die Paläste der Fürsten gerichtet sind. Zudem sind unmittelbar vor den Palasttoren die sogenannten Leibeskadrons untergebracht, welche nur aus europäischen Mannschaften bestehen und die Sultane bei ihren Ausfahrten eskortieren, zu denen diese stets der Erlaubnis der Residenten bedürfen. Wie man sieht, sind die Sultane so gut wie gefangen, und die ihnen noch zustehenden Rechte dürften mit der Zeit eine weitere Verminderung erfahren. Bisher stand den Sultanen die Ausübung der Gerichtsbarkeit innerhalb ihres Gebietes zu; sie konnten jedoch keine Todesstrafe ohne Bestätigung des Generalgouverneurs verhängen.

Ihre Veziere wurden schon lange von den Holländern ernannt und wie die Regenten in den übrigen Landesteilen dem einheimischen Adel entnommen. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Surakarta war der Schwager des Sultans dort Premierminister. Er galt als ebenso intelligent wie vermöglich und bezog ein Monatsgehalt von 5000 Gulden. Ihm oblag die ganze Verwaltungstätigkeit; doch waren in den einzelnen Distrikten den javanischen Beamten holländische Assistent-Residenten beigeordnet.

Im Sultanate von Dschokdschokarta hingegen sind trotz

seiner großen Bevölkerungszahl von über fünf Millionen nur eingeborene Beamte verwendet, da in diesem Lande sich weniger Unregelmäßigkeiten ergaben.

Wie in den der Kolonialverwaltung unmittelbar unterstellten Gebieten alles Land im Grunde genommen Regierungseigentum ist, so ist es in den Vorstenlanden Eigentum der betreffenden Fürsten, die es teils für sich verwalten lassen, teils an Eingeborene oder an Pflanzer verpachten, welche mitunter recht gewaltsam mit den Bauern verfahren und ihnen das für die Bewässerung der Reisfelder benötigte Wasser abgraben, um es ihren Zuckerfabriken zuzuführen.

Der Grund und Boden ist in Midden-Java vorzüglich. Trotzdem entspricht die dort produzierte Nahrungsmenge kaum mehr den Bedürfnissen der Bevölkerung, die seit der holländischen Herrschaft und den durch sie bewirkten friedlichen Zuständen eine enorme Mehrung erfuhr.

Infolge dieser Übervölkerung wird sich die Notwendigkeit ergeben, den Zuckerbau zugunsten des vermehrten Anbaues von Zerealien einzuschränken.

Das Verhältnis zwischen den Residenten und den eingeborenen Fürsten soll offiziell das uns schon bekannte „eines älteren Bruders zum jüngeren“ sein. Besonders wichtig ist die Einflußnahme der Residenten auf die Familienangelegenheiten der fürstlichen Häuser, in denen keine Eheschließung ohne ihre Genehmigung erfolgen darf. Erledigt sich der Thron, so hat sich der Resident sofort in ein eigenes Gebäude im Kraton, dem Palaste, zu begeben, das zunächst dem Pendoppo (oder Thronsaale) liegt und dort so lange Wohnung zu nehmen und die Regierung zu führen, bis der Thronfolger von Beutenzorg aus bestätigt

wurde. Die Bestätigung erfolgt in der Regel glattweg nach den Bestimmungen des Adât; nur wo ein Zweifel vorliegt, wird dieser durch Machtspruch des Generalgouverneurs gelöst. Gewöhnlich wird die Regelung schon Jahre voraus ins Auge gefaßt; doch gibt es zuweilen Überraschungen. Es ist noch nicht lange her, daß die Nebenfrau eines Sultans von Dschokdschokarta mit ihrem Sohne über die Grenze flüchten wollte, um ihn zum Thronfolger ausrufen zu lassen, ein Komplott, das gerade noch rechtzeitig verraten wurde, um die Flüchtlinge fassen zu können, die nach der Insel Ambon verbannt wurden. Was innerhalb der Kratonmauern vorgeht, läßt sich schwer kontrollieren. Man munkelt von häufigen aus Eifersucht verübten Giftmorden unter den fürstlichen Frauen und Nebenfrauen. Bezeichnend ist, daß die kinderlose Ratu (die Fürstin) von Surakarta sich ausschließlich von den Speisen nährt, die der holländische Resident dem Herkommen gemäß alltäglich in den Palast schickt zum Austausche gegen ein ihm von der fürstlichen Küche geliefertes Mahl, ein Brauch, der gegenseitigem Mißtrauen seine Entstehung verdankt.

Die Eingeborenenstadt von Dschokdschokarta ist auffallend reinlich. Die Europäerstadt, von 2000 meist mischblütigen Insassen bewohnt, liegt um das Fort gebaut, gegenüber dem Kraton. Der Kraton, eine dritte Stadt für sich, birgt in seinen Mauern 25 000—30 000 Leute. Vor seinem Haupteingange sind in der Mitte des Along-Along, eines großen Platzes, zwei mächtige Waringibäume gepflanzt: die heiligen Bäume der Buddhisten (Ficus religiosa).

Die Hauptsehenswürdigkeit von Dschokdschokarta ist

das nahegelegene Wasserschloß, das einst vom Palast aus auf einem nun verschütteten Kanal im Boot erreicht werden konnte. Um 1770 erbaut, ist es vor 50 Jahren durch ein Erdbeben zur Ruine geworden. In Stuck ausgeführte Dämonenhäupter zieren die Spitzgiebel der Tore. Die Weiher des Gartens liegen jetzt trocken und sind in Obstkulturen umgewandelt. Das langgestreckte Hauptgebäude ist mit einem spitzen Dache versehen, und seine Fensterumrahmungen sind in holländischer Barockmanier gestaltet. Wandelhallen und unterirdische Gänge verbinden seine Pavillons. Die Rotunde des Mittelbaues enthält unter einer halbgeschlossenen Kuppel einen Baderaum, zu dessen Springquell vier Treppen hinabführen. Die anliegenden Gemächer konnten ehedem durch längs der Außenwände geleitetes Wasser gekühlt werden. Gegenüber auf der anderen Seite des Gartens liegt, von Kammern umgeben, ein größeres Bassin, das durch grinsende Dämonenhäupter seinen Zufluß erhält. Ein drittes Bad war offenbar für den ausschließlichen Gebrauch des fürstlichen Paares bestimmt. Im Raume hinter seinem Bassin steht, durch einen geschnitzten Wandschirm neugierigen Blicken entzogen, unter einem Baldachine ein steinernes Doppelbett.

Um sieben Uhr abends waren wir in den Kraton geladen. An seinem Tore empfingen uns einige der Prinzen. Hinter ihnen hockten zwei Soldaten, die in dieser Stellung ihre altersschwachen Musketen präsentierten, und zwei Diener mit Windlichtern, die sich erhoben, um uns den Weg zu erhellen. Als wir den Innenhof betraten, hieß uns unter den Klängen der Hymne der Thronfolger willkommen. So geräumig der Platz war, war er doch dicht

gefüllt mit all den Kratonbewohnern, Männlein und Weiblein, die Kopf an Kopf regungslos und schweigend am Boden kauerten.

Langsam schreitend, wie es die Sitte auf Java erheischt, näherten wir uns, vom Assistent-Residenten begleitet, dem hellerleuchteten Pendoppo, an dessen Rande der Sultan Arm in Arm mit dem Residenten stand. Nach erfolgter Begrüßung nahmen wir alle an der Rückseite der Halle Platz, und ich kam zwischen dem Sultan und dem Thronfolger zu sitzen. Da die Konversation, die nur durch einen Dolmetsch erfolgen konnte, sehr schleppend von statten ging, hatte ich Muße genug, den Raum zu betrachten. Geschnitzte Blumenmuster zierten die Pfeiler, und die kassettierte Decke vertiefte sich nach oben zu in neun Abstufungen, den neun Himmeln entsprechend. Der rückwärtige Teil des Pendoppo war durch Glasfenster abgeschlossen und durch einen Pfeilergang mit einer offenen Halle verbunden, in deren Hintergrunde die Frauen und weiblichen Verwandten des Sultans sich aufhielten. In einer weiteren Pfeilerhalle dicht neben dem Pendoppo war ein Gamelang-Orchester untergebracht. Wie der Sultan, trugen die neben ihm sitzenden Prinzen holländische Uniform, jedoch statt des Käppis das landesübliche Kopftuch. Sie erscheinen nur vor europäischen Gästen in Uniform und nur deshalb, weil ihnen dann gestattet ist, auf Stühlen Platz zu nehmen. Sämtliche Mitglieder des fürstlichen Hauses zeichnen sich durch einen für javanische Verhältnisse auffallend hohen Wuchs aus, und ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich diese Erscheinung darauf zurückführe, daß die Prinzen wie Prinzessinnen erst nach vollendetem zwanzigsten Jahre sich ver-

ehelichen dürfen. Die Hindú-Abstammung der Fürsten von Dschokdschokarta ist trotz der etwas breiten Gesichtsbildung unverkennbar; insbesondere bezeugt sie die unter niederem Ansatze sich vorwölbende Nase, die bei einigen eine richtige Adlernase, sowie die helle Hautfarbe. Ich glaubte eine gewisse Ähnlichkeit mit den Radschas der Dschodhpur-Radschputen wahrzunehmen, und staunte zu hören, daß wie diese auch die Fürsten von Dschokdschokarta ihre Abstammung auf die Pandawa-Brüder, die Helden des Mahabaratha-Epos, zurückführen und sich demnach der indischen Monddynastie zurechnen. Ich sah später alte Stammbäume mit recht mäßig ausgeführten Miniaturleisten, welche die Genealogie des fürstlichen Geschlechtes noch weiter zurückleiten, nämlich bis auf Adam. Der Sultan, mit dem ich nur wenige Worte wechselte, gefiel mir durch sein liebenswürdiges und vornehm gemessenes Wesen. Unangenehm bemerkbar machten sich beim Gespräche seine vom Betelkauen ziegelrot gefärbten Lippen sowie seine mit schwarzem Lacke überzogenen spitz zugefeilten Schneidezähne. Das Feilen der Zähne, eine typisch malaiische Sitte, erfolgt bei erreichter Pubertät, und die javanische Sprache kennt ein eigenes Wort für die an den so verstümmelten Zähnen auch später noch sich einstellenden Schmerzen.

Unmittelbar hinter dem Sultan kauerte ein Knabe, dessen Aufgabe es war, ihm die Betelbüchse zu reichen oder ihm einen der zu seinen Seiten stehenden vergoldeten Spucknäpfe zurechtzuschieben. Weiter zurück hockten, in zwei Gliedern geordnet, die Palastvorsteherinnen, deren Alter ich galanterweise nicht erörtern will, und von denen ich hörte, daß sie seitens der eifersüchtigen Ratu für den Hof-

staat ihres Gatten sorgfältig ausgesucht seien. Sie alle trugen die Hoftracht: einen unter den Schultern gegürteten Sarong und um den Nacken wie die männlichen Hofbeamten als Dienstzeichen eine kurze mit Stickerei versehene Stola. Alle knieten so, daß der Sarong die Füße völlig bedeckte; denn in Gegenwart des Herrschers die Füße sehen zu lassen, gilt als unanständig; ebenso gilt es als anmaßend, in seinem Gefolge mit Schmuck zu erscheinen. Jeder der Hofdamen oblag eine besondere Dienstleistung: zwei hatten Betelbüchsen und Nußknacker in Händen, eine dritte hielt den Staatssäbel, die vierte das Schwert usw.

Auf einem Tische im Hintergrunde waren Gegenstände der Schatzkammer zur Schau gestellt: goldene Büchschen und Kästchen, eine kegelförmige Deckelurne und fünf Behälter aus getriebenem Golde, deren Tiergestalt darauf hinweist, daß sie noch vor dem Obsiegen des Islâms, also vor mehr denn 400 Jahren, gefertigt wurden. Der Schwan und die Antilope sind nämlich die Symbole Brahmas und Schiwas, der Garuda und der Pfau jene Wischnus und seiner Gattin Saraswati; welchem Hindú-Gotte aber die fünfte Gestalt, die eines Fabeltieres, zuzuweisen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Ein Gestell neben dem Tische enthielt eine Anzahl von Prunklanzen. Als der Sultan mein Interesse an diesen Waffen gewahrte, deren Klingen ebenso geflammt sind wie jene der Dolche, ließ er noch andere herbeischaffen, große Streitäxte und dreizackige Harpunen, die vermutlich nur zur Verwendung bei festlichen Umzügen gedient haben dürften. Der Dreizack, indisch Trisula, ist sowohl Wischnus wie Schiwas Abzeichen. Den Sonnendiskus Wischnus, die

Tschakra, einen Kreis mit einem Kreuze in der Mitte, entdeckte ich unter der Spitze einiger Lanzen, und an den Klingen der Dolche sah ich in erhabener Goldtauschierung eingelassene Gestalten von Löwen und von Nagas, schlangenfüßigen Bewohnern der Unterwelt.

Doch nun begann die Musik. Der Schwiegersohn des Sultans, eine imposante Gestalt, erstieg gemessenen Schrittes die Stufen des Pendoppo und reichte mit unnachahmlicher Grazie seinem Herrscher Erfrischungen dar. Ich konnte meine Blicke kaum wenden von seiner herrlichen Erscheinung: das rabenschwarze Haar hatte er im Nacken zu einem Zopfe aufgebunden, und eine schwarzlackierte Kegelmütze, so wie die alten Perser sie trugen, war auf seinem Scheitel befestigt. Um die kräftig entwickelten Schultern schlang sich eine Stola, deren Enden über die bronzefarbige Brust herabhingen; ein grünroter Slendang umgürtete die schlanken Hüften, und darunter hing der hochgeschürzte Sarong hernieder, nach rückwärts in eine lange Schleppe verlaufend. Gleich den weiten Beinkleidern in Batikerei gefertigt, sah der in violetten, gelben und weißen Tönen gemusterte Sarong aus wie der feinste Brokat. Der Diamantgriff des Krises glitzerte in der Rückenfalte des Slendangs, und an der linken Hüfte hing ein breites, goldtauschiertes Hiebmesser, ein Attribut der Hoftracht. Dem jungen Manne folgte eine Reihe anderer Diener, sämtliche entfernte Verwandte der fürstlichen Familie. Aber wie sie folgten! Nicht aufrecht, nein, wie die Schlangen kriechend, geräuschlos und geschmeidig. Sich aus den Hüften den Schwung holend, setzen sie die Füße kreuzweise vor, mit der freigebliebenen Hand die Bewegung unter-

stützend, während sie in der anderen das Servierbrett balancierten.

Mit der gleichen Devotion benahmen sich die Söhne des Sultans, wenn ihr Vater eine Frage an sie stellte. Auch sie bückten sich, brachten die gefalteten Hände bis in Kopfhöhe und bemühten sich, möglichst wenig ihre Füße zu zeigen.

Die gespendeten Erfrischungen waren bei der herrschenden Schwüle höchst erwünscht; doch erheischte es die Etikette, daß man erst trank, nachdem man mit seinem Nachbarn die Tasse gewechselt hatte.

Mit den Erfrischungen zugleich erschienen als Gäste die älteren Verwandten des Sultans und die Minister, die uns gegenüber am Boden Platz nahmen und dort mit unterschlagenen Beinen schweigend verharrten. Da sie nicht im Dienst waren, trugen sie die Brust verhüllt, während alle anderen, die Palastdiener und die als Zuschauer herbeigeströmten Kratonbewohner sie vorschriftsmäßig entblößt hatten.

Das Gamelangspiel begann von neuem, und alles wendete die Blicke nach rückwärts: wie eine überirdische Erscheinung tauchten im Hintergrunde die Serimpis auf und näherten sich, paarweise geordnet, durch den Pfeilergang mehr schwebend wie schreitend. Es waren ihrer vier, lauter Prinzessinnen, Töchter und Nichten des Sultans, alle große, hübsche Gestalten, und zwei derselben entschiedene Schönheiten. Sie wurden von vier ältlichen Hofdamen geleitet, die bei der folgenden Pantomime als kundige Beraterinnen sich betätigen sollten. Im Pendoppo angelangt, teilten sich die Serimpis, schlossen sich unter feierlichen

Java: Dschokdschokarta. Vornehmes Brautpaar (Seite 77)

Java: Dschokdschokarta. Vornehme Braut. Fast das gleiche Kostüm wird von den Serimpis getragen (Seite 77)

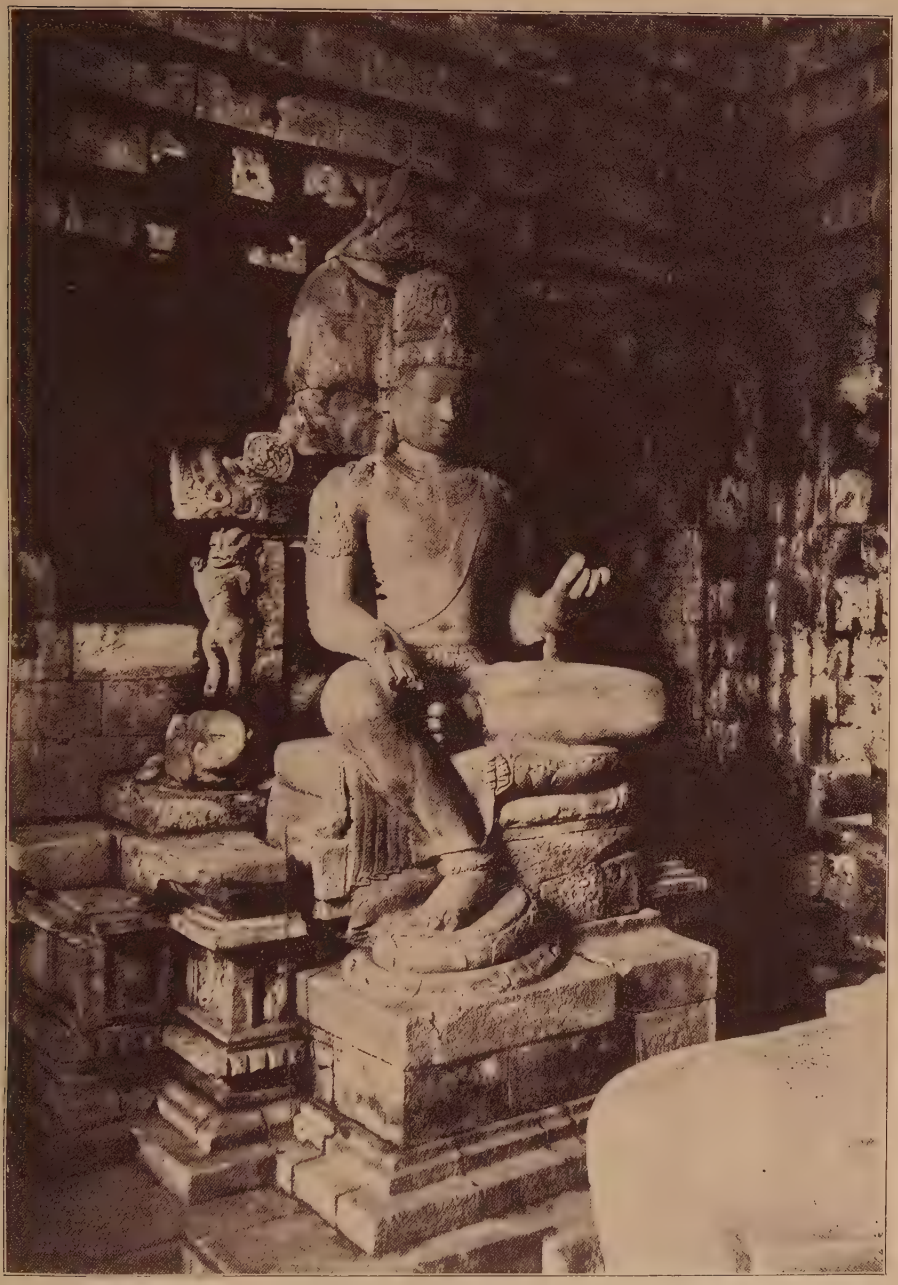
Klängen der Musik wieder zusammen, setzten sich nieder und erhoben mit ebensoviel Würde wie Grazie die Hände zum Gruß. Inzwischen krochen ihre Begleiterinnen durch den Saal, in dessen Ecken sie sich verteilten. Wundersam geradezu war das Kostüm der Serimpis. Körper wie Gesicht waren mit einer weißen Puderschichte bedeckt, und nur um die Augen war, um sie größer erscheinen zu lassen, ein kleiner Raum freigeblieben, der gegen die Schläfen in einen Schnörkel verlief. In einen ebensolchen Schnörkel endeten die künstlich geschwärzten Augenbrauen, und inmitten der Stirne war ein schwarzer Strich gleich einem indischen Kastenzeichen gemalt. Überaus kunstvoll schien mir die Frisur, deren Herstellung allein zehn Stunden erfordert hatte. — Die Haare waren in Zöpfe geflochten, die im Nacken durch ein Netz zurückgehalten wurden, das aus aneinandergefädelten stark duftenden weißen Melatiblüten bestand. Ein mit Goldfäden besetztes Diadem aus schwarzem Stoffe, das über der Stirne in gezackten Goldborten endete, legte sich glatt um das Haupt, und zur Ergänzung desselben waren über den Ohren sich zuspitzende Ornamente aus Golddraht befestigt. Große Boutons funkelnder Diamanten zierten die Ohrläppchen, und Diamanten glitzerten an den Innen- wie Außenseiten der zierlichen Hände. Armspangen mit Naga- und Garuda-Gestalten sowie halbmondförmige Brustplatten mit reichem Juwelenbesatze vervollständigten den Schmuck. Goldbortierte Leibchen aus schwarzem Samte und weißlila Sarongs mit lang nachwallender Schleppe umhüllten die ätherisch schlanken Figuren, und der durchsichtige Seiden-Slendang, der in persischen Mustern dreifarbig ge-

wirkt war, wurde beim Tanze entfaltet. Das ganze Kostüm war von unvergleichlicher Pracht und Anmut und entsprach der Tracht vornehmer javanischer Bräute. Der Tanz wurde auf blumenbestreutem Boden vollführt. Anfangs waren die Bewegungen aller Serimpis die gleichen, später aber ergänzten sie sich paarweise. Bei sanfter Musikbegleitung rezitierte unterdessen der vor dem Gamelang sitzende Dalang mit halb singender Stimme den Text. Auch diesmal handelte es sich um eine sagenhafte Brautwerbung, den hieraus sich entspinnenden Streit der beiderseitigen Mantris und die schließlich erfolgende Versöhnung. So verstand ich wenigstens; doch ist ein Mißverständnis meinerseits möglich, denn ich mißtraue der mir gemachten Angabe, daß die Serimpis die Minister darstellen sollten, die in den Fabelländern des Märchens Frauen gewesen seien, sondern glaube vielmehr, daß die Tänzerinnen lediglich den Vortrag des Dalangs pantomimisch zu erläutern hatten. Im übrigen war das uns Vorgeführte nur ein zusammengedrängter Auszug aus vielen Akten, denn der Serimpi-Tanz dauert Stunden und Stunden. Er begann mit einem langsamen Schreiten und der Einnahme verschiedener Posen, deren es an die achtzig gibt, bei denen der Oberkörper ruhig und gestreckt bleibt, das Gesicht unbeweglich und starr. Beim Schreiten wurden die Füße, einer den andern kreuzend, niedergesetzt und hiebei weit nach auswärts gedreht; der wiederholt ausgeübte Zehenstand aber hätte den gerechten Neid unserer Ballerinnen erregen können. Am erstaunlichsten war die unglaubliche Geschmeidigkeit der Arme und Hände. Die Ellenbogen wurden nach rückwärts im Winkel durchgedrückt, ebenso Handgelenke und Finger-

knöchel, so daß schlangenartige Bewegungen entstanden, befremdend im höchsten Grade, aber nicht ohne Grazie. Sehr anmutig waren jedenfalls die mit dem Slendang vollführten Gesten, wie das Verbergen des Gesichtes, das Wiederausbreiten, Flatternlassen und Schwingen. Dem Gange der Handlung entsprechend, konnte man im Spiele der Serimpis abweisende wie Annäherung suchende Gebärden erkennen, und als die Musik lauter einsetzte und aus ihren schrillen Tönen sich die gespannte Stimmung, die Kampfesdrohung heraushören ließ, trennten sich die Tänzerinnen und deuteten durch schnellere Bewegungen den beginnenden Streit an. Plötzlich zückten sie die im Slendang befestigten Krise, liefen umeinander im Kreise, sich auf die Fußspitzen erhebend, kreuzten die Dolche und führten im Tanze ein Scheingefecht vor. Wieder sich trennend, begannen sie sich um ihre Achsen zu drehen und warfen hiebei durch stampfendes Treten die Schleppen empor und von einem Fuß über den anderen. Dann erneuerten sie in raschem Anlauf den Kampf. Bald siegte die eine Partei, bald erlag sie im Streite, was durch ein Zusammensinken nach rückwärts dargestellt wurde. Endlich versorgten die Serimpis die Krise, traten vor, erwiesen denselben zeremoniösen Gruß wie zu Anfang des Spieles und gingen ebenso langsam und feierlich, wie sie gekommen. Es war wirklich ein feenhaftes, an Tausendundeine Nacht gemahnendes Schauspiel, das mir nie aus der Erinnerung schwinden wird. Da die anwesenden Prinzen während der Vorführung leise, aber strenge Kritik übten, bemühten sich die Hofdamen, durch Einflüstern Verstöße der Tänzerinnen hintanzuhalten und krochen in unterwürfigem Entsetzen an sie heran, wenn an ihrer Toilette

etwas in Unordnung geriet, um den Schaden sogleich zu beheben.

Nach kurzer Pause folgte dem Tanze ein Wayang-Orang, von zwei Söhnen des Sultans vollführt. Die Musik begann sofort mit kräftigen Akkorden, als sie von beiden Seiten die Stufen des Pendoppo erstiegen. Der Darsteller des Schiwa führte den Garuda als Helmzier und hatte einen weiteren Vogel aus Brillanten in dem mit Blumen durchflochtenen Nackenzopfe befestigt. Die vergoldeten Ohrkappen, halbmondförmigen Brustplatten, Armbänder und Ringe entsprachen jenen der Serimpis und desgleichen der Slendang; der lang nachschleifende Sarong hingegen war dunkel gemustert. Oberkörper und Gesicht bedeckte eine Schicht gelben Reispuders, und auf die Oberlippe war ein zierliches Bärtchen gemalt. Ähnlich wie sein Partner, doch einfacher gekleidet, war der Darsteller des Ardschuno. Als sich beide gegenübertraten, erfolgte ein Ballett, jenem der Serimpis vergleichbar, doch waren die Bewegungen weit heftiger. Auch diesmal staunte ich über die ungemeine Biegsamkeit der Glieder. Es sah so aus, wie wenn die Leute zum mindesten ein Gelenk mehr besäßen als wir Europäer, und ich muß erwähnen, daß die bei den Figuren der Schattenspiele so auffallend weit abstehenden Achseln gar nicht so arg übertrieben sind. Die Javanen bestehen eben tatsächlich nur aus Haut und Knochen, und eine stete Übung von Jugend an erhöht die an sich vorhandene Geschmeidigkeit. Nach längerer Pantomime folgte ein kurzer Dialog, und diesem eine wild bewegte Kampfszene. Mit der Verwundung Ardschunos endete der uns vorgeführte, aus dem Zusammenhange gerissene Akt, worauf die stark ermüdeten



Java: Tempel Tschandi Mardut, Figur des Avalokiteswara (Seite 85)

fürstlichen Schauspieler zu uns traten, um sich in der Nähe bewundern zu lassen. Mit musterhafter Ruhe hatte das zahlreiche Publikum der Vorstellung gelauscht; nur als eine verirrte Ratte zwischen den Beinen der Kämpfer hindurchhuschte, entstand für einen Augenblick allgemeine Heiterkeit. Ich mußte hiebei unwillkürlich an Dick Whittington denken, einen armen Londoner Waisenknaben, der, der Sage nach, sein Glück dadurch machte, daß er die erste Katze nach Dschokdschokarta brachte und der dort herrschenden Rattenplage steuerte. — Sonderbarerweise haben die javanischen Katzen sämtlich verkrüppelte Schweife, Verkrümmungserscheinungen, die auch bei neueingeführten Tieren spätestens in der zweiten Generation sich einstellen. Dieselbe Erscheinung ist übrigens in Japan zu beobachten und in Europa auf der Insel Man.

Der Resident, Herr Couperus, hatte in liebenswürdigster Weise uns zu Gefallen eine Ausstellung der wichtigsten Industrieprodukte und ethnologischen Merkwürdigkeiten in seinem Hause veranstaltet. Unter anderem wurde uns dort die Technik der Batikerei vorgeführt. Wie die eingeborenen Prinzessinnen sich mit dieser beschäftigen, so betätigen sich manche vornehme Männer in ihren Mußestunden als Waffenschmiede. Ein Javane ohne Kris ist undenkbar. In jeder Gegend sind andere Dolchformen gebräuchlich, und je nach Art der Klinge und des Griffes wechseln die Benennungen der Waffe. Oft spielt der bloße Zufall bei der Herstellung der Klinge, dem Zusammenschweißen der einzelnen Stahlfasern eine bedeutende Rolle, und diejenigen Klingen, welche bestimmte glückverheißende Zeichen, z. B. die Gestalt menschlicher Augen, des Berges

Merapi oder dergleichen an sich tragen, sind außerordentlich begehrt. Von den Dolchgriffen sind die gesuchtesten jene aus gepanthertem Holze. Nur selten sind die Krise vergiftet; ob dies der Fall oder nicht, läßt sich an einem Bananenstamme erproben. Stirbt er ab, wenn mit dem Krise verletzt, ist die Waffe vergiftet.

Interessant war eine Sammlung buddhistischer und hinduistischer Kleinbronzen. Sie waren angeblich in der Umgegend ausgegraben, tätsächlich aber von findigen Eingeborenen nach Zeichnungen vorderindischer Altertümer gegossen worden, und zwar im sogenannten Verfahren der „verlorenen Form". Von neueren Metallarbeiten waren die besten Messinglampen in Garudagestalt.

Ganz originell war die Aufstellung der zum Betelgenusse benötigten Geräte. In einer vollkommen eingerichteten javanischen Küche bemerkte ich die mir von Indien bekannten metallenen Wasserkrüge, aus deren engem Halse man sich die Flüssigkeit in dünnem Strahle in den Mund gießt, um die Lippen vor Verunreinigung durch das Berühren des Gefäßrandes zu bewahren.

An Gamelang-Orchestern waren die drei wichtigsten Typen vertreten: der schon beschriebene Gamelang-Anklong der sundanesischen und auch javanischen Bauern, ferner der Gamelang-Pelog mit fünf und der Gamelang-Salendro mit sieben Tönen.

Die hauptsächlichsten Instrumente dieser Gamelangs setzen sich aus verschiedenen Metallbecken zusammen, deren Schallöffnung nach unten zu liegen kommt. Die Becken schweben in Holzgestellen aneinandergereiht und haben als vibrierende Resonanzböden Pisangblätter untergelegt, die,

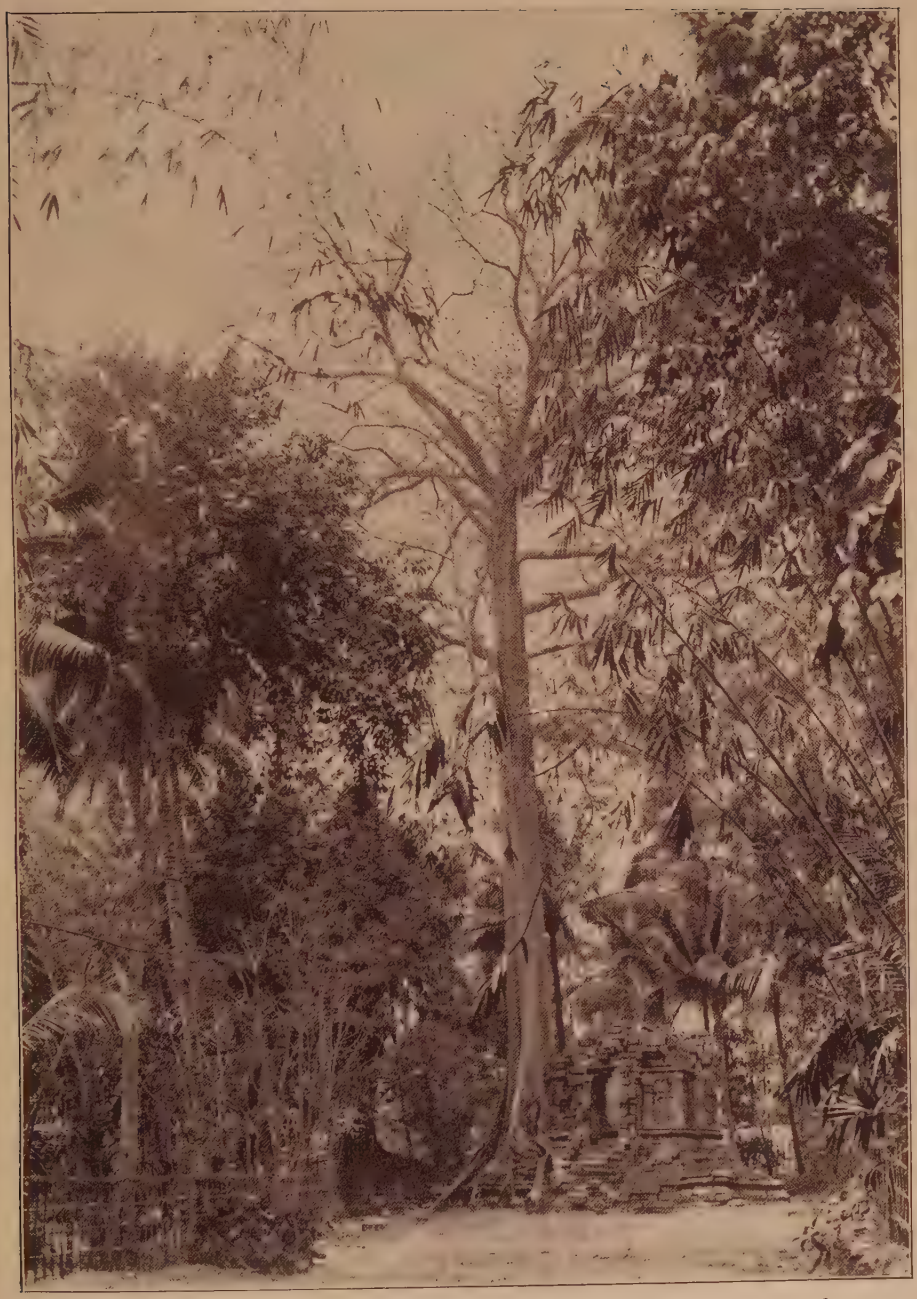
wie der Javane sich ausdrückt, bestimmt sind, die Tränen zu fangen, wenn der Gamelang beim Spiele zu weinen beginnt. Die größeren Metallbecken, die Gonong, sind von der Form eines umgestürzten Kessels mit einem darauf befindlichen Knaufe. Will man eine tiefere Tonlage erzielen, feilt man an diesem Knaufe, will man hingegen eine höhere erlangen, feilt man an der Seitenwand. Ein wichtiges Instrument ist ferner das Gambang, eine Art Zimbal. Es besteht aus flachen Holz- oder Metallplatten, mit einer Unterlage von Bambusröhren verschiedener Länge. Das Rebâb, eine dreisaitige Violine, die gleich dem Cello gespielt wird und am Griffe mit kunstvoller Elfenbeinschnitzerei geziert ist, findet sich nur in den großen Gamelang-Orchestern der Fürsten und Regenten und gilt als besonders kostbares Instrument.

Niemals werden die Metallbecken heftig angeschlagen, sondern es wird mit den Schlegeln nur sanft darüber gestrichen. Die javanische Musik hat im allgemeinen einen beruhigenden, fast einschläfernden Charakter. Meines Erachtens übertrifft sie die aller anderen östlichen Völker an Melodienreichtum, und es steht fest, daß die Javanen musikalisch gut veranlagt sind und rasch und richtig europäische Musik erlernen. Ich habe lange nicht alle Arten der javanischen Musik angeführt; das Reis-Orchester, so benannt, weil es nur bei den Erntefesten in Tätigkeit tritt, hörte ich nie, oft dagegen die Begleitmusik der Straßentänzerinnen, bei der Klarinetten und Handpauken die Hauptrolle spielen.

Ein Tagesausflug galt den berühmten Ruinen von Borobudur. Wir bestiegen die von Dschokdschokarta nach Mage-

lan führende Lokalbahn, die uns über eine Menge größerer und kleinerer Bäche voll vulkanischer Rollsteine hinwegführte. Auf eine Stunde durchbrach die Sonne die Wolkenschleier und gab uns Gelegenheit, zur Rechten den gewaltigen Kegel des dampfausstoßenden Merapi zu gewahren, hinter dem ein Teil des stumpfer geformten Merbabu hervorsah. Merbabu, wörtlich übersetzt „ewiger Rauch", Merapi „ewiges Feuer". Sicher ist das Wort „Api" dem Sanskritworte „agni" verwandt, und dieses wiederum dem lateinischen „ignis". — Zur anderen Seite des Geleises erhob sich der nicht minder mächtige Kegel des Sumbing, und dahinter kam der Sindoro in Sicht. Nach Süden anschließend, zog sich das entwaldete Kalkgebirge Gunung Kitur mit seinen zackigen Felskämmen der Küste zu, und vor uns lag eine fruchtbare, mit Reisfeldern und Obstgärten bedeckte Ebene. Noch nirgends hatte ich eine solche Übervölkerung gesehen; die Märkte, an denen wir vorbeifuhren, wimmelten von Menschen, und die Straßen belebte regster Verkehr. Die Armut der Leute ließ sich an den schlecht ernährten Körpern und der dürftigen Kleidung ersehen, die gleichmäßig indigoblau gefärbt ist; nur die Chinesen, die allerorts als Leihhausbesitzer, Wucherer, Opiumverkäufer und Kaufleute ansässig sind, machten einen behäbigen Eindruck.

Wir verließen den Zug, bald nachdem wir die Grenze des Sultanates zur Residentschaft Bagelen erreicht hatten, und fuhren in schneller Gangart nach Mandut. Der dortige, aus dem 10. Jahrhundert stammende Tempel besteht aus grauen Trachytblöcken und ist von quadratischem Grundrisse. Er wurde eben auf Regierungskosten restauriert, was



Java: Tempel Tschandi-Paun vor einem Kappock-Baume überragt

(Seite 86)

ich im Gegensatze zu der vernachlässigten Denkmalspflege in Britisch-Indien rühmend hervorheben möchte. Sein oberes Stockwerk springt zurück und ist von einer Brüstung umzogen. Die Reliefs am Gesimse des Erdgeschosses, man erkennt Darstellungen von Heiligen und Büßern, sind noch ungedeutet, ebenso jene an den Außenflächen des Obergeschosses. Die an der Frontseite hinanführende Freitreppe hat am Ausgangspunkte ihres Geländers Ungeheuerköpfe als Zierate. Sie endet vor der Innenkammer, deren spitz zulaufende Wölbung durch Überkragen der Steine gebildet ist. Über dieser Wölbung erhob sich, soviel sich aus den Trümmern rekonstruieren läßt, eine Stumpfpyramide und auf dieser inmitten eines Kranzes kleinerer Stupas eine größere. (Stupa ist die indische Bezeichnung für kegelförmige Reliquienbehälter und Türme.) Drei überlebensgroße Figuren füllen die Innenkammer. Die vor der Rückwand sitzende ist Buddha Schakyamuni in der Attitüde des Lehrers, und die beiden anderen sind Bodhisatwas, rechts Avalokiteswara, an einer kleinen Buddha-Figur an seinem Kopfputze erkenntlich, links Maitreya. Ausgrabungen ergaben, daß der Tempelhof mit einer Menge kleiner Stupas und Buddhafiguren gefüllt war. — Die Hindu-Architektur auf Java stand entschieden unter nordindischem Einflusse. Was ich an altjavanischen Skulpturen sah, übertrifft im allgemeinen die mir bekannten des nordindischen Mittelalters an künstlerischem Gehalte. Sie teilen indes deren Fehler der übertriebenen Weichheit der Formgestaltung.

Als wir den Tempel verließen, vernahmen wir den Kirchengesang einer benachbarten katholischen Missionsschule, die offenbar erfolgreich gearbeitet hatte, da der

hiesigen Christengemeinde der Wedono angehört, dessen prachtvoller Kris meine Bewunderung erregte.

Nach kurzem erreichten wir Tschandi Paun, ein kleines Tempelchen, aus dessen zerbrochenen Mauern ein vierzig Meter hoher Kappok oder Wollbaum herauswuchs, das ganze Gebäude überschattend, aber auch mit Vernichtung bedrohend. Breite Brettwurzeln hatten sich überall zwischen die Steine geklemmt und die Basis in so bedenklicher Weise verschoben, daß man sich entschlossen hatte, um das Gebäude zu retten, den Baumriesen zu fällen. Er dauerte mich eigentlich mehr als der Tempel, indes gehört dieser zu den wenigen erhaltenen Denkmälern der Hinduzeit. Im Vierecke auf ein paar Stufen aufgebaut, ist er über dem Eingange mit Dämonenhäuptern und Reliefs von Göttern und Adoranten geschmückt, an den Außenwänden mit der sich wiederholenden Darstellung des von zwei Apsaras (oder Himmelsjungfrauen) umrahmten heiligen Bobaumes.

Durch Wald und Reisfelder im Wechsel zogen wir weiter nach Borobudur. Der dortige, aus dem achten oder neunten Jahrhundert stammende Tempel liegt auf einer kleinen Erhöhung am Fuße des Gunung Kiturs. Der Bau, ein gewaltiges Rechteck, erhebt sich in neun Abstufungen. Die zwei untersten Terrassen liegen verschüttet, und es kann kein Zweifel obwalten, daß diese Verschüttung von den Erbauern mit Absicht bewirkt wurde, als sich die Fundamentierung als ungenügend erwies. Den Beweis hiefür liefert der Umstand, daß man bei einer Ausgrabung vor mehreren Jahren entdeckte, daß die Reliefs des untersten Stockwerkes niemals vollendet wurden. Auf

der dritten, jetzt unmittelbar aus dem Boden wachsenden Terrasse scheinen freisitzende Buddhafiguren gestanden zu haben. Sehr interessant, aber noch wenig gedeutet sind die Reliefbänder, die sich in zwei Reihen übereinander längs der einzelnen Etagen herumziehen und ebenso an der Innenwand der Brüstungen, welche die vierte und fünfte Terrasse umschließen. Nur die Darstellungen eines einzigen solchen Reliefbandes, glücklicherweise des schönsten, ließen sich in ausreichender Weise erklären. Sie schildern das Leben Buddhas nach dem Berichte der nepalesischen Lalita Vistara. Die übrigen Reliefs veranschaulichen vermutlich Szenen aus dem Dschatakas und anderen Legenden. Eine zweite Reihe sitzender Buddhas, diesmal in spitzgiebeligen Nischen, befindet sich an der Außenwand der Brüstung der vierten Terrasse. Spitzbogige Tore mit herabgrinsenden Dämonen-Häuptern durchbrechen diese Brüstung an allen vier Seiten und ebenso jene des nächsten Geschosses, die niederer und mehrfach nach innen gewinkelt ist. Auf der nun folgenden Plattform erheben sich zwei runde Etagen mit einer Menge Buddhafiguren in gitterartig durchbrochenen Stupas. Als Abschluß des Ganzen ragt aus deren Mitte eine größere, geschlossene Stupa empor. Ich betrat ihre Kammer und sah zu meinem Staunen vor dem halbverschütteten, roh gearbeiteten Buddhabilde ein mit glühender Kohle gefülltes Opferbecken. Wie ich auf der Plattform weiter herumkletterte, fand ich vor einem der vergitterten Buddhas Blumen und Reiskörner liegen und bemerkte, daß die Figur nach indischer Sitte mit gelbem Safran beschmiert war. Wer ihre Knie durch das Gitter hindurch zu berühren vermag, dem soll die Er-

füllung all seiner Wünsche beschieden sein. An den Bau des Tempels knüpft sich folgende Sage: Einem König sei durch einen treulosen Diener seine Tochter im frühesten Kindesalter geraubt und später als Sklavin wieder zugeführt worden. Entzückt über ihre Schönheit habe der König sie zu seiner Frau erhoben, und als ein Zufall ihn seine Verfehlung erkennen ließ, sich deshalb an einen frommen Asketen gewendet, der ihm zur Buße befahl, binnen zehn Tagen einen Tempel mit elfhundert Statuen zu errichten. Dieser sei auch fertig geworden, bis auf die letzten drei Statuen, an deren Stelle der König, seine Tochter und der ungetreue Diener zu Stein verwandelt wurden.

Im Zusammenhang mit dieser Sage steht wohl auch der Volksglaube, daß kein javanischer Fürst das Dach des Tempels ersteigen dürfe, da er dann einem sofortigen Tode verfallen sei.

In früherer Zeit, als der Tempel noch mit allen Geschossen über dem Boden emporragte und noch nicht unter den Stößen verschiedener Erdbeben gelitten hatte, mag er besser gewirkt haben als heutigentags, immerhin besaß er nie eine architektonische Bedeutung. Er ist eine ungeheure Steinmasse, die obendrein durch die aufgesetzten Stupas der Ruhe und Einheitlichkeit ermangelt. Der Tempel selbst ist im Grunde genommen eigentlich nichts anderes als eine Stupa und zugleich eine Bilderfibel größten Maßstabes, die durch ihre Abbildung die buddhistischen Legenden festlegen und späteren Zeiten übermitteln sollte. Die verschiedenen Buddhafiguren, die oberste der Sicht völlig entzogen, die nächsten in vergitterten Stupas, andere dann in Nischen, und die untersten freistehend, sollten in dieser

Java: Tempel von Borobudur. Nordost-Ansicht (Seite 87)

Java: Tempel von Borobudur. Relief aus der Buddha-Legende

(Seite 87)

Anordnung zum Ausdruck bringen, wie die göttliche Lehre, vom Himmel niederschwebend, den Menschen mehr und mehr geoffenbart wurde.

Die Mittagssonne strahlte schier unerträglich, und so atmeten wir auf, als uns auf der Wagenfahrt nach Magelang ein kühlerer Luftzug umfing. Viele Schnepfen und kleine braune Reiher standen in den Reisfeldern und waren so zutraulich, daß sie durch die Schritte der dicht vorbeigehenden Leute sich nicht aufschrecken ließen. Leider war nur wenig Wasser auf den Feldern, und die Bauern mögen sehnsüchtig zu den Wolken emporgeblickt haben, die sich immer dichter am Horizonte zusammenzogen. Für uns war dies weniger erfreulich, beraubte uns doch die Wolkenbildung des Blickes auf den Sumbing, an dessem Fuße Magelang sich befindet. Nach langem, aber sanftem Anstiege erreichten wir einen isoliert sich erhebenden Hügel, den Gunung Tidar, der von den Eingeborenen als Mittelpunkt der Insel betrachtet wird. Dicht dahinter erstreckt sich Magelang, das wegen seiner Höhenlage zum Militärlager und später zum Genesungsheim für Malariakranke erwählt wurde. Neuerdings stellten sich aber auch hier wahrscheinlich im Gepäck der Soldaten mitgebrachte Moskitos ein, die die Gegend mit Malaria verseuchten. Sehr ermüdet verzichteten wir auf eine Besichtigung des Ortes und traten den Heimweg nach Dschokdschokarta an, wobei wir bei eintretender Dunkelheit von einem heftigen Gewitter überrascht wurden, das sich um den Gipfel des Merapi zusammengezogen hatte. Gleichzeitig mit dem Gewitter erfolgte ein kleiner vulkanischer Ausbruch. Ziemlich tief am Berge zeigte sich ein breiter Flammenstreifen, der aussah

wie der Brand einer Ortschaft. Erst kürzlich hatte der Merapi wieder zu rauchen begonnen und ein neuer Spalt an einer seiner Seiten sich als Ventil geöffnet, was die Leute in Dschokdschokarta wesentlich beruhigte, die in Erwartung einer gewaltigen Eruption die letzte Zeit bei offenen Türen geschlafen hatten, um sich nötigenfalls rasch ins Freie retten zu können. Die Besorgnis war hauptsächlich durch das plötzliche Versiegen der Brunnen veranlaßt, ein Phänomen, von dem ich bereits gesprochen habe. Die Vulkane sind Javas Fluch, aber sie sind auch sein Segen, indem sie die Wolkenbildung begünstigen und so das Land mit ausgiebigem Regen versorgen.

Prambanan mit seinen berühmten Tempeln, welche die besten Skulpturen Javas enthalten, Szenen aus dem Ramayana, sollte ich leider nicht mehr besuchen können; nur ein flüchtiger Blick vom Bahnzuge war mir vergönnt, als wir auf dem Wege nach Solo an Tschandi Savu vorbeifuhren. Solo oder richtiger Surakarta, ist wohl die schmutzigste der javanischen Städte, und selbst das in altniederländischer Weise gebaute Europäerviertel ist nicht sonderlich rein, freilich bewohnen es vorwiegend Mischlinge. Das Fort ist ebenso langweilig wie jenes in Dschokdschokarta, und der Kraton größer, obgleich er nur etwa 10000 Einwohner enthält. Seine Anlage ist ganz die gleiche; man findet dieselben heiligen Bäume auf dem geräumigen Along-Along, und der einzige Unterschied ist, daß eine Menge harmloser Vorderladegeschütze bald hier, bald dort neben den Toren hervorgucken, so eingebaut, daß sie unmöglich bedient werden können. Im Inneren des Kratons ist ein Labyrinth von winkligen, durch hohe Mauern ge-

schiedenen Gassen. Ein jeder Prinz wohnt in einem gesonderten Bezirke, und um sein Pendoppo, in welchem die Prunklanzen und die vergoldeten Sonnenschirme aufgereiht stehen, reihen sich die strohbedeckten Hütten seines Gefolges.

Um 9 Uhr abends waren wir zum Schusuhunan geladen.

Er erwartete uns, mit einem Smoking bekleidet, an den Stufen des Pendoppo. Hals und Brust waren mit Orden überladen, darunter solchen eigener Erfindung, die von Diamanten strotzten. Seine fettigen Finger verschwanden unter Brillantringen, und riesige Boutons, im Werte von Millionen, dienten als Westenknöpfe; sie waren Danaergeschenke der niederländischen Kompagnie an einen seiner Vorfahren, der hiefür beträchtliche Landstriche hatte abtreten müssen. Weitere Steine schmückten als Agraffen das unter der Kegelmütze am Hinterkopfe befestigte Zöpfchen, auf dem ein aus Perlen und Diamanten gefügter Vogel balancierte. Der feiste Körper war in ein Korsett gepreßt, das in Paris aus dorthin gesandten Haaren seiner Haremsdamen gefertigt worden war, und Lackschuhe mit schweren Diamantschließen beengten die unter dem Sarong vorstehenden Füße. Das gelb geschminkte Gesicht des Schusuhunans mit der vorspringenden Ramsnase und der zurücktretenden Stirne wirkte um so grotesker, als die Augenbrauen rasiert und durch dicke Kohlenstriche ersetzt waren, die wie bei einem Mephisto schräg gegen die Schläfe verliefen. Ebenso durch Kohlenstriche ergänzt war der kurz gestutzte Schnurrbart, unter dem die knallroten Lippen seltsam zu den geschwärzten Zähnen kontrastierten. War schon

der ganze Anblick ungemein komisch, so sollten noch größere Anforderungen an meine Selbstbeherrschung gestellt werden, als die Konversation begann. Diese führte nämlich Seine Hoheit Paku Bubono X., der „Nagel der Welt", wie sein Titel lautet, höchst persönlich, und zwar in einem Kauderwelsch von etwa hundert holländischen und deutschen Brocken, welch letztere er für unseren Empfang einstudiert hatte. Zunächst gab er als Probe seiner Kenntnisse die ihm bekannten Namen europäischer Länder und Städte in buntestem Durcheinander zum besten und kam hiebei immer wieder auf Monte Carlo zurück, von dem ihm sein verstorbener Bruder erzählt hatte. Dann lenkte er das Gespräch auf Orden, ein Thema, worin er sich sehr bewandert erwies. Er kannte die Namen aller von uns getragenen Dekorationen und wurde nicht müde, sie einzeln zu betasten und zu wenden. Bald winkte er einem Günstlinge, bald einer Hofdame, näher heranzukriechen, um an unseren Orden seine Weisheit zu demonstrieren. Besonderer Gunst schien sich eine abschreckend häßliche Zwergin zu erfreuen, die den kleinen dicken Schusuhunan auf Schritt und Tritt trippelnd begleitete. Die Hofdamen knieten genau wie in Dschokdschokarta hinter dem fürstlichen Lehnsessel. Die Hofherren saßen dem Sultan gegenüber am Boden in etwa vier Reihen hintereinander mit großen Zwischenräumen, alle in der schon geschilderten Hoftracht. Die Militärs unter ihnen trugen schwarze, die übrigen weißschimmernde Kegelmützen. In schreiendem Gegensatze hiezu waren die Diener, die Erfrischungen auftrugen, in scharlachrote europäische Livreen gekleidet. Den Pendoppo füllten plumpe altmodische

Surakarta: Festlicher Aufzug auf dem Along-Along vor dem Kraton (Seite 91)

Möbel, und seine Rückwand schmückten Porträts der fürstlichen Familie. In den beiden Nebenhallen befanden sich zwei Orchester, das eine europäisch, das andere javanisch. Nachdem das erstere sich ausgetobt hatte, setzte der Gamelang ein, zu dessen Klängen neun Tänzerinnen aus vornehmen Familien erschienen, sogenannte Bedoyos. Der Tanz war bei weitem nicht so feierlich wie jener in Dschokdschokarta. Eine Menge auch mir auffälliger Fehler wurde begangen, und alles schwätzte während der Vorführung. Dazu waren die Tänzerinnen klein und häßlich; es fehlte die weiße Schminke, die den anderen so ein überirdisches Aussehen verliehen hatte, und die Frisur unterschied sich nur darin von der alltäglichen, daß am Scheitel ein mit den Spitzen nach vorne flach liegender goldener Halbmond befestigt war. Auch die Kleidung war lange nicht so reich, dafür aber um so bunter. Statt der Krise hatten die Tänzerinnen Pistolen im Slendang stecken, die sie gelegentlich abfeuerten. Nach Beendigung des Tanzes gingen wir unter den Klängen eines von einem früheren Sultan komponierten Marsches durch den Pendoppo und besahen die Reichsinsignien, die in der Halle dahinter zur Schau gestellt waren. Sie glichen jenen, die wir in Dschokdschokarta gesehen hatten; doch sah ich ein paar anders gestaltete Tierfiguren, die, wie ich erfuhr, zu den Insignien des Thronfolgers gehören. Ich frug, was die Bestimmung eines der Goldkegel sei, worauf ihn der Sultan öffnete und uns daraus mit Deckblättern aus Palmstroh umwickelte Zigarren anbot, die wir aus guten Gründen baldmöglichst wieder zur Seite legten. In der Mitte des Raumes befand sich ein auf den Boden gebreitetes Polsterbett, das, durch eine

Glaswand und Vorhänge geschieden, gewissermaßen ein Zimmer für sich bildete. Man sagte uns, es sei für die Hochzeitsnacht des jeweiligen Thronfolgers bestimmt. Die am Fußende sitzenden bemalten Holzfiguren, die Braut und Bräutigam darstellen, haben den Zweck, Dämonen, welche dem Brautpaare in der Hochzeitsnacht nachstellen, irrezuleiten und die Neuvermählten hiedurch vor der ihnen drohenden Gefahr zu beschützen. Am folgenden Tage sah ich die gleichen Figuren vor dem Brautbette im Hause des Großveziers, und nun kam mir das Buch Tobias in Erinnerung, in welchem ein Dämon erwähnt wird, der den Brautpaaren nachstellt. — Die übrigen Räume und Kammern des fürstlichen Palastes verdienen keine Erwähnung; einzig in ihrer Art war jedoch die Besteigung des Argopuro. So benannte nach einem der höchsten Berge Javas der Schusuhunan einen kleinen Hügel, den er in seinem Garten aufschütten ließ, um sich durch Treppensteigen einige Bewegung zu schaffen. Die Besteigung fiel mir insoferne beschwerlich, als ich mit dem viel kleineren Sultan Arm in Arm zu gehen hatte, was ich nur in der Kniebeuge vermochte. Mit besonderem Wohlgefallen wies mir der „Nagel der Welt“ einen winzigen Springbrunnen und führte mich in den von ihm errichteten Pavillon, den er wegen der Höhenlage und frischeren Luft mit Vorliebe bewohnt. Die läppischsten Kindereien standen in dem kleinen Salon, und schallende Heiterkeit entfesselte es, als der Sultan den Vorhang zum Schlafzimmer zurückzog und wir vor einem blumenbestreuten Ruhebette eine verdächtige Blechvase bemerkten. Auf dem Rückwege zum Pendoppo hatten wir aufzupassen, um nicht auf die schlafend umherliegen-

den Palastdiener und Gärtner zu treten. Beim Abschied wurden uns auf Befehl des Sultans in gelbe Seidentücher gehüllte Geschenke überreicht. Ich erhielt einen alten Kris mit goldtauschierter Klinge aus der Zeit des Reiches Mataram, und verschiedene von der Ratu gefertigte Prinzen- und Prinzessinnen-Sarongs. Die übrigen Gäste bekamen je nach Rang höhere oder kürzere Stäbe mit dem in Brillanten gefaßten Monogramme des Sultans.

Am nächsten Morgen besuchten wir den Vezier und Schwager des Sultans, der uns die von diesem bei seinen gelegentlichen Besuchen bewohnten Räume wies, sowie die Ehrenlanzen und Krise, die er von ihm zum Geschenk erhalten hatte. In den Innengemächern stellte er uns seine Frau und Enkelin vor, ja er ließ uns sogar seine Nebenfrauen sehen, von denen einige recht hübsch genannt werden konnten. Er selbst ist ungeachtet seiner hellen Gesichtsfarbe nichts weniger wie schön, aber seine kleinen, schlaublinzelnden Augen haben einen einnehmenden und gutmütigen Ausdruck. Er ist in gleichem Maße der Vertrauensmann des Sultans wie der Kolonialregierung. Nichtsdestoweniger ist seine Stellung keine einfache, und er charakterisierte sie mit den Worten: „Ich befinde mich stets wie zwischen zwei Steilhängen, deren Wald lichterloh brennt.“ Ein großer Musikfreund, hat er sein Pendoppo mit den Büsten berühmter Komponisten geschmückt. Er komponiert selbst und hat außer einem europäisch geschulten Streichorchester mehrere Gamelangorchester in seinen Diensten. Am gleichen Tage besuchten wir den Adipatti Manku Negoro, ihn, „der die Welt im Schoße trägt“, dessen Pendoppo, seinen militärischen Liebhabereien entsprechend, in-

mitten eines Kasernhofes gelegen ist. Der Adipatti unterschied sich in seinem Wesen vorteilhaft von der Operettenfigur des Schusuhunan, der von der Bevölkerung augenscheinlich weniger geachtet wird wie der Adipatti. Als wir nämlich im Wagen des Adipatti fuhren, grüßte jedermann, niemand aber, als wir in der Galakutsche des Schusuhunan saßen. Die Livree seines Leibkutschers schien der Garderobe eines Affentheaters entlehnt zu sein. Den Federhut zierte ein Blechschild mit den daraufgepreßten Engeln der Sixtinischen Madonna, der Rock war spinatgrün und hatte rote Rabatten, und aus den gelben Beinkleidern spitzten die nackten Zehen hervor.

Die Straßenbilder in Surakarta sind wenig farbenprächtig, da die Leute meist dunkel gekleidet sind. Die Männer gehen barhäuptig und tragen ihr in einen Zopf geflochtenes Haar mittels eines Kammes am Scheitel befestigt. Unter den 100000 Einwohnern sind viele Chinesen. Sie schienen sich in ihrer Zahl augenblicklich verdoppelt zu haben, da sie wegen der am 27. Januar beginnenden Vorfeier ihres Neujahrsfestes die Läden geschlossen hatten, vor denen sie Papiernachahmungen von Silberbarren als Opfer verbrannten. Die nächsten drei Tage knatterten ohne Unterlaß Schwärmer in den Straßen der Chinesenstadt.

Zeuge einer nächtlichen Neujahrsfeier der Chinesen wurde ich am 6. Februar in Bandung. Unter Vorantritt von Leuten, die mit Tamtams, Trommeln und Pauken einen ohrenzerreißenden Lärm vollführten, näherte sich ein langer Zug buntfarbiger Lampions gleich einer feurigen Schlange dem Residentschaftsgebäude. Den Heidenlärm noch zu mehren, wurden fortgesetzt Knatterfrösche abgebrannt. Es

stellte sich erst wieder Ruhe ein, als der Zug in sich aufschloß und der Kapitän-China vortrat, um dem Residenten seine Glückwünsche darzubringen. Nachdem dies geschehen, begann der Himmelslöwe mit der Verscheuchung der Dämonen. Nicht leicht habe ich so etwas Tolles gesehen wie dieses Monstrum, das zwei darin versteckte Männer mit clownartiger Geschicklichkeit in Bewegung setzten. Der vordere dirigierte den unförmlichen Kopf mit den gläsernen Glotzaugen, richtete sich auf, vollführte die gewagtesten Sprünge und legte sich nieder, wenn der rückwärtige die Hinterbeine zum Ausschlagen brachte. Kurz und gut, auf das drolligste und getreueste wurden die kuriosen Gebärden der kleinen Pekinghündchen wiedergegeben. Die Musik hatte inzwischen aufs neue eingesetzt und in ständigen Fortissimos gearbeitet, die womöglich sich noch steigerten, als nach vollständiger Erschöpfung des Himmelslöwen ein anderer Teufelskämpfer in die Schranken trat, der mit einer dreizackigen Harpune wie besessen herumraste und unter unartikuliertem Geschrei nach allen Richtungen Stiche und Hiebe gegen eingebildete Feinde vollführte. Als auch dieser sich ausgetobt hatte, wurde zum Schlusse ein kleiner, durch eine Lampe erleuchteter Altarschrein wiederholt am Hause vorübergetragen.

Neuntes Kapitel

Nach Ostjava und zum Gipfel des Bromo

Wir verließen Surakarta am Morgen des 29. Januar. Über der fruchtbaren Ebene hob sich in sanftem Aufstiege die mit Tikwäldern bedeckte Basis des gewaltigen Kawi, dessen Umrisse eine entfernte Ähnlichkeit mit einer liegenden Frauengestalt haben, was zu der Sage Anlaß gab, der Klut habe um die Hand der Jungfrau Kawi angehalten und sei über die ihm widerfahrene Abweisung derart in Wut geraten, daß er seitdem Feuer ausspeie. Der Klut, der tätigste aller Vulkane Javas, lag außer Sichtweite. Der in seiner Nähe entspringende Kedirifluß war der einzige Wasserlauf von Bedeutung, den wir auf der Weiterfahrt nach dem Osten der Insel zu überwinden hatten. Jenseits des Flusses herrschte eine für die Ernteaussichten bedrohliche Dürre; doch brachten die nächsten Tage erlösenden Regen. Wolken umhüllten bereits den langgedehnten, mächtigen Gebirgsstock des Ardschuno, dessen Gipfel und zakkiger Grat sie überragte. Es folgte eine Gegend mit Zuckerrohrplantagen, bereits in der Residentschaft Surabaia gelegen, deren Hauptstadt wir wegen ihrer ungünstigen Gesundheitsverhältnisse mieden, und an deren Stelle wir das ihr nahe gelegene, ebenso heiße und von zahllosen Moskitos heimgesuchte Sido-Ardscho als Nachtquartier wählten. Vor dem Hause des Assistentresidenten, der uns einlud, bei ihm Wohnung zu nehmen, erregten zwei große

Waringibäume meine Bewunderung, von denen einer bereits im Vorjahre als kernfaul hätte gefällt werden sollen. Wie dies bekannt wurde, entstand großer Jammer unter der Bevölkerung, unter der das Gerücht sich verbreitete, daß allabendlich bei Aufgehen des Mondes der geängstigte Baumgeist sich sehen ließe, ein eigenartiges Licht ausstrahlend, das sich bei näherer Untersuchung als der Reflex einer zwischen die Zweige gesteckten Milchflasche ergab. Nicht jeder Aberglaube ist indes so harmlos. Hiefür ein Beispiel. In einer Wirtschaft bei Surabaia wurde jährlich einmal unter die den Gästen verabreichten Kuchen erwiesenermaßen ein vergifteter gemischt, um durch ein Menschenopfer die Dämonen günstiger zu stimmen. — Ein Vergiftungsfall ganz anderer Art wurde eben in den Zeitungen berichtet. Mehrere Mitglieder einer holländischen Familie, die bei geöffneten Fenstern zu schlafen pflegte, waren den betäubenden Düften einer um die Fenster sich schlingenden Winde erlegen, die ihre Blüten nur zur Nachtzeit entfaltet. Der Assistentresident wies mir in seinem Garten die gefährliche Pflanze, deren sofortige Ausrottung er anordnete.

Am nächsten Morgen bestiegen wir den nach Passurawan führenden Zug. Als wir den seichten Ponongfluß im Rücken hatten, erblickten wir einen isolierten Vulkan, den niederen Punang-Gunang, dessen Hänge kürzlich abgeholzt worden waren, und südlich hievon den langgestreckten Gebirgsstock des Walirang, dessen Gipfelhöhe 3150 Meter beträgt.

Hinter Passurawan beginnt das sogenannte Tengergebiet. Wir fuhren in einem leichten Wagen auf einer in

vielen Windungen bergan sich ziehenden Straße bis zu einem Gasthause halbwegs Tossari. Dort stiegen wir zu Pferde und ritten erst durch verwilderte Kaffeeplantagen und dann durch einen Urwald. An seinem Rande blühten Fuchsienstauden. Bambusdickungen wechselten mit Beständen breitästiger Eichen und schlanker Kappokbäume, und in dem von Ast zu Ast sich schlingenden Lianengewirre schaukelten sich graue und rotbraune Affen, die, sowie sie unsere Annäherung bemerkten, behende entflohen.

Den kleinen Höhenkurort Tossari erreichten wir gerade noch vor Niedergehen eines tüchtigen Wolkenbruches, der die Temperatur so empfindlich abkühlte, daß wir froh waren, dicke Wolldecken in den Schlafräumen zu finden. Als wir um 4 Uhr morgens aufbrachen, um den 2290 Meter hohen Bromo zu besteigen, klärte sich der Himmel. Infolge der Dunkelheit ging es nur langsam vorwärts auf einem der vielen Rücken, die vom Dasarplateau zwischen schmalen Erosionstälern radial sich hinabziehen. Der weiche, fruchtbare Aschenboden und die relative Kühle des Klimas veranlaßten die Bewohner Tossaris, die Hänge oberhalb des Ortes mit europäischen Gemüsearten zu bepflanzen, ein Versuch, der aufs beste gelang. — Sehr anregend war es, zu beobachten, wie die Vegetation den Höhenzonen entsprechend sich änderte. So durchschritten wir nach einiger Zeit einen Kasuarinenwald, was um so bemerkenswerter war, als dieser Baum der australischen Flora angehört, die mit ihren Ausläufern sich bis in die hiesige Gegend erstreckt. In der Nähe des Gipfels fanden wir heimische Blumen, Vergißmeinnicht und Veilchen, Schafgarben und Glockenblumen, ja sogar Edelweiß.

Java: Blick über den Dasar. Links der Vulkan Bromo, rechts hievon der erloschene Battok, weiter rechts der Passanian, im Hintergrunde der Smeru (Seite 101)

Als wir dem Munkalpasse uns näherten, schoß in der Ferne eine gewaltige Dampfwolke gegen den Himmel, die sich fächerartig entfaltete. Alle zwei Stunden wiederholt sich diese Erscheinung, jedesmal eine Eruption des Smeru verkündend. Wir erblickten diesen seine sämtlichen Nachbarn überragenden 3671 Meter hohen Kegel, als wir den Rand des Passanian erklommen, jenes einstigen Riesenkraters, aus dem später der Bromo und seine Brüder emporwuchsen. Unter uns lag ein wogendes Nebelmeer, das sich zerteilte, als die Sonne sich hob. Allmählich konnten wir den ganzen Dasar überblicken, den „Sandsee", dessen Fläche in einem Dreiviertelkreise den Kegel des Battok und den zu seiner Linken gelegenen Bromo umringt. Der Idar-Idar, der aus dem jenseitigen Hange des Passanian sich herausdrängt, füllt die Lücke des Kreises. Von diesen drei Vulkanen ist nur noch der Bromo tätig, aber auch er ist im Erlöschen. Wir kletterten auf unseren Sumbawaponys in den Sandsee hinab und jagten in flottem Galopp um den Battok. Dieser ist nahezu vegetationslos, und so hat das ableitende Regenwasser in seine Hänge tiefe Rillen gerissen. Völlig kahl, aber minder geböscht sind die aschgrauen Hänge des Bromo, die wir in einer halben Stunde erklommen. Vom schmalen Rande des ellipsenförmigen Kraters blickten wir in die Tiefe des Trichters, der in steilem Absturze sich bei den Resten einer älteren Ringbildung nochmals verengt. Unter ihren Lavablöcken qualmen Dämpfe zwischen dem Schwefelbelage einer klaffenden Spalte. Braungelbe Wasserrisse enden kurz vor dem Boden des Kraters, 270 Meter unter dem Rande. Eine feurig brodelnde Masse füllt die Mitte des

Bodens und erneut sich durch das stete Emporquellen frisch geschmolzener Materie. Je weiter vom Zentrum entfernt, desto mehr zerfällt die langsam erkaltende Materie in radial auslaufende Spalten. Am ehesten zutreffend ist der Vergleich mit einem Kohlenbecken, dessen Glut bald schwächer, bald stärker leuchtet, während an den Rändern Aschenbestandteile sich abzusetzen beginnen. Auffallend ist, daß kein Dampf der Krateröffnung entströmt, über der erst in beträchtlicher Höhe die erhitzte Luft sich zu einer Wolke verdichtet. Die Eigenartigkeit und das Romantische der Szenerie erhöhte der Umstand, daß die mit uns auf den Gipfel gestiegenen Priester eines benachbarten Tengeresenortes sich anschickten, dem Dewa Bromo (oder Gotte Brahma) zu opfern. Es waren seltsame Gestalten in langen, aus bunten Lappen zusammengeflickten Gewändern. Der Oberpriester, über dessen Haupt ein großer Schirm gehalten wurde, ließ sich dicht am Rande des Abgrundes nieder und begann zu beten, während seine Gehilfen Bronzeschalen und Räucherbecken neben ihn stellten. Eines dieser Opfergefäße hatte die Form eines Mörsers. An seinen Außenseiten befanden sich die Zeichen der zwölf Monate und jene des Tierkreises, und seinen Boden zierte ein Abbild der Sonne.

Alljährlich findet am Bromo ein Fest statt mit daran sich schließendem Opfermahle, an dem sich die Bewohner der umliegenden Dörfer beteiligen, die sich noch immer zu einer Art von Hindúglauben bekennen. „Was sollen wir ändern," so sagen sie; „reicher werden wir doch nicht, wenn wir das verleugnen, was unsere Väter heilig hielten und was uns selbst zum Glücke gereichte." Die Tenge-

resen gelten als ehrliche und friedfertige Leute, allerdings auch als wenig begabt. Ihre Hautfarbe ist weitaus die hellste, die ich auf Java gesehen, und ihr Gesichtsschnitt ähnelt in auffälliger Weise dem mongolischen Typus. Dementsprechend ist der Bartwuchs der Männer ein sehr spärlicher und beschränkt sich auf wenige Borsten auf der Oberlippe, wohingegen das straffe Haupthaar um so üppiger gedeiht. Eigentümlich sind ihre langen, vorne abgestumpften Buschmesser, die mich an jene der Birmanen erinnerten. Die Frauen tragen silberne Ohrgehänge und Fußringe.

Am Rückwege hielten wir eine Weile in Dasar und betrachteten das eigentümliche Orchester, das uns dort schon auf dem Hinweg begrüßt hatte. Sein merkwürdigstes Instrument war eine hölzerne Schalmei, welche die geschnitzte Figur eines stehenden Hundes auf der Vorderseite trug und deren Schallöffnung in der Form eines Ungeheuerrachens gestaltet war. Am Mundstücke befanden sich zwei Metallflügel, welche sich beim Blasen an die Wangen anlegten und so den gleichen Dienst erwiesen wie die Wangenbinden der altgriechischen Bläser.

Am Munkalpaß erschloß sich uns diesmal eine großartige Fernsicht. Ferne im Osten zeigte sich der riesige Argopuro; vor uns lag die Gruppe des Bromo mit dem Smeru im Hintergrunde, und eine Drehung nach Westen verschaffte uns den Anblick des Ardschunomassivs, eines gewaltigen Dreiecks mit dreizackigem Gipfel. Noch weiter rechts erschien der kaum weniger hohe Walirang, der gegen den Punang-Gunang sachte sich senkt.

Beim Abstieg kamen wir durch ein paar Tengeresendörfer, verfolgt von dem Gebell fuchsähnlicher Hunde. Die Häuser der Tengeresen sind aus Brettern gezimmert und mit spitzen Strohdächern versehen.

In Tossari angelangt, erblickten wir die fruchtbare Ebene von Surabaia samt Stadt und Küste und jenseits des Wassers die Insel Madura.

Zehntes Kapitel

Singapur

Infolge ungünstiger Dampferverbindungen waren wir genötigt, in Singapur eine Woche zu weilen. Die dortige Küste ist flach und mit Kokoswäldern bedeckt, über die ein paar niedere Kuppen sich erheben, die zu Batteriestellungen ausgebaut sind. Die englische Garnison besteht aus einem Bataillon Bombayinfanterie und einem Artilleriedetachement. — Außerordentlich rege ist der Verkehr im Hafen, ein Gang durch die angrenzenden Viertel jedoch nur bei Tag ratsam, da in ihnen der Abschaum der Menschheit aus West wie Ost sich zusammenfindet. Die Straßen der eigentlichen Stadt sind einförmig und häßlich. Nächst dem Gouvernementshause ist das schönste Gebäude der in der Nähe des Botanischen Gartens gelegene Deutsche Klub.

Das malaiische Element der Bevölkerung spielt in Singapur eine untergeordnete Rolle. Die meisten Malaien sind Fischer oder Bootsleute und wohnen außerhalb der Stadt in Pfahlbausiedelungen, deren mit Palmstroh gedeckte und verschalte Hütten weniger der Wassers- als der Feuersgefahr ausgesetzt sind, da der Mattenbelag ihres Bodens an die aus Feldsteinen errichteten offenen Herde nahe heranreicht. Die Küstenmalaien sind von kräftiger, aber gedrungener Gestalt und mit einem schwerfälligen Seemannsgange behaftet. Nach unseren Begriffen können sie keinen Anspruch auf Schönheit erheben, am wenigsten die Frauen mit ihren nahezu runden Gesichtern.

Von Indern sind viele Tausende ansässig, meist Leute aus der Präsidentschaft Madras. Wir hatten Gelegenheit, einem von der Kaufmannskaste der Tschettys am Tage der Erdenkunft Schiwas veranstalteten Tempelfeste beizuwohnen, zu dem alle Europäer Einladungen erhalten hatten, da man von ihnen Spenden erhoffte. Nachdem untertags die Götterbilder in feierlicher Prozession um den Tempel gefahren worden waren, begann das eigentliche Fest bei Einbruch der Dunkelheit. Im Vorhofe des Tempels bewegten sich zwei überlebensgroße Pappefiguren eines Radschas und einer Fürstin, die von darin verborgenen Männern getragen wurden. Es kostete uns einige Mühe, uns durch eine Schar zudringlicher Bettler den Weg zum Tempeleingange zu bahnen, an dem die Häupter der Tschettys die fremden Besucher empfingen, ihnen die üblichen Tempelblumen überreichten und ihre Taschentücher mit wohlriechendem Wasser besprengten. In der Vorhalle wurde unter den Klängen der Donauwellen und sonstiger Walzer das Bild der auf einem Pfauen thronenden Saraswati unter fortwährenden Anrufungen hin- und hergetragen und schließlich wieder auf seinen Altar in eine Seitenkapelle gesetzt. Alles drängte nun in das Längsschiff, wo vor dem mit Tüchern verhängten Altarschreine des Subrahmania ein dichter Menschenknäuel um einen halbnackten Büßer geschart war. Dieser hatte sich eine Goldnadel durch beide Wangen gestoßen und ließ sich in die Rücken- und Schultermuskeln eiserne Fleischhaken einziehen, die so lange mit Bleigewichten beschwert wurden, bis er, von ihrer Last niedergezogen, rücklings zu Boden fiel. Als er halbbewußt fortgeschafft wurde, überzeugte ich mich davon, daß keine

seiner Wunden blutete, ein sicherer Beweis für das Vorhandensein eines hysterischen Zustandes. — Gelegentlich eines Spaziergangs betrat ich den Hof eines anderen Tempels. Dort wurde eben Schule gehalten. Der Lehrer zeichnete mit seinem Stabe die einzelnen Schriftzeichen in den Sand, und die Schüler hatten sie mit den Fingern nachzukritzeln.

Weitaus das wichtigste Element der Bevölkerung sind die Chinesen, die nicht bloß an Zahl, sondern auch an Reichtum alle anderen Rassen übertreffen. Niemand hat so schöne Villen und Gespanne wie sie, die, wenn sie auch in Äußerlichkeiten sich europäisieren, doch richtige Chinesen geblieben sind. Sie sind die tatsächlichen Beherrscher der Stadt und werden von der Regierung mit größter Rücksicht behandelt. Zuweilen geht diese Rücksicht zu weit. Singapur ist nämlich eine der wenigen britischen Besitzungen, bei deren Verwaltung das Parlament mitzusprechen hat, und es ereignet sich infolge dieses Umstandes, daß Beschwerden der dortigen Chinesen von Mitgliedern des Unterhauses vertreten werden, welche mit den Verhältnissen des Ostens nicht genügend vertraut sind. Unter anderem wurde eine Verfügung des Gouverneurs, wonach jeder Chinese nach Sonnenuntergang auf der Straße eine Laterne mit sich führen mußte, als Beschränkung der persönlichen Freiheit im Parlamente beanstandet und wieder rückgängig gemacht, obgleich in jeder chinesischen Stadt die gleiche Bestimmung besteht, die bei der mangelnden Straßenbeleuchtung aus Gründen der öffentlichen Sicherheit dringend erforderlich ist. Kaum war die Verordnung zurückgenommen, häuften sich räuberische Überfälle in er-

schreckender Weise. Der Gouverneur wußte sich nicht zu helfen und klagte seine Not dem zufällig anwesenden Sir Brooke, der unter englischem Protektorate das von seinem Vater oder Großvater käuflich erworbene Gebiet von Sarawak auf Borneo beherrscht und den Titel eines Maharadscha führt. Dieser bot dem Gouverneur zur Herstellung der Sicherheit Polizisten aus Borneo an vom Stamme der Dajaks, die wegen der von ihnen geübten Kopfjägerei gefürchtet sind. Kein Dajak kann nämlich heiraten, wenn er nicht seiner Auserwählten als Zeichen seiner Mannhaftigkeit ein paar erbeutete Menschenschädel vorzuweisen vermag. Der Gouverneur, der bereits über die Mißstände in Singapur dem Kolonialamte berichtet hatte, kabelte nun an den Staatssekretär in London: „Der Maharadscha Brooke bietet Dajaks an. Soll ich sie annehmen?“ Die Antwort lautete bejahend. Es kamen Dajaks, und bald darauf fand man am Morgen auf der Straße einige kopflose Leichen. Dies wiederholte sich ein paarmal und verfehlte nicht seine Wirkung; denn von nun an blieben die Räubereien aus und sah man des Abends keinen Chinesen mehr ohne Laterne. So wenig die Todesstrafe an sich auf den Chinesen abschreckend wirkt — er geht mit viel größerem Gleichmut in den Tod wie der Europäer, wenn er ihn als unvermeidlich erkennt —, so ist es für ihn doch ein fürchterlicher Gedanke, seines Kopfes beraubt zu werden, da dann nach dem Volksglauben ein Fortleben im Jenseits ausgeschlossen ist. Es ist daher allgemeiner Brauch, daß die Verwandten eines Enthaupteten dessen Kopf vom Scharfrichter erhandeln, um ihn wieder

an den Hals nähen und mit dem Körper gemeinschaftlich bestatten zu können.

In Singapur war ich Zeuge der Schlußfeier des über eine längere Zeitspanne sich erstreckenden chinesischen Neujahrsfestes. Überall wurde in den Häusern vor den Ahnenaltären geopfert, und am Abend wurden Tausende und aber Tausende von Knatterfröschen auf offener Straße entzündet. Es knallte wie in einer Schlacht, und die Luft war mit dichtem Pulverdampfe geschwängert.

In der Umgebung von Singapur befinden sich viele Ananasbeete und zahlreiche Obstgärten, in denen die erfrischenden, aber nicht sonderlich wohlschmeckenden Rambuttanfrüchte gezogen werden, deren stachlige Schale mit jener unserer Edelkastanien sich vergleichen läßt. — Ein Jagdausflug führte mich nach Bukit Timah, wo noch Reste eines Urwaldes erhalten sind. Die Flinte in der Hand, wand ich mich mühsam durch die Baumfarren in das Waldesinnere und stellte mich neben den Stamm einer mächtigen Eiche, der von den zackigen Blättern des schmarotzenden Philodendron bedeckt war. Es brauchte geraume Zeit, bis meine Augen an das grüne Dämmerlicht sich gewöhnten und ich Einzelheiten erkennen konnte. Das laute Zirpen der Zikaden übertönte jedes andere Geräusch, bis das Brechen von Ästen und das Schwanken von Lianen mir kundtat, daß ein Affenrudel in wilder Flucht durch die Wipfel raste. Leicht hätte ich schießen können, doch ich wartete auf besseres Wild, und richtig, da kroch an einem Ast entlang ein katzenähnliches Raubtier, das die Affen verfolgte. Ich schoß und hörte den Fall. Mein Suchen blieb indes vergeblich, und ebensowenig glückte es mir, in den kniehohen

Blattpflanzen, die den Boden bedeckten, einige der von mir erlegten Vögel zu finden.

Besonders viele Affen sah ich in dem Mangrovengebüsch der Lagunen sich tummeln, als wir in einem Boot den schmalen Meeresarm überquerten, der Singapur von Dschohor trennt, einer an der Südspitze der malaiischen Halbinsel gelegenen Stadt. Der Palast des dortigen Radschahs ist im englischen Villenstil erbaut. Der Radschah, welcher augenblicklich auf der Jagd in Selangor weilte, hatte in diesem Jahre bereits 13 Tiger erlegt. Tiger sind in der hiesigen Gegend sehr häufig. Während der Zeit unseres Aufenthalts in Singapur verirrte sich einer in die Straßen der Vorstadt, und ein paar Jahre zuvor ein anderer bis unter das Billard des Rafflesshotels.

ZWEITES BUCH

CHINA

★

Elftes Kapitel

Hong-kong

Die Annäherung an Hong-kong vollzieht sich durch eine Menge kleinerer und größerer Inseln von granitischem Gesteine, das mit einer gelben Lößschichte bedeckt ist. Wo diese fehlt, tritt der Granit in rundlichen Blöcken zutage, die durch dünne, zackige Lößmauern miteinander verbunden sind. Diese Lößmauern sind überaus charakteristisch für China. Ich will mich über ihre Entstehung in keine Erörterungen einlassen und begnüge mich daher mit der Feststellung, daß der Löß nichts weiter ist als ein mit Lehm durchsetztes Verwitterungsprodukt des Granits. Die bedeutendste der Inseln ist Lan-tao, dessen Berg etwa 1000 Meter über dem Meer sich erhebt.

Hong-kong erinnert in landschaftlicher Hinsicht an die französische Riviera. Die Ähnlichkeit wird erhöht durch das breitausladende Geäst der Föhren, die wie Pinien erscheinen, und durch die europäischen Häuser mit ihren Balkons.

Der Hafen hat eine unvergleichlich günstige Lage und besitzt zwei für Schiffe jeglicher Größe benutzbare Einfahrten. Augenblicklich waren in ihm fast ebensoviele Kriegsschiffe der englischen Marine versammelt, als die deutsche Kriegsflotte in ihrer Gesamtheit zählt, während die Hälfte der verankerten Handelsschiffe die deutsche Flagge führte.

Erfreulich war es, zu hören, daß, wenn auch die zwei größten Firmen englische sind, die vier nächstgrößten in

deutschen Händen sich befinden und die Handelsinteressen der Deutschen ebenso groß sind wie jene der Engländer. Der Handel blüht hier freilich nicht mehr so wie in früheren Zeiten, und das Sinken des Dollarkurses, der augenblicklich auf 1,60 Mark stand, hat die altansässigen Kaufleute erheblich geschädigt, die ihr Kapital der hohen landesüblichen Zinsen halber in den in China eingebürgerten mexikanischen Dollars angelegt hatten. Es wurde deshalb die Einführung der indischen Goldrupie für Hongkong und Singapur in Erwägung gezogen. Die Mehrzahl der Hongkonger Geschäftsleute war indessen gegen die Neuerung, da sie den sofortigen Abfluß des Geldes nach China befürchtete.

Ein weiterer erheblicher Schaden wurde dem Handel dadurch zugefügt, daß neu sich ansässig machende Firmen, um sich Platz zu erobern, anstatt die bisher übliche Barzahlung zu verlangen, den Chinesen Kredit zu gewähren begannen und so die älteren Geschäfte zur gleichen Maßregel zwangen. Die Folge war, daß viele chinesische Schuldner nach Kan-ton verschwanden und andere Chinesen sich als Compradores, das ist Unterhändler, großer chinesischer Firmen aus Kan-ton sich ausgaben, von denen sie nach Kontrahierung der Schuld verleugnet wurden. Diese Compradores spielen im Geschäftsleben eine außerordentliche Rolle, und es ist zu bedauern, daß die Mehrzahl der europäischen Kaufleute in China nicht einmal die chinesischen Zahlen kennt und daher völlig auf die eigenen Compradores oder diejenigen chinesischer Geschäftsfreunde angewiesen ist. Tatsächlich verhält sich die Sache bereits so, daß die meisten europäischen Kaufleute eigentlich nichts

anderes sind als die Vermittler der chinesischen Kaufhäuser und Gilden für deren überseeischen Absatz. Ein Umstand, der das Emporkommen vieler junger Kaufleute erschwert, ist das zu unverhältnismäßigen Ausgaben verführende Bonwesen, das Klub- und Sportsleben.

Das erste typische Dokument chinesischen Geistes, das ich gewahrte, war eine in den Räumen der Hong-kong-Schang-hai-Bank angeschlagene Rede des als Generalgouverneur von Kan-ton verstorbenen Li-Hung-Tschang, die dieser bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Bankette gehalten hatte. Er sprach darin vom Segen des Bankwesens im allgemeinen; dann aber im besonderen von den Verdiensten der Hong-kong-Schang-hai-Bank, schloß aber, indem er darlegte, daß das Bankwesen eine national-chinesische Erfindung sei, die die ältesten Schriftsteller schon vor zweitausend Jahren erwähnt hätten.

Schön ist von Hong-kong eigentlich nur die Oberstadt mit den europäischen Klubs und Villen, sowie die Hauptstraße mit ihren vorzüglichen Läden, deren Inhaber fast ausschließlich Chinesen sind. Die übrigen Viertel sind schmutzig und ungesund, ungesunder als die der meisten südchinesischen Städte, deren zweistöckige Häuser meist nur eine Familie beherbergen, während die hohen Häuser Hongkongs von Hunderten von Leuten bewohnt werden.

Seit etwa einem Jahrzehnt begann die Pest in bald heftigeren, bald geringeren Epidemien sich einzustellen. Von den an ihr erkrankten Europäern starben dreißig, von den Chinesen neunzig Prozent. Auch zur Zeit unserer Anwesenheit ereigneten sich einige Fälle. Herrscht nicht Pest, herrscht Cholera oder Typhus.

Das Klima ist feucht und dämpfig. Die Schwüle während der zwei Regenmonate wurde mir als unerträglich geschildert. Zum Glück umweht ständig ein frischer Luftzug den 600 Meter hohen Pik. Dorthin führt eine Drahtseilbahn, sowie eine breite Straße, auf der chinesische Sesselträger die gehfaulen Europäer befördern. Von der Höhe gewahrt man nach allen Richtungen Landzungen in das Meer sich erstrecken, zu dessen Ufer wir auf der der Stadt entgegengesetzten Seite hinabstiegen. In der Bucht von Aberdeen erwartete uns eine Dampfbarkasse, die uns um die ganze Insel herumführte. Die Färbung der Landschaft ist ebenso entzückend wie jene der Umgegend Neapels, und die tiefblauen Wellen brechen sich in wogender Brandung an den vielen, weit vorspringenden Klippen und rauschen bis in deren Höhlen und Felstore. An einer Menge kleiner und kahler Inseln vorbei gelangten wir zur Osteinfahrt des Hafens, dem sogenannten Lei-mun-Passe, an dessen Steilhängen die Fischerdörfer zwischen Granitblöcken und Lößrissen sich in vielen Terrassen übereinander hinanziehen. Gleich den Bergen der Festlandseite sind auch die Höhen des Lei-mun-Passes stark befestigt. Unweit dahinter in einer Bucht erregten die großartigen Butterfieldschen Fabriken meine Aufmerksamkeit. Der Umfang ihres Betriebes läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß die Firma Butterfield auf dieser Seite des Piks eine Zahnradbahn besitzt, die zu einem für ihre Beamten bestimmten Sanatorium hinaufführt. Die gleiche Firma ist eben daran, sich eigene Docks und Werften zu erbauen, welche mit jenen von Kau-lun gegenüber Hong-kong in Konkurrenz treten sollen.

Zwölftes Kapitel

Kan-ton

Auf Seiner Majestät „Iltis“, dessen Kommandant, Graf Platen, von früher her mir bekannt war, dampften wir durch den Archipel von Hong-kong. Das langgestreckte Lan-tao blieb an Backbord, während an Steuerbord die steilen Berge des Festlandes erschienen. Die gelbbraune Färbung des Meeres kündete die Nähe des Kanton-Flusses. Seine breite Mündung wird von weithin sichtbaren Batterien beherrscht. Wir hatten bei der Stromfahrt eine zweite Reihe von Batterien zu passieren und sahen nach dem granitenen Doppelberge, den die Portugiesen wegen seiner vermeintlichen Ähnlichkeit mit dem Rachen eines Tigers „Bocca di tigre“ benannten, die Trümmer einer im Jahre 1882 durch französische Schiffe von der Kehlseite zusammengeschossenen Festung. Seit dem Erscheinen der Franzosen vor Kan-ton haben die Chinesen weiter aufwärts zwei Stromsperren errichtet, die eine aus Eisen, die andere aus Holz. Da diese Sperren aber nicht mit Verteidigungswerken in Verbindung stehen, ist ihr Wert illusorisch. Hinter der Bocca di tigre breitet sich eine von vielen Flußarmen und Bewässerungsgräben durchzogene Ebene. Bananen- und Orangengärten ziehen sich dem Flußufer entlang und einzelne Baumgruppen sowie die roten Fahnenstangen der Tempel verraten die Lage der Dörfer. Einigen Aufenthalt bereitete des niederen Wasserstandes wegen das Überwinden der Barre. Sowie wir das Inselfort Ma-cao im Rücken hatten

— ein altertümliches Bauwerk mit einem Pagodenturm und von Geschützscharten durchbrochenen Mauern —, erblickten wir die Stadt.

Die meisten Europäer wohnen in der anglo-französischen Konzession auf der Insel Scha-mien, die von einer internationalen Munizipalität verwaltet wird. Scha-mien schräg gegenüber liegt auf dem rechten Flußufer das große Gebäude der Berliner evangelischen Mission, um das eine deutsche Niederlassung im Entstehen begriffen ist. Der deutsche Handel in Kan-ton steht an erster Stelle und übertrifft bei weitem jenen der Engländer.

Die französische Missionsanstalt liegt ziemlich entfernt in einer Vorstadt am jenseitigen Ufer. Ihre gotische Kathedrale wurde seinerzeit von den Chinesen eingeäschert, erstand aber aufs neue mit den gleichen Spitztürmen, die den Unwillen der Volksmassen erregt hatten und noch derart erregen, daß, um eine abermalige Brandstiftung zu verhüten, eine eigene Polizeiwache in die Nähe gelegt werden mußte. Ein von den Franzosen gewonnener Taoistenpriester hatte zwar orakelt, daß für Kan-ton, die „Bocksstadt", die Türme wegen ihrer Ähnlichkeit mit Hörnern ein günstiges Omen seien, aber seine Ausführungen hatten wenig Beifall gefunden.

Der Widerwille aller Chinesen gegen die Errichtung von Kirchtürmen ist deshalb so ausgesprochen, weil die Anlage derselben gegen die Regeln des Föng-schui verstößt. Das Föng-schui (wörtlich „Wind-Wasser") ist ein Aberglaube, der sich auf die vermeintlichen Einflüsse der fünf Elemente: Luft, Wasser, Feuer, Erde und Metall bezieht und am zutreffendsten mit der mittelalterlichen Geomantie

verglichen werden kann. Ohne beiläufige Kenntnis desselben ist jedes Verständnis der chinesischen Architektur unmöglich, da diese durchaus unter seinem Banne steht. So bezwecken die vor oder hinter jedem Hauseingange befindlichen Mauern, wie die im Winkel gebrochenen, ja oft im Zickzack geführten Brücken die üblen Einflüsse abzuhalten, die nur in gerader Richtung fortwirken können. Desgleichen sollen die Glöckchen an den Pagodentürmen die bösen Geister schrecken und die vielen ausspringenden Winkel der Dächer sie abwehren. Ein Gebäude, das seine Nachbarhäuser überragt oder seinen Schatten auf sie wirft, soll eine beherrschende Macht auf sie ausüben; darum dürfen auf hochgelegenen Plätzen nur Tempel, Pagodentürme oder Befestigungen errichtet werden.

Zum Schutze der Fremden liegen ständig europäische Kanonenboote vor Scha-mien. Außerdem sieht man im Perlfluß chinesische Kriegsdschunken mit schweren Mattensegeln und vielen Vorderladegeschützen, deren Aufgabe es ist, die Flußräuber niederzuhalten. Der beliebteste Trick dieser Piraten ist es, in zwei durch ins Wasser versenkte Taue verbundenen Kähnen stromabwärts zu fahren. Kommt ihnen eine Dschunke entgegen, nehmen sie diese in ihre Mitte, so daß durch den Aufprall des Taues die Kähne an deren Seiten beigedreht werden. In diesem Augenblick wird geentert und werden Stinktöpfe an Bord geworfen, um durch den Rauch die Bemannung zurückzutreiben. Erst kürzlich wurde auf solche Weise ein Boot überfallen, in welchem sich zwei englische Beamte des Seezolldienstes befanden, deren einer durch Revolverschüsse verwundet wurde. Die Verfolgung der Piraten

wird nicht mit genügendem Nachdruck betrieben, und ihre Aufspürung ist insoferne schwierig, als sie bei der Unzahl von Schiffen, die auf dem Strome verankert liegen, leicht Unterschlupf finden. Wohnen doch nicht weniger als 70 000 Leute ständig auf den zu einer schwimmenden Stadt verketteten Hausbooten, zwischen denen offene Sam-pans den Verkehr vermitteln oder die nach ihrer Form benannten Pantoffelboote. Origineller noch als diese sind die zur Überfahrt über den Fluß dienenden Raddschunken, naive Nachahmungen von Raddampfern, deren am Heck befindliches Schaufelrad seitens unentgeltlich beförderter Passagiere durch Hebel in Bewegung gesetzt wird. Boote wie Dschunken sind am Bug stets mit zwei Augen bemalt, die Segeldschunken offenbar nach dem Vorbilde altportugiesischer Karavellen gebaut und zum Schutze gegen Piraten mit mehr oder minder unbrauchbaren Eisenkanonen armiert. So oft ich den Flußhafen von Kan-ton durchquerte, erfreute ich mich des malerischen Anblicks dieser Schiffe mit ihren gelbbraunen, zerfetzten Segeln; doch wurde einem zuweilen die Freude benommen bei dem Hauche, der von ihnen herüberwehte, besonders wenn sie dazu verwendet waren, den städtischen Unrat auf die Felder hinauszubefördern.

Den Tag nach unserer Ankunft in Scha-mien wie den folgenden widmeten wir dem Besuch der Chinesenstadt, die mit Scha-mien durch zwei Brücken verbunden ist. An den Gittertoren dieser Brücken stehen Polizeimannschaften der Konzession, die nur jene Chinesen hereinlassen, welche einen Erlaubnisschein besitzen. Hat man, von Schamien kommend, die Brücke passiert, betritt man Kanton durch ein Tor, das von Soldaten des gelben Banners

bewacht wird. Schilde, Bogen und Pfeile, Hellebarden, Korsäcken und andere abenteuerliche Waffen, die gar keinen Zweck haben konnten als den der Renommage, sind dort aufgestapelt, und in den Gestellen stehen verwahrloste Hinterladegewehre. Derartige Wachen liegen auch in den anderen Toren, in den Basaren und an sonstigen wichtigen Punkten der Stadt.

In langer Karawane, den Führer voraus, durchzogen wir nach Landessitte auf von je vier Kulis getragenen Stühlen die engen, winkligen Gassen. Alle Augenblicke mußten wir die Füße hochziehen, um nicht an einer der vielen Stufen oder Schwellen anzustoßen, aber unsere Sesselträger überwanden geschickt alle Hindernisse und brachen fast laufenden Schrittes durch das dichte Gedränge sich Bahn. Ein wahrhaft sinnverwirrender Lärm hallte aus allen Ecken und Enden, und das ameisenhafte Gewirre der Menschenmassen hatte etwas unheimlich Bedrückendes. Dazu waren die Gerüche, die einem entgegenschlugen, nicht die lieblichsten, obwohl ich bekennen muß, daß das Granitpflaster der Straßen ziemlich sauber gehalten ist und Kan-ton seinen Ruf als reinlichste aller Chinesenstädte verdient. Der Gesundheitszustand ist dementsprechend ein leidlicher, und wenn ich auch nicht glauben will, daß im Jahresdurchschnitt nur zwanzig Todesfälle auf je tausend Einwohner treffen, ist Kan-ton doch sicherlich gesünder als Hong-kong.

Zunächst gelangten wir in die Basare. Ihre Läden sind durch hohe, senkrecht stehende Reklameschilde von ferne schon kenntlich. Untertags sind sie gegen die Straße zu geöffnet, bei Nacht werden sie durch Schiebetüren und

Bambusgitter zwiefach verschlossen. Die größeren Kaufhäuser sind mit Schnitzwerk verschwenderisch verziert: Innen wie außen, besonders an den Umrahmungen der Türen ein Geranke von Blumen und Zweigen, in dem Vögel sich wiegen und dazwischen Medaillons mit hunderten von Figürchen. Über den im Hintergrunde befindlichen Ladentischen hängen in den kleineren Geschäften aus buntem Papier gefertigte Puppen von Genien und Göttern, in den größeren Kaufhäusern aber reich geschnitzte und vergoldete Altarschreine. So geräumig die unteren Geschäftslokale sind, so eng sind die Treppen, die zu den oberen hinaufführen, in denen die wertvolleren Artikel verwahrt sind. — Wie bei uns im Mittelalter, hat jede Zunft ihre Straße. Eine Spezialität Kan-tons sind die aus Eisvogelfedern hergestellten Schmucksachen. Die Federn werden mit feinen Messern in kleinste Teilchen zerschnitten, ihrer Farbe entsprechend sortiert, mit Pinzetten auf den Filigranuntergrund aufgetragen und mit einem Bindemittel befestigt. Der Effekt ist recht hübsch, aber die Herstellungsweise so angreifend für die Augen, daß nach drei Jahren fortgesetzter Tätigkeit die Arbeiter hochgradig kurzsichtig werden und mitunter sogar erblinden. Eine andere hiesige Industrie ist die Fertigung von Bildern auf Reispapier, die zuweilen zu ganzen Büchern geheftet werden. Berühmt sind ferner die kantonesischen Schnitzereien in Elfenbein oder Holz und nicht minder die trefflichen Erzeugnisse der Tischler. Die Porzellane, die die Basare füllen, sind minderwertig. Die besten sind die in Blau und Weiß gehaltenen aus südchinesischen Manufakturen, doch erreicht ihr Farbenschmelz lange nicht jenen der alten Ware. Die Seiden-

industrie ist beträchtlich, und der empfehlenswerteste Artikel der Textilbranche sind die sogenannten „graß-clothes". Die Stickereien stehen den nordchinesischen nach und sind großenteils aus anderen Provinzen importiert, so die mit geflammten Bordüren versehenen und in allen Regenbogenfarben schillernden Galagewänder der Mandarine. Interessant sind die Straßen der Xylographen und Stempelschneider. Erstere stellen sowohl Holzschnitte her, wie auch die für den Buchdruck benötigten vielgestaltigen Typen, letztere die Stempel, die jeder Chinese an Stelle der Unterschrift oder des Siegels gebraucht. Meist sind die Stempel aus Holz oder dem leicht zu bearbeitenden Specksteine gefertigt, zuweilen aber aus dem harten Jad, einem Nephrit, der aus Chinesisch-Turkestan bezogen wird. Armreife aus diesem Steine werden von beiden Geschlechtern getragen, Ohrringe aus Jad, die als Amulette gelten, selbst von den Frauen aus dem Volke, und kunstvoll geschnitzte Gewandschließen von den vornehmen Damen. Prunkstücke aus dem gleichen Materiale, wie Schalen, Urnen und Krüge, fehlen in keinem gut ausgestatteten Hause. Gebogene Zepter aus Ebenholz mit einem Jadknopfe oder völlig aus Jad stilisierte Nachbildungen einer als „Glückspilz" geltenden Agaricus dienen als Festgaben zu Jubiläen und als Neujahrsgeschenke für hohe Beamte, und sie werden mit Summen bezahlt, die uns unglaublich erscheinen. Je durchsichtiger der Stein, desto höher steht er im Preise. Der kostbarste ist der grüne, und am wenigsten geschätzt der onyxgraue.

In den Basaren verraten sich schon von weitem die Straßen der Lebensmittelhändler durch ihre penetranten

Gerüche. Am übelsten riechen die Fischläden, in deren Auslagen, über und über von Fliegen bedeckt, zerstückelte Fische stunden- und tagelang liegen. Die Buden der Fleischer riechen nach ranzigem Fett. Es hängen in ihnen neben halbierten Spanferkeln geschlachtete Hunde. Beide Tiere sind in China gleich unappetitlich, denn sie nähren sich von der ekelsten Kost. Selbst die Läden der Bäcker und Gemüsehändler sind nicht geruchlos. In den einen riecht es widerlich süß nach Sesam, in den anderen riecht es nach Knoblauch.

Die Gilden der Gewerbetreibenden und Kaufleute haben ihre eigenen Versammlungslokale und Klubhäuser. Das bedeutendste ist jenes der Teehändler aus Swatau, das an Reichtum der Ausstattung alle anderen übertrifft. Schon das Tor ist ein Wunderwerk der Schnitzerei. In der Vorhalle stehen hübsche Trommelgestelle, rote Ehrentafeln mit den Namen der Stifter sowie andere, die bei festlichen Aufzügen mitgeführt werden. Die eine Schmalseite des Hofes enthält eine hübsch dekorierte Bühne, gegen die Langseite öffnen sich die Gasträume des Restaurants, oder wie man hierzulande sagt, des Teehauses, und der über dem Boden erhöhte und mit massiven Möbeln aus Ebenholz ausgestattete Saal an der Rückseite dient zu Beratungen und zur Veranstaltung von Banketten. Dahinter blühen in einem schmalen Gärtchen kurzstielige Päonien. In seiner Mitte befindet sich eine Miniaturlandschaft, ein künstliches Gebirge mit Seen und Grotten, Zwergpflanzen und -bäumchen, kleinen Porzellanhäuschen, Pagoden und Genrefigürchen. Die Chinesen finden an derartigen, mitunter recht anmutigen Spielereien ein besonderes Wohl-

gefallen und sogar auf den Sam-pans der Flußbevölkerung sieht man, in Blumentöpfe zusammengedrängt, kleinste Landschaftsgebilde. Bietet sich sonst keine Gelegenheit für die Aufstellung von Blumen, werden an den Wänden flach anliegende zierliche Vasen befestigt. Überhaupt ist anzuerkennen, welch dekorative Begabung und welchen Geschmack die Leute besitzen. Die Kunst ist in China mit dem Volksempfinden innig verwachsen. Der Chinese ist ein ausgesprochener Naturfreund, er ist lyrisch veranlagt, nicht episch, und dem Inder durchaus entgegengesetzt. Bezeichnend ist seine Freude an Singvögeln, und man kann häufig beobachten, wie Leute aus dem Volke einen Vogelkäfig mit sich tragen, um vor der Stadt, im Garten eines Teehauses oder sonst im Freien sich niederzulassen und dem Sange des Vogels zu lauschen. Auch in der viel behaglicheren Einrichtung ihrer Häuser unterscheiden sich die Chinesen von den übrigen Orientalen; ich sage behaglich und nicht bequem. Es ist zum Beispiel nach unseren Begriffen sehr unbequem, auf einer gemauerten Bettstelle zu schlafen oder, wie dies in Südchina gebräuchlich ist, sich als Kopfkissen einer hohlen Porzellankachel zu bedienen, wenn sie auch noch so hübsch dekoriert ist; behaglich aber nenne ich es, wenn ein Wohnraum nicht leer steht, sondern mit Möbeln gefüllt ist. Richtige Möbel kennen aber von allen östlichen Völkern nur die Chinesen, da sie in ihren Häusern nicht am Boden zu kauern pflegen, sondern gleich uns auf Stühle oder Bänke sich setzen.

Im Hause eines vermöglichen Kaufmannes stellte uns der des Englischen kundige Sohn seine Mutter Nr. 1 vor. Die Bedauernswerte, die wegen ihrer verkrüppelten

Füße eigentlich nur mit fremder Unterstützung zu gehen vermochte, sagte, daß sie bei ihrer Tochter das Binden der Füße nicht erlauben wolle, obgleich ihr Gemahl dafür sei in der Befürchtung, daß die Tochter andernfalls keinen Gatten bekäme. Man bewirtete uns mit Tee und getrockneten Li-tschi-Früchten. Ein schwerer Tisch, um den Lehnstühle sich reihten, füllte den Salon aus, dessen Boden saubere Matten bedeckten. Neben dem Salon befand sich ein kleines Schreibzimmer und in der Mitte des Erdgeschosses die Ahnenhalle. Über dem Ahnenaltare hingen einige Götterbilder und an den Seiten die Porträts der Eltern und Großeltern des Besitzers; die Männer in der Galatracht der Mandarine fünften Grades, ein Rang, der sehr nieder ist und vermöglichen Leuten gegen entsprechende Bezahlung öfters verliehen wird. Der sogenannte Rangknopf und die am Hute der Mandarine befestigte Pfauen- oder Rabenfeder sind keineswegs Amtsabzeichen, vielmehr Gnadenbeweise, und am ehesten mit unseren Orden zu vergleichen. So gewahrte ich wiederholt, daß ein Mandarin, der nur den vierten Rangknopf besaß, einem anderen des dritten Ranges Befehle erteilte; ja bei einem Diner des Prinzen Tsching in Peking servierten Knaben mit dem dritten Rangknopfe, während Mandarine eines niederen Ranges bei Tische saßen.

Als Sitz des Generalgouverneurs über die beiden Kwangprovinzen besitzt Kan-ton Examinationshallen, in denen das Examen zum dritten Gelehrtengrade alle zwei bis drei Jahre stattfindet. Wie sämtliche chinesische Examina beschränkt sich auch dieses hauptsächlich auf die Kenntnis und Interpretation der höchst unfruchtbaren Klassiker. An

10000 Kandidaten nehmen daran teil, darunter oft Greise. Da von diesen 10000 nur 88 graduiert werden können, sind die Aussichten nicht gerade ermunternd. Ein großer, freier Platz liegt vor den Hallen, und eine Menge halbwilder Schweine tummelt sich darauf, ebenso wie in dem verwahrlosten Innenhof, den man durch ein Holztor betritt. Diesem zunächst finden sich Verschläge, die Stöße von Brettern enthalten, aus denen im Bedarfsfalle die Türen, Bänke und Betten der Zellen gezimmert werden. Die Hallen lehnen sich im rechten Winkel an eine in ihrer Mitte hindurchführende Straße und bestehen aus langen Mauerzügen, welche durch kurze Quermauern in einzelne Zellen abgeteilt sind, die sich mit Pferdeständen vergleichen lassen, aber so knapp in ihren Ausmaßen sind, daß in ihnen ein erwachsener Mensch sich nicht einmal der Länge nach hinzulegen vermag. In diesen erbärmlichen Keuchen haben die bemitleidenswerten Kandidaten tagelang auszuhalten, und es ist kein Wunder, daß viele während der Examinationszeit den Strapazen und der Aufregung erliegen. Im Mittelpunkt der ganzen Anlage befindet sich ein Tor mit einer im Obergeschosse stationierten Militärwache, welche die Posten auf die Umfassungsmauern sowie den angrenzenden Teil der Stadtumwallung zu stellen hat. Hinter den beiden letzten Zellenreihen, die den Mandschu-Kandidaten vorbehalten sind, folgt ein Gebäude, dessen einer Flügel für die Examinatoren bestimmt ist und der andere für den Generalgouverneur, der die Prüfungszeit hindurch hier seinen Aufenthalt nimmt. Der Mittelsaal dient zur Verkündigung der Promotionen; außerdem haben in ihm die glücklich Promovierten ihren Lehrern ein Festbankett zu geben, zu dem

die Reicheren hundert Taëls und mehr, die Ärmeren entsprechend weniger beisteuern. Alle Räume waren höchst liederlich im Stande erhalten, das Gras wuchs aus dem Boden, und keine einzige der papierenen Fensterscheiben war unbeschädigt.

Von den vielen Amtsgebäuden in Kan-ton betraten wir nur das Yamen des Oberrichters, der als ein streng rechtlicher Mann gilt. Auf die Innenseite der dem Tore vorliegenden Geistermauer war ein vierbeiniges Ungeheuer mit weitgeöffnetem Rachen gemalt, dessen Bestimmung es ist, dem jeweiligen Richter die ihn im Jenseits erwartende Strafe für Verfehlungen gegen seine Pflichten vor Augen zu führen. Gleich hinter dem Eingange trafen wir auf eine Wache, deren Soldaten nur teilweise uniformiert waren. Der Hof stand voll von Sänften, und dazwischen wurden Reitpferde geführt und drängten sich Kulis und Yamendiener, wobei mir auffiel, wie wenig respektvoll diese Leute sich ihren Vorgesetzten gegenüber benahmen. Um so mehr erstaunte ich, daß, wie ich den schmutzigen Vorraum des Gerichtssaales betrat, ein gut gekleideter Mann mit einem Rangknopfe auf dem Hute sich vor mir niederwarf und Ko-tau erwies. Es war ein harmloser Narr, der als Verwandter des Oberrichters sich hier herumtreiben durfte. Im Gerichtssaal stand auf dem erhöhten Pulte des Richters neben dem Schreibzeug das Amtssiegel, das in ein Tuch von der gelben kaiserlichen Farbe gehüllt war und vor dem, als dem Symbole des Kaisers, die Angeklagten den Ko-tau zu vollziehen haben. Außerdem war auf dem Tische eine mit vielen Stäbchen gefüllte Bambusröhre zu bemerken. Von diesen Stäbchen oder richtiger Täfelchen dienen die rot-

gestrichenen zur Gerichtsvorladung, die grünen hingegen zur Verkündigung der verhängten Strafe. So human das chinesische Strafrecht der Theorie nach ist, so grausam ist es in der Praxis. Einem seit alten Zeiten bestehenden Verbote zum Trotz wird noch immer von der Folter Gebrauch gemacht. Ich sah das Foltergerät: Bretter, die dem Angeklagten in die Kniekehlen gepreßt werden, um ihn zum Geständnis zu bringen, sowie Bambusstangen zur Vollziehung der Prügelstrafe. Das Tragen des Kangs oder hölzernen Halskragens, auf dem die Verfehlung in großen Lettern geschrieben steht, ist eine verhältnismäßig gelinde Strafe, eine schreckliche hingegen, wenn der Kang innerhalb eines runden Pfahlgitters derart hoch gehängt wird, daß der darin eingeschlossene Verbrecher gerade noch mit den Zehenspitzen den Boden zu berühren vermag. Ist der Delinquent gezwungen, stundenlang in dieser qualvollen Stellung zu verharren, kann es sein, daß er aus Ermattung erliegt.

Die Vierteilung, die bei Elternmord und sonstigen Verbrechen schwerster Art, aber zuweilen auch für Entweichen aus dem Gefängnisse verfügt wird, ist im Vergleiche hiezu weniger grausam. Der Henker hält vor dem entblößten Körper des an ein Kreuz gebundenen Delinquenten einen großen Fächer und vollzieht dahinter mit wenigen und schnellen Schnitten sein blutiges Handwerk. So erzählten mir Augenzeugen. Die häufigste Hinrichtungsart ist die Enthauptung. An dem Tage, von welchem ich spreche, wurden in einem benachbarten Dorfe allein vierzehn Räuber und Diebe geköpft, und als ich über den Topfmarkt schritt, war inmitten der zum Verkauf stehenden Waren eine große

Blutlache zu bemerken, die von der tags zuvor vollzogenen Hinrichtung von vier Räubern herrührte.

Eigentlich muß jedes Todesurteil die kaiserliche Bestätigung erfahren; daß dies aber in der Regel verabsäumt wird, versteht sich bei dem chinesischen Schlendrian von selbst. Gleichwohl herrscht noch immer die Sitte, daß die Namen der im verflossenen Jahre Hingerichteten bei der Neujahrsfeier im Himmelstempel zu Pe-king vom Kaiser verlesen werden, der dem Himmel hierüber Rechenschaft ablegt, worauf die Namenszettel zur Verbrennung gelangen.

Meist betäuben sich die zum Tode Verurteilten vor der Hinrichtung mit Opium, das ihnen von den Wärtern auf Kosten ihrer Freunde und Verwandten zugesteckt wird, und gar häufig dürfte die von den Leuten im letzten Momente gezeigte Gleichgültigkeit von nichts anderem herrühren als eben dem Opiumgenusse, obgleich ich nicht leugnen will, daß der passive Mut des Orientalen den des Durchschnittseuropäers übertrifft.

Die Gefängnisse hinter dem Gerichtsyamen zu Kan-ton zeichnen sich durch namenlosen Schmutz aus. Mehrere an den Beinen gefesselte Sträflinge bewohnen je eine der kleinen Zellen, die um den schmalen Innenhof gruppiert sind. In ähnlichen Zellen sind auch die weiblichen Gefangenen untergebracht, die mir bettelnd entgegentraten. Ich sah unter ihnen scheußliche Hexengestalten. Die meisten waren wegen Mädchenhandels oder -raubes verurteilt. Der Mädchenhandel ist namentlich zu Zeiten von Hungersnöten im Schwunge. Die Mädchen, die nach Kan-ton verkauft werden, kommen hauptsächlich aus der Gegend von Futschau.

Einen ganzen Abend widmete ich dem Besuche der sogenannten Blumenboote, auf denen viele jener bedauernswerten Wesen untergebracht sind. Die Blumenboote, meist zweistöckige Hausboote, sind alle im Flusse untereinander verkoppelt und bilden mit den zugehörigen Lebensmittel- und Küchenbooten eine Stadt für sich. Man muß bei der nächtlichen Wanderung von Boot zu Boot sich einigermaßen in Obacht nehmen, da die Bretter nur lose aufliegen und leicht umkippen. Die feineren Blumenboote besitzen einen geräumigen Salon mit gestickten Seidenportieren und Vorhängen sowie vielen Spiegeln, deren Rahmen wie die Möbel mit Perlmuttereinlagen verziert sind. Der rückwärtige Raum enthält eine völlig gedeckte Tafel, an der um Mitternacht gespeist wird. Bis dahin sitzen die Gäste in Gruppen um die einzelnen Tische, vergnügen sich mit Teetrinken und Rauchen, naschen Li-tschis und Konfekt und plaudern mit den Aufwärterinnen. Nur die Opiumraucher halten sich von der Geselligkeit fern und lagern halbberauscht auf den Sofas. Von Zeit zu Zeit erfolgen Gesangsvorträge unter Begleitung eines primitiven Xylophons, einer einsaitigen Geige und einer Art Gitarre, nach deren Beendigung die geputzten Künstlerinnen sich zu den Herren begeben, um mit ihnen zu scherzen und zu trinken. Es geht hiebei sehr anständig zu, so scheint es wenigstens dem Sprachunkundigen. Im übrigen beruht die Institution der Blumenboote in Kan-ton wie der Teehäuser in Japan auf dem Umstande, daß es den meisten Leuten unmöglich ist, im eigenen Hause, das sie mit Eltern und Verwandten gemeinsam bewohnen, ihre Freunde und Geschäftsgenossen zu bewirten. So sind

denn die Blumenboote in erster Linie Restaurants. Der Fremde, der ein solches betritt und den Gesängen lauscht, was, nebenbei gesagt, kein besonderes Vergnügen ist, wird von den Anwesenden freundlich aufgenommen, erhält Kuchen und Tee vorgesetzt, hat aber dafür herkömmlicherweise einen Beitrag zur Bestreitung des später einzunehmenden Mahls zu entrichten.

Die beste Aussicht in Kan-ton ergibt sich von dem fünfstöckigen Turme der Stadtmauer, der angeblich im zweiten vorchristlichen Jahrhundert erbaut wurde. Er liegt auf einem das ganze Gelände überhöhenden Hügel, und man blickt von ihm sowohl auf den Mastenwald des Flusses wie über die graue Häusermasse der Stadt und die mit Grabhügeln besäten Höhen außerhalb der Mauern. Der Turm war mit einer starken Militärwache besetzt. Nur die auf Posten stehenden Mannschaften waren uniformiert. Ihre Uniform bestand aus einem blauen Turban, einem dunklen Rock und Pumphosen und trug auf Brust wie Rücken des Rockes in großen Lettern die Bezeichnung des Truppenteils. Die Besetzung des Turmes, eine ungewöhnliche Maßnahme, war deshalb erfolgt, weil man im Hafen Dschunken mit Waffen gefunden und durch die vorzügliche Geheimpolizei von einem geplanten Anschlag gegen den stellvertretenden Gouverneur erfahren hatte. Dieser Anschlag wurde mit Recht oder Unrecht dem in Singapur lebenden Führer der Reformpartei Kang-Yü-wei zugeschrieben, der tatsächlich um diese Zeit in Hong-kong gelandet war, aber auf erhaltene Warnung sofort wieder nach Singapur sich eingeschifft hatte. — Wir nahmen im obersten Stockwerke unser Frühstück ein, und zwar, um von den

Kanton: Östlicher Kanton-Fluß. Links verankerte Blumenboote (Seite 131)

neugierigen Zuschauern weniger belästigt zu werden, innerhalb der Schranken des dortigen Altars. Es hat sich dieser Brauch bei allen fremden Besuchern seit langem schon eingebürgert und erregt nicht den geringsten Anstoß. Auf dem Altare stehen die Figuren des Wen-tschang und des Lao-ye und auf den Seitenschranken jene ihrer Trabanten. Wentschang, der Gott des Wissens und der Gelehrsamkeit, und Lao-ye, der Gott der Tüchtigkeit und Tapferkeit, werden unter den Namen der Wen-wu oder „Zweiheit" als Beschirmer der Städte verehrt.

Auf dem Rückwege vom Turme hatten wir die mit eigenen Mauern umgebene Tatarenstadt zu durchschreiten, in der sich die meisten Regierungsgebäude und zahlreiche Militär- und Yamenwachen befinden. Die Tatarenstädte, denen wir in allen wichtigen Orten Chinas begegnen, wurden zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts vom zweiten Mandschu-Kaiser Kang-hi nach Niederwerfung eines Aufstandes als befestigte Lager gegründet, um durch ihre Mandschu-Garnisonen seine Herrschaft zu sichern.

Die ganze Bannerinstitution hat sich überlebt. Sie besteht aus einer Art Miliz, die sich aus den mandschurischen sowie etlichen mongolischen und chinesischen Bannern zusammensetzt, das heißt aus den Nachkommen jener Leute, die der jetzigen Dynastie zum Throne verhalfen. Obwohl zu gelegentlichem Kriegsdienste verpflichtet, wissen doch die wenigsten Bannerleute und insbesondere die chinesischen eine Waffe zu führen, jedenfalls aber keine moderne. Modern ausgerüstet und einigermaßen nach europäischem Vorbilde geschult sind nur die teils ausgehobenen, teils angeworbenen Truppen der Vizekönige der einzelnen Provinzen.

Der den Bannerleuten zustehende Sold wurde kürzlich herabgesetzt, tatsächlich hatten sie aber schon seit Menschengedenken nie ihre volle Löhnung erhalten. Abgesehen davon, daß fast alle Mandschus in ihrer Eigenschaft als Bannerleute Sold beziehen, sind sie auch sonst in vieler Beziehung vor der chinesischen Bevölkerung bevorzugt. Im Gegensatz zu den Chinesen, die keinen Adel kennen — nur den Nachkommen des Confucius und des letzten Ming-Kaisers ist eine Ausnahmestellung eingeräumt —, gibt es unter den Mandschus zahlreiche adelige Geschlechter, die mehr oder minder mit dem kaiserlichen Hause verwandt sind und deren Angehörige in bevorzugte Stellen bei Hof, im Heer und in der Zivilverwaltung gelangen. Bis in die allerjüngste Zeit bestand für die Mandschus ein Verbot, andere Frauen als solche ihres Stammes zu heiraten; doch es bestand nur auf dem Papier, und so hat sich der zwischen den Mandschus und Chinesen bestehende Rassenunterschied mit der Zeit derart gemindert, daß sie voneinander nicht zu unterscheiden sind. Auch haben die Mandschu-Männer die chinesische Tracht angenommen, dafür aber die Chinesen gezwungen, nach Mandschuart sich das Vorderhaupt zu rasieren und Zöpfe zu tragen.

Im Gegensatze zu den Männern sind die Mandschufrauen ihrer alten Tracht treu geblieben. Besonders eigentümlich ist ihre Frisur. Sie flechten nämlich ihre Haare am Hinterkopfe derart über eine flache Spule oder einen Kamm, daß sie in zwei Flügeln abstehen und sich fast so ausnehmen wie die Schleifen einer Elsässerhaube. Von Puder und Schminke machen sie gleich den Chinesinnen reichlichsten Gebrauch, und in die durchlöcherten Ohr-

ränder hängen sie sich eine Menge goldener Ringe. Beinahe möchte ich glauben, daß sie hübscher sind als die Chinesinnen. Jedenfalls verkrüppeln sie nicht ihre Füße. Gleichwohl haben sie wegen der hohen Stöckel ihrer klumpfußartigen Filzstiefel einen häßlichen Gang.

Die chinesische Sprache hat die mandschurische gänzlich verdrängt, in der selbst die Mandschus sich nicht mehr auszudrücken verstehen. Zwar werden die kaiserlichen Prinzen in ihr noch unterrichtet, doch ist sie sogar als Hofsprache außer Gebrauch gekommen.

Wiederholt hatten wir in Kan-ton Gelegenheit, Hochzeitszüge zu sehen. Unter dem Abbrennen eines lärmenden Feuerwerks wurde die mit einer Krone geschmückte dicht verschleierte Braut aus dem elterlichen Hause geholt. Im Zuge wurden Tragaltäre mitgeführt, die unter einem Glassturze einen phantastischen Aufputz aus Filigran und Eisvogelfedern enthielten. Die Damen ritten in prachtvoll gestickten Gewändern oder wurden in Sänften befördert. Auch die männlichen Festteilnehmer waren in schöne Seidengewänder gekleidet, über denen sie wertvolle Pelze trugen. Im Winter legen vermögliche Leute oft fünf bis sechs Pelze übereinander an, so daß ihre Gestalt nahezu kugelförmig erscheint.

Recht interessant ist der inmitten des Basars gelegene Uhrturm. Die Wasseruhr in seinem Innern besteht aus vier treppenartig angeordneten Eisenzylindern. Das Wasser träufelt nach und nach in den untersten, in welchem ein mit einer Stundenmarke versehener Stab steckt. An diesem wird nun die Zeit abgelesen, die an den vier Seiten des

Turmes durch ausgehängte Tafeln von Viertelstunde zu Viertelstunde verkündet wird.

Von den vielen hundert Tempeln Kan-tons will ich ohne Rücksicht auf ihre topographische Lage nur die wichtigsten aufzählen. Der einfachste von allen ist der des Cung-fu-tse, wie man richtiger statt Confucius sagen sollte. In jeder größeren Stadt findet sich ein derartiger Tempel, und überall ist er von der gleichen nüchternen Schlichtheit und besteht der gleiche Brauch, daß dem großen Gelehrten zu Ehren ein jeder, der an der Türe vorbeikommt, die Sänfte verläßt oder vom Pferde steigt. Der hiesige Tempel besitzt ein ungewöhnlich reiches, mit Steinskulpturen geschmücktes Portal und in seiner Halle die sitzende Holzfigur des Confucius. Auch dies ist ungewöhnlich, denn meist enthält die Halle nur die Namenstafeln des Weisen und seiner bedeutendsten Schüler. Der Confuciustempel ist in der Regel verschlossen und wird nur bei besonderen Anlässen von Literaten besucht. Um so besuchter ist der große Taoistentempel.

Wenn auch das ganze Leben des Chinesen nach jenem Moral- und Sittenkodex sich regelt, den Cung-fu-tse (551 bis 478 v. Chr.) aus älteren Schriften zusammengestellt hatte, so war Cung-fu-tse doch nur ein nüchterner Eudämonist, der weder die Befähigung noch die Phantasie besaß, um mit seinen Lehren den weitgehenden religiösen Bedürfnissen eines ganzen Volkes Genüge zu tun. Dies verstand besser sein Zeitgenosse Lao-tse. Ein genialer Mystiker, drang er mit seinen Gedanken in Tiefen ein, die der Positivist Confucius zu vermeiden sich ängstlich bemühte. Cung-fu-tse, „der hohe Beamte und weise Cung“, der an den

bewährten Traditionen der überkommenen Familien- und Staatsorganisation festhielt und auf ihnen seine Ethik begründete, stammte aus dem Norden des Reiches, der Bibliothekar Lao-tse hingegen aus dem Süden. Auch er verehrte das Altertum, aber er sah das Heil in der Rückkehr zu den Urzuständen der Menschheit und näherte sich mit dem von ihm gepriesenen Quietismus indischen Idealen. Seine Person wurde allmählich mit Sagen umwoben und sein Name „alter Knabe" dahin ausgelegt, daß er in Greisengestalt und mit der Weisheit des Alters begabt geboren worden sei. Auch heißt es, daß er als Knabe, während er die väterliche Herde zu beaufsichtigen hatte, auf dem Rücken eines Büffels sitzend seinen Studien oblag. Es ist bezeichnend für das chinesische Volk und dessen Einschätzung des Fleißes und Wissens, daß seine nationalen Heroen nicht Kriegshelden sind, sondern Gelehrte. Lao-tses Lehren sind in dem Buche Tao-teh-king zusammengefaßt, aber in China weniger bekannt als jene des Cung-fu-tse; dafür kursieren viele seiner Sprüche im Volksmund. Tao heißt der Weg, und der Weg zur Vollkommenheit ist es, den er predigt. Ihn als Religionsstifter zu bezeichnen, halte ich indessen für verfehlt, denn die sogenannte taoistische Religion hat mit seinen Lehren kaum mehr gemeinsam wie den Namen.

Die altchinesische Religion bestand, abgesehen von dem Ahnendienst, der noch immer Pflicht jedes einzelnen ist, in einer Naturverehrung, die bis auf den heutigen Tag in den Opfern zum Ausdruck kommt, welche das Staatsoberhaupt den altüberlieferten Riten gemäß alljährlich in bestimmten Tempeln der Hauptstadt darzubringen hat. Da schon in sehr alter Zeit ein wohlgeordneter Beamtenstaat das Ideal des

vorwiegend auf das Reale abzielenden chinesischen Denkens war, wurden die Gottheiten entsprechend den Rangstufen der Beamtenhierarchie klassiert, an deren Spitze Schang-ti „der oberste Kaiser" gestellt wurde, ein im übrigen wesenloser, schemenhafter Gott.

Im Gegensatz zu dieser konventionell erstarrten Staatsreligion ist der Taoismus eine Volksreligion. Auch er basierte ursprünglich auf der Natur- und Ahnenverehrung, aber die Naturkräfte und -erscheinungen, beispielsweise die Sternbilder, wurden deifiziert, das heißt zu bestimmten Göttergestalten umgebildet, und desgleichen mythische Persönlichkeiten zum Range von Göttern und Halbgöttern erhoben. Die Zahl der Götter ist sehr groß und zum Teil nach den Gegenden wechselnd; einige Gottheiten wurden aus fremden Religionen, besonders den indischen, übernommen. Manche Götter gelten als Patrone einzelner Stände, andere hingegen werden nur in bestimmten Lebenslagen angerufen. Fast jeder Gott hat sein Gefolge dienender Geister; außerdem gibt es zahlreiche Schutzgeister, die in stetem Kampfe mit den Gespenstern und Dämonen stehen. Zu den populärsten und am häufigsten dargestellten Gottheiten gehören die Hsi-wang-wu, die Königin-Mutter des Westens, und die Pa-hsien, die acht seligen Götter des Glückes und langen Lebens, sowie die auf Bergeshöhen thronenden und mit magischen Künsten begabten Sien-nung, die mit den indischen Rischis identisch sind. Zauberkünste und Exorzismen spielen in der taoistischen Religion eine große Rolle und bilden die Haupteinnahmequelle der Priester. Die Tao-tse-Priester sind die einzigen Leute, die, dem Gebote der Mandschuherrscher trotzend, die geknotete altchinesische Haar-

tracht beibehielten. Die ihnen eigentümliche Kopfbedeckung ist eine schwarze Kappe von der ungefähren Form einer Dogenmütze. Der große Taoistentempel Kan-tons, dessen Götterbilder, verstand ich recht, sich zumeist auf Himmelsrichtungen und Sternbilder beziehen, steigt in mehreren Etagen einen Hügel hinan und enthält außer dem Hauptsaale etliche kleine Kammern. Es war gerade Festtag, und eine dichte Menschenmenge drängte sich hinein, schwätzend, lachend und rauchend. Ein entsetzlicher Bettelunfug verleidete uns den Aufenthalt derart, daß wir nach kürzester Besichtigung wieder abzogen, straßenweit von schmutzigen alten Weibern und noch schmutzigeren Jungen verfolgt, die uns die Bettelkörbe und ungewaschenen Hände bis dicht vor die Nase streckten.

Wichtiger und verbreiteter als der Taoismus, aber von diesem ziemlich durchsetzt, ist der Buddhismus. Beide Religionen sind einander nicht gegensätzlich, und wenn auch die Priester sich vielleicht wegen der Konkurrenz anfeinden, so gibt es doch im Volke weder ausgesprochene Buddhisten noch Taoisten. Ein jeder geht eben zu dem Tempel, zu dem er das meiste Vertrauen hat, bald zu diesem, bald zu jenem, und zu größeren Leichenfeierlichkeiten ziehen gar häufig die Hinterbliebenen Priester beider Konfessionen bei, um mit keiner derselben es zu verderben; so war dies z. B. der Fall bei der Beerdigung Li-Hung-tschangs. Oft ist es sogar schwer, zu sagen, ob ein Tempel buddhistisch oder taoistisch sei, und so kann ich bei dem merkwürdigsten Tempel Kantons diese Frage nicht mit Bestimmtheit entscheiden, obgleich ich ihn eher für taoistisch halten möchte. Ich meine den Tempel des Medizingottes. Vor seinem Tore hängt nach

speziell südchinesischem Brauche ein vergoldeter Schrein mit vielen holzgeschnitzten Figuren, und an der Straßenfront wie im ersten Hofe sind hübsche Fayencereliefs in die Mauer gefügt. Das schönste schildert eine Gesellschaft von Bergheiligen, die zechend und schachspielend die Zeit sich vertreiben. Im Hofe wird imitiertes Papiergeld als Opfergabe in einem Ofen verbrannt. Der Innenraum enthält die Bilder des Gottes und seiner Diener, eine Kammer nebenan jene seiner Eltern oder Großeltern und eine weitere Kammer die Jahresgötter des chinesischen sechzigjährigen Zyklus. Als Schutzgötter der einzelnen Lebensjahre entsprechen sie in ihren Größenausmaßen den Stadien des menschlichen Wachstums. Um ihre Hilfe in Krankheitsfällen zu erlangen, werden vor ihnen mit gepulvertem Sandelholze bestrichene Räucherstäbchen verbrannt, und zwar immer vor jener Figur, die dem Lebensalter des Erkrankten entspricht. Ist der Kranke über sechzig Jahre alt, sagen wir einundsechzig, so wird wieder bei der ersten Figur geopfert; ist er zweiundsechzig, bei der zweiten und so weiter. Auf meine Frage, was die an die Wand geklebten, aus Papier ausgeschnittenen Gestalten von Menschen, Hunden und Schweinen bedeuten sollten, vernahm ich, daß die Menschengestalten von armen Leuten an Stelle der Räucherstäbchen geopfert würden, die Gestalten der Hunde und Schweine hingegen bestimmt seien, den Fluch der Götter auf Feinde zu lenken. Auch im Hauptgelasse des Tempels glimmten zahlreiche Räucherstäbchen in den zu ihrer Aufnahme bestimmten Zinnvasen, außerdem wurde in urnenförmigen Räuchergefäßen Weihrauch verbrannt. Der Qualm war ein derartiger, daß mir sehr bald die Augen tränten. Ich warf

Kanton: Tempel der Fünfhundert Lohan (Seite 142)

nur noch einen Blick auf die auf einem Tische vor dem Hauptaltar zur Schau gestellten Speiseopfer, die später wieder weggenommen und zu Hause verzehrt werden, und ging in die Tempelapotheke. Wer eine Medizin wünscht, zieht dort ein beliebiges Los und kauft das darauf verzeichnete Heilmittel.

Von den buddhistischen Tempeln erwähne ich an erster Stelle den sogenannten Schreckenstempel, richtiger den des Höllenrichters E-ma (sanskrit.: Yama), da derartige Tempel in allen chinesischen Städten sich finden. In sechzehn kleinen Gelassen rings um den Hof werden durch nahezu lebensgroße Gruppen die verschiedenen Höllenstrafen veranschaulicht, welche die Sünder im Jenseits erwarten. Im Hofe haben Bäcker, Garköche und Fruchthändler sich niedergelassen, welche die Kunden zum Würfeln um ihre Waren verleiten, und zwischen ihren Buden Geldwechsler sich eingenistet, deren Haupterwerb das Hasardspiel bildet. Die Beträge, die zum Einsatz gelangen, sind äußerst gering, durchlochte Scheidemünzen aus Messing, deren zehn etwa den Wert eines Pfennigs besitzen. Die Spielleidenschaft ist den Leuten tief eingewurzelt, und es ist im Grunde nichts anderes als ein Spiel, wenn sie die auf den Tempelstufen liegenden Bambusröhren schütteln, bis diesen ein mit Orakelsprüchen beschriebenes Losstäbchen entfällt. Wer aber sein Schicksal genauer zu ergründen wünscht, braucht nur einen der im Tempelhofe sich aufhaltenden Wahrsager zu befragen, die aus den Gesichtsfalten die Zukunft verkünden.

Ein typisch buddhistischer Tempel ist jener der fünfhundert Lo-han. Er besteht aus drei Höfen und ebensoviel

Hallen. In der ersten Halle als Wächter des Heiligtums und Verkörperung der Himmelsrichtungen die riesenhaften Gestalten der Himmelskönige, in der zweiten ein verhülltes Buddhabild auf dem Hochaltare und fünf Bronzestatuetten auf kleineren Altären, in der dritten die vergoldeten Figuren der fünfhundert Lo-han, der Schüler Buddhas. In ihrer Mitte ein quadratischer Schrein, an dessen Ecken die Himmelskönige stehen und aus dessen Gehäuse nach jeder Richtung ein Buddha blickt.

Die Figuren der Lo-han sind zum Teil äußerst bizarr; einigen hängen die Augenbrauen bis über die Wangen herab, anderen wächst aus dem Kopfe oder Leibe eine zweite kleinere Figur hervor, um anzudeuten, daß der Dargestellte bei seiner nächsten Inkarnation als Weisheitswesen erscheinen wird oder als letzte Inkarnation eines solchen zu betrachten ist. Vielleicht die auffallendste Gestalt ist jene des Pin-to-lu (sanskrit.: Pindolabharadvadscha), der mit einem seiner riesigen Arme in die Wolken des Himmels greift und mit dem anderen in die Tiefen des Meeres. Eine Figur in altholländischer Tracht mit gefältelter Halskrause und steifem Hut, die ich in keinem anderen Tempel fand, stellt einen holländischen Matrosen dar, der deshalb in die Reihe der Lo-han aufgenommen wurde, weil er im Hafen von Kan-ton Chinesen unter Aufopferung seines Lebens vom Wassertode errettet hatte.

Als ich die mittlere Halle betrat, amtierte dort ein Priester in gelbem Ornate und roter Stola, assistiert von zwei anderen, deren Dalmaticas in ihrem Schnitte und Quastenbehang jenen der Leviten einer katholischen Pontifikalmesse glichen. Die Musik, zu deren Klängen die Ge-

bete rezitiert wurden, war nicht so lärmend und unmelodisch wie jene, die man sonst in China vernimmt, obwohl im Orchester Flöten und Klarinetten überwogen. Da der Gottesdienst für die Wiedergenesung eines Kranken erfolgte, dessen weibliche Verwandte im Staube knieten, entfernten wir uns, um sie in ihren Gebeten nicht zu stören.

Zur Zeit der nachmittägigen Andacht besuchten wir das auf dem rechten Flußufer gelegene Ho-nan-Kloster. Vor der Rückwand seiner Gebetshalle sitzen drei vergoldete Buddhakolosse, denen zu Seiten je neun Lo-han-Figuren stehen.

Einige Schläge auf den großen Tempelgong riefen die in graue Talare gekleideten Mönche zur Vesper, die den Buddhabildern gegenüber sich niederließen und in eintönigem Gemurmel eine Litanei ableierten. Der in der Mitte sitzende gab den Takt an, indem er mit einem Klöppel einem hölzernen Fisch Töne entlockte. Dieser Fisch, ein rotlackiertes, rochenähnliches Gebilde, findet sich in allen Klosterhallen und wechselt in seinen Ausmaßen zwischen handlicher Größe und Manneshöhe. Andere Holzfische von der Gestalt eines Karpfen hängen an den Außenwänden der Klostergebäude und dienen als Glocken, um die Mönche zu den Gebeten und Mahlzeiten zusammenzurufen. Der Fisch gilt nämlich als Symbol der Wachsamkeit, da er selbst im Schlafe seine Augen nicht schließt.

Richtige Tempelglocken sind in Südchina unbekannt und auch im Norden nicht häufig. Die mehrgeschossigen Türme, die der Europäer gemeinhin als Pagoden bezeichnet, und welche Annexe von Klostergebäuden bilden oder noch häufiger allein stehen, sind Tempel für sich. Die „blühende“

Pagode, die schönste der Stadt, war wegen Baufälligkeit geschlossen. Eine Granittafel in ihrer Eingangshalle enthält ihre Baugeschichte und eine zweite die eingeritzten Abbildungen der im Inneren des Turmes aufgestellten achtzig Buddhafiguren.

Nun noch eine kurze Schilderung des schönen Ahnentempels der über ganz China verbreiteten und infolge ihres Wohlstandes angesehenen Tsungfamilie, deren Mitglieder vor etwa fünfzig Jahren nach dem Vorbild anderer Geschlechter sich zusammengetan hatten, dem confucianischen Gebot der Eltern- und Ahnenverehrung gehorsam, ein gemeinsames Monument ihren verstorbenen Angehörigen zu setzen. Große Flaggenmaste lassen schon von ferne den Platz erkennen. Im Torraume sind die roten Ehrentafeln aufgestellt, die bei festlichen Aufzügen jenen Mitgliedern der Familie vorangetragen werden, die den Mandarinenrang besitzen. Pflanzen und Vögel schmücken in flachem Relief die Granitplatten der Außenwand und geschmackvolle Fayencereliefs die Dachbekrönungen wie die Gesimse der Säulengänge, welche den Hof in einen größeren und zwei kleinere Abschnitte scheiden. Gruppen von naturgetreu wiedergegebenen Vögeln wechseln in diesen Reliefs mit solchen von zechenden Bergheiligen, geschichtlichen Szenen und Schilderungen ländlicher Vergnügungen. Der erste Hof endet vor einer offenen Versammlungshalle, deren durchbrochenes Gitter aufs kunstvollste geschnitzt ist. Der zweite Hof ist durch eine Granitbalustrade von der gleichfalls offenen Ahnenhalle geschieden, die ihrerseits in drei Gelasse geteilt ist. Das mittlere und schönste enthält innerhalb eines Prunkrahmens mit legendären Szenen in vielen Reihen überein-

ander aufgestellte Namenstäfelchen, für deren Anbringung je hundert Taels (270 Mark) zu zahlen sind, während in den Seitengelassen nur die halbe Summe gefordert wird. Auf dem Altare, vor den Ahnentafeln, stehen fünf blaue rituelle Gefäße, und vor dem Altare, für die Pa-hsien, die acht Glücksgötter, bestimmt, vier Tische und acht massive Holzstühle, in deren Schnitzwerk symbolische Anspielungen auf die Erreichung höherer Rangstufen angebracht sind. Zweimal im Jahre, bei dem Totenfest im Frühjahr und jenem im Herbst, wird hier den Geistern der Abgeschiedenen geopfert.

Die Chinesen nehmen das Vorhandensein dreier verschiedener Seelen an, von denen die eine nach dem Tode im Jenseits sich aufhält, die zweite in der Ahnentafel sich niederläßt und die dritte im Sarge verbleibt, ein Glaube, der mit jenem der alten Ägypter übereinstimmt. Es erklärt sich hieraus die große Sorgfalt, die auf die Leichenbestattung verwendet wird, und der uns seltsam berührende Brauch, bejahrten Eltern einen Sarg als Geburtstagsgeschenk zu beschaffen. Das größte Sargmagazin Kantons liegt unterhalb des fünfstöckigen Turmes. In seinen Kammern, die um die sauberen und mit Blumentöpfen geschmückten kleinen Höfe sich reihen, werden nicht bloß Särge aufbewahrt, sondern auch Leichen so lange beigesetzt, bis die Begräbnisstätte bereit ist. Kammern, in denen Leichen liegen, sind durch Vorhänge geschlossen, vor denen auf Opfertischen Fächer aus künstlichen Blumen stehen mit daran befestigten Puppen von Göttern und Genien. Man wies uns einen kostbaren, mit schwarzem Lack überzogenen Sarg, der die Leiche der vor fünfundzwanzig Jahren

verstorbenen Gemahlin eines früheren Gouverneurs enthält, deren verarmte Verwandte die für den Sarg schuldige Restsumme nicht hatten bezahlen können.

Außer den Sargmagazinen gibt es auch Magazine von Paraphernalien, die zu den Leichenbegängnissen ausgeliehen werden, bei denen manchmal an hundert ermietete Leute den Trauerzug als Musikanten und Träger von Tafeln und allerlei Emblemen begleiten.

Dreizehntes Kapitel

Macao

An Bord Seiner Majestät „Tiger“, der den „Iltis“ nach Kan-ton begleitet hatte, fuhren wir den Perlfluß hinunter und nahmen durch eine Reihe felsiger Inseln den Kurs nach Macao. Das erste, was wir vom Festlande erblickten, waren die Türme einer alten chinesischen Festung, die in blendendem Weiß von dem grauen Granitgrunde sich hoben. Kurz darauf sahen wir die Stadt amphitheatralisch über der Bucht aufsteigen, eine Stadt von typisch südeuropäischem Gepräge. Des niederen Wasserstandes wegen waren wir gezwungen, die ganze Halbinsel zu umschiffen. Die Befestigungen an ihrer Spitze mögen noch aus der Zeit Vasco da Gamas stammen. Zwischen riesigen Granitblöcken zieht sich daneben ein chinesischer Tempel den Hang hinan. — Wir salutierten das hochgetakelte portugiesische Stationsschiff, gingen auf der Reede vor Anker und bestiegen eine Dampfbarkasse, da der Hafen von Macao derart versandet ist, daß außer den vom Westfluß herabkommenden Dschunken nur die den Verkehr mit Hong-kong vermittelnden, flachgebauten Dampfer in ihn einzulaufen vermögen. Nach einer mehr denn dreistündigen Fahrt, welche uns Gelegenheit bot, die meines Wissens nur hier vorkommenden weißen Delphine zu sehen, landeten wir am Quai neben dem Chinesentheater, einem auf Pfahlrosten ruhenden Holzgebäude mit hohem Strohdach. Die Chinesenstadt ist ungemein schmutzig, auffallend in ihr sind

die massiven Türme der Pfandhäuser. Über der Chinesenstadt liegt die Portugiesenstadt. Ihre Pseudopaläste und Scheinfassaden wirken überraschend, bei näherer Betrachtung indes wird man ernüchtert. Die Mehrzahl dieser Gebäude ist arg verwahrlost, und das Hotel Boa Vista, das beste der Stadt, läßt sich am treffendsten mit den Worten kennzeichnen: „Außen hui, innen pfui!“ — Als ich die nahe Kathedrale betrat, verließen sie in schwarze Spitzenmantillas gehüllte Damen; „doch der Mensch begehre nimmer zu schauen, was die Götter verhüllen mit Nacht und mit Grauen“, denn die häßlichsten Gesichter blickten unter den Mantillas hervor, den Einschlag chinesischen Blutes deutlich bekundend. Überall, wo sie sich niederließen, vermischten sich die Portugiesen mit der einheimischen Bevölkerung, bis sie in ihr schließlich verschwanden. — Auf dem höchsten Punkte Macaos erheben sich die Reste der vor Jahren durch einen Brand zerstörten Kirche San Paolo. Die Reliefs ihrer Barockfassade sind durch chinesische Schriftzeichen erläutert. Hinter der Fassade nichts wie Trümmer, in denen Schweine sich tummeln. Neben der Kirche eine hölzerne Bude, in der Räucherstäbchen für die Tempel gefertigt werden. Unweit der Kirche, auf einem gegen den Hafen sich erstreckenden Vorsprung, liegt das Gouvernementsgebäude. Berühmt sind die Ficusbäume seines Gartens, die mit ihrem Wurzelgewirre die Granitblöcke umklammern. In einer aus Granitblöcken gebildeten Höhle steht die Büste des Camoëns, des Dichters der Lusiaden.

Vom Gouvernementsgebäude wanderte ich die Höhen entlang, erblickte eine kleine, mit der Stadt durch einen

Damm verbundene Insel, sah die Berge am jenseitigen Ufer des Westflusses und schritt über die Grenzbefestigungen hinaus bis zum äußersten Wachtposten auf der schmalen Landzunge, die Macao mit dem Festlande verbindet. Sie ist mit Mangrovengebüsch und niederen Pandanuspalmen bedeckt. Ein von den Portugiesen errichteter Triumphbogen bezeichnet die Grenze. Die gegenüberliegenden Höhen krönen die Warttürme der schon genannten chinesischen Festung. Den Rückweg wählte ich durch prächtige Parks, und ich beendete meinen Rundgang durch die Stadt, als die abendliche Brise die Bewohner auf die Straßen lockte und den Kasernen die elegant uniformierten Soldaten entströmten. Die liebliche Lage von Macao, sein vorzüglicher Badestrand und seine günstigen Gesundheitsverhältnisse machen es zu einem Erholungsaufenthalt für viele Kaufmannsfamilien aus Hong-kong. Mit den Fortschritten der Aufforstung des Piks von Hong-kong wird freilich dieser Zuzug abnehmen. Überhaupt ist Macao eine Stadt, die ständig an Bedeutung verliert. Wenigstens verursacht ihr Besitz Portugal keine Kosten, da die Einnahmen aus den an einen Chinesen verpachteten 19 Fan-tans zur Deckung der Ausgaben genügen. Natürlich beschlossen wir, diese Spielhöhlen zu besehen. Als ich am Abend das Hotel verließ, kam ein englischer Geistlicher auf mich zu und sagte mit warnend erhobenem Finger: „Ich weiß, wohin Sie gehen, und ich kenne sehr viele, die dort ihr Geld verloren haben, keinen einzigen aber, der gewann.“ — In der Tat sind die Gewinnchancen die denkbar geringsten, weil die Bank von jedem gemachten Gewinne zehn Prozent einzieht und der Bankhalter das Verdoppeln

des Einsatzes nur in sehr beschränktem Umfange gestattet. Das Spiel ist überaus einfach. Auf einem Tische liegen vier Nummern, die man nach Gutdünken besetzt. Nach Beendigung des Einsatzes ergreift der chinesische Croupier einen Sack, streut daraus einen Haufen vergoldeter Scheidemünzen auf den Tisch, streicht mit einer Holzschüssel einen Teil derselben zur Seite und beginnt dann mit Hilfe von Eßstäbchen immer je vier Münzen gleichzeitig zu entfernen. Der verbleibenden Restzahl fällt der Gewinn zu. Die Europäer sitzen auf einer für sie reservierten Galerie, auf der ein Chinese die Einsätze in einem Körbchen sammelt, das er an einem Stricke zum Croupier hinabläßt. Wiederholt bemerkte ich hohe Einsätze, und als ich genauer zusah, entdeckte ich, daß unser würdiger Warner diese Einsätze machte.

Vierzehntes Kapitel

Schang-hai

Seiner unschönen Lage zum Trotz bietet Schang-hai den dort ansässigen Fremden mehr Unterhaltung wie irgendeine andere Stadt des Ostens. Das gesellschaftliche und sportliche Leben ist ein ungemein reges, und das Klima mit Ausnahme weniger Sommermonate erträglich. Anfangs März, als wir anlangten, war das Wetter allerdings abscheulich. Ein eisiger Wind wirbelte den gelben Lehmstaub in die Höhe, und tags darauf erfolgte ein richtiges Schneegestöber. Vielleicht daß mich, der ich vom Süden kam, diese ersten Eindrücke etwas beeinflußten, aber mit dem besten Willen wüßte ich nichts anzugeben, was mir in Schang-hai gefallen hätte. Die Barre der Wu-sung-Reede, vor der wir der Ebbe wegen unseren Dampfer verlassen mußten, liegt weit außerhalb des Hafens. Gelb wie das Meer, wie die Wogen des in nächster Nachbarschaft mündenden und gewaltige Lehmmassen führenden Yang-tse, ist auch der Wu-sung; gelb sind seine Ufer und gelb ist das platte Land um Schang-hai. Die Europäerstadt von Schang-hai besteht aus zwei Niederlassungen, der internationalen, die häufig irrigerweise als „englische“ bezeichnet wird, und der viel kleineren französischen. Die erste Rolle in Schang-hai spielen unstreitig die Engländer; an zweiter Stelle folgen die Deutschen. Nach Hong-kong der wichtigste Handelsplatz an der chinesischen Küste, hat Schang-hai eine große Zukunft vor sich, besonders wenn

der Ausbau des Bahnnetzes dem Yang-tse weiteren Verkehr zuleiten wird.

Auch in Schang-hai kann keiner der Kaufleute chinesisch, nicht einmal das sogenannte Mandarin, den für den amtlichen Verkehr maßgebenden Pekingdialekt. Wie viele Mißverständnisse die Sprachkenntnis beseitigen würde, ist gar nicht zu sagen, jedenfalls kann man beobachten, daß das Mißtrauen, welches der Chinese namentlich im Binnenlande dem Fremden entgegenbringt, sofort schwindet, wenn dieser mit ihm zu sprechen versteht. Es ist dies der Punkt, in dem die japanische, sonst an sich nicht so gefährliche Konkurrenz mit Erfolg einzusetzen beginnt, indem die Japaner, die sich durch die gemeinsamen Wortzeichen schriftlich mit den Chinesen verständigen können, energisch daran gehen, auch die Kenntnis des gesprochenen Chinesisch in ihrer Heimat zu fördern. Zu diesem Behufe haben sie in Schang-hai eine Mittelschule für japanische Knaben errichtet. Freilich hat es mit der Erlernung des Vulgär-Chinesischen seine Haken. So soll bereits in der nächsten Umgebung Schang-hais ein ganz anderer Dialekt gesprochen werden wie in der Stadt. Ausreichende Sprachkenntnisse besitzen von den Europäern in Schang-hai wohl nur die Jesuitenpatres in der Vorstadt Si-ka-wei. Ihre dortige Niederlassung ist großartig, die Bibliothek sehr reichhaltig und die meteorologische Station von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit für die Navigation, indem sie sich vorwiegend mit der Prognose der verderblichen Taifun-Stürme befaßt. Das naturhistorische Museum ist das einzige, glaube ich, in China, und in der Druckerei erscheinen jährlich wertvolle Arbeiten auf dem Gebiete der Sinologie.

Die Missionstätigkeit setzt namentlich in der Aufnahme von Findelkindern ein, zumeist Mädchen, die ebenso wie die Knaben in verschiedenen Handfertigkeiten und Gewerbezweigen unterrichtet werden. Von den Mädchen werden einige zu Nonnen und Aufseherinnen herangebildet, und von den Knaben die befähigtsten für das Priesterseminar erlesen. Außerdem sind die Patres bestrebt, einen Stamm von Christen heranzuziehen, indem sie die ausscheidenden Zöglinge beider Geschlechter vor Verlassen der Anstalt miteinander zu verheiraten trachten. Der Unterricht im Priesterseminar wird in den höheren Klassen nach alter Jesuitentradition auf lateinisch erteilt, das als Gelehrtensprache des Westens den Chinesen bei ihren literarischen Neigungen besonders imponiert. Neben den lateinischen werden auch die chinesischen Klassiker vorgetragen, wenigstens die confucianischen Schriften, die dem Geiste des Christentums nicht widersprechen, und deren Kenntnis für einen Chinesen von Bildung erforderlich ist. Einige Zöglinge von Si-ka-wei haben auch bereits die staatliche Bakkalaureatsprüfung bestanden oder wurden sogar zum Doktor graduiert. Die Beamtenlaufbahn ist jedoch den Christen so lange verschlossen, als es von den Mandarinen verlangt wird, einmal im Jahre dem Stadtgott zu opfern.

Neuerdings haben die Jesuiten auch für nichtchristliche Hörer ein Lyzeum eröffnet, das von zwanzig Mandarinssöhnen und jungen Leuten der besseren Stände besucht wird und in welchem auf Chinesisch und Lateinisch vorgetragen wird. Ob irgendwelche praktische Vorteile außer der Anknüpfung guter Beziehungen diesem Unterricht entspringen, möchte ich bezweifeln.

In den Werkstätten des Klosters werden Altäre und Heiligenbilder unter der Leitung eines aus Regensburg gebürtigen Fraters gefertigt. Von den Patres sind nur zwei Deutsche, die übrigen meist Franzosen.

Die Altstadt von Schang-hai ist durch Wall und Graben von der Neustadt geschieden. In den engen und unsauberen Gassen begegnet man greulichen Schmutzgestalten, und es ist Vorsicht geboten, um nicht mit Aussätzigen in Berührung zu kommen. Einer, dem die Augäpfel aus den Höhlen herniederhingen und dessen Gesicht eine eitrige Fläche war, wird mir stets in Erinnerung bleiben. Noch eines anderen ekligen Anblicks entsinne ich mich: des Ateliers eines Zahnkünstlers, auf dessen Tisch Haufen blutrünstiger Zähne zur Schau lagen. — Unterhaltend wegen der dort ausgestellten kuriosen Bilder ist ein Gang durch die Straße der Maler und noch lustiger ein solcher durch jene der Spielzeughändler, in denen alt und jung die Papierdrachen prüft. Sie sind in allen erdenklichen Gestalten vertreten, so in der einer Frau, eines Vogels, eines Schmetterlings oder des widerlichen Mang, eines sagenhaften Tausendfußes von riesiger Größe. An manchen Drachen sind Reihen von Rohrpfeifen befestigt, welche beim Aufsteigen einen schrillen Laut verursachen. Ähnliche Rohrpfeifen werden auch an den Schweif der Tauben gebunden, um durch das erzeugte Geräusch die Raubvögel zu schrecken.

Originell ist der Garten des sogenannten Mandarinenklubs. Die Türen und Durchgänge sind in der wunderlichsten Weise gestaltet, und auf engstem Raume sind Felsgruppen, Grotten und Weiher zusammengedrängt, zwischen denen ein mit Muscheln und Porzellanscherben in mannig-

fachen Mustern gepflasterter Weg sich hindurchschlängelt. Die Frontseite des Teehauses ist in den größten der Weiher eingebaut. An der Rückwand des Saales steht, durch ein Tischchen geteilt, eine Doppelbank, der Ehrensitz des jeweiligen Festgebers und vornehmsten Gastes. — Von gefälligeren Formen ist ein anderes Teehaus, ein zweistöckiger Holzbau mit durchbrochenen Brüstungen und geschweiften Dächern, das, inmitten eines Teiches gelegen, durch im Zickzack geführte Holzbrücken mit den Ufern verbunden ist. Ich begegnete in den hiesigen Straßen nur wenigen Sänften, um so häufiger aber mit Sitzen versehenen Schubkarren, auf denen chinesische Damen sich befördern ließen.

Abends besuchte ich ein Theater. Die Frauenrollen wurden in täuschender Weise von Knaben gespielt. Die Musik war ebenso mißtönend wie lärmend, und das Stück nur insoferne interessant, als es die Belagerung von Nanking durch die Tai-ping-Rebellen zum Gegenstand hatte, von deren Ausschreitungen auch die Umgegend Schanghais betroffen wurde.

Diese ermangelt jedes landschaftlichen Reizes. Die einzigen Unebenheiten des Bodens sind die zahllosen Grabhügel, welche die landwirtschaftlich benutzbare Fläche wesentlich schmälern.

Fünfzehntes Kapitel

Nan-king

Auf einem der deutschen Flußdampfer, die den Verkehr nach Han-kau vermitteln, gelangten wir in den Yangtse-Kiang. An seiner Mündung 16 Kilometer breit, rauscht dieser Strom in reißender Schnelligkeit dem zur Ebbezeit weichenden Meere entgegen, während zu Zeiten der Flut die vordringenden Meereswogen seine Gewässer zurückstauen. Der starke Wechsel des Wasserstandes wie das fortwährend sich ändernde Strombett erschweren die Schiffahrt.

Bei Nacht passierten wir die starken Befestigungen von Kiang-yin. Sehr hübsch ist die Lage von Tschin-kiang, das wir am folgenden Mittag erreichten. Auf einer felsigen Halbinsel ein Kloster, dahinter die Stadt und an ihrem anderen Ende eine schlanke, auf einen Felsen gesetzte Pagode. Hinter Tschin-kiang wird die Gegend wiederum flach. Gegen Abend gewahrten wir am rechten Flußufer kahle Bergzüge, die bei Sonnenuntergang eine eigentümliche Färbung annahmen, eine Mischung von blauviolett und rotbraun.

Welchen Änderungen die Ufergestaltung unterworfen ist, lehrte mich am nächsten Tage ein Blick auf die Karte. Auf dieser war eine Landzunge verzeichnet, die ich nicht zu finden vermochte. Ich frug und erfuhr, daß wir eben über sie in einer zwanzig Meter tiefen Fahrrinne hinwegfuhren, die der Fluß vor zwei Jahren sich gegraben hatte. Ein kleines Inselchen zur Linken war alles, was übrig geblieben,

Schanghai: Teehaus inmitten eines Weihers (Seite 155)

ein Fischerdorf in den Fluten versunken. Die Stromenge unterhalb von Nan-king ist durch geschickt angelegte Batterien verteidigt. Hinter den Batterien treten Felsen bis dicht an den Fluß, der reißend hindurchschießt.

Seit dem Tai-ping-Krieg ist das Ufer gegenüber Nan-king völlig verödet. Die einzigen Zeugen besserer Zeiten sind die Ruinen einer verlassenen Stadt. Auf den einstigen Feldern hausen nun Moschustiere und Wildschweine.

Nan-king ist von der Landungsstelle aus nicht zu erblicken, neben der erst kürzlich der Strom ein 200 Meter langes Stück der unterspülten Quaimauer verschlungen hatte, wobei über hundert Leute ums Leben kamen.

Wir überschritten einen Kanal, an dessen Brücke zur Warnung für alle Flußräuber ein erbeutetes Piratenboot senkrecht in den Boden gesteckt ist, und kamen an ein sogenanntes Pei-lo, eine dreiteilige Ehrenpforte aus Marmor, die zum Andenken an den vor einem Jahr verstorbenen Generalgouverneur Liu-kun-y auf kaiserlichen Befehl errichtet wurde. Hinter dem Pei-lo überraschte uns der Anblick des Westtores der imposanten Stadtmauer, welche, dem Gelände angepaßt, in einer Ausdehnung von mehr als 40 Kilometern Nan-king umzieht. Sie ist aus blaugrauen Ziegeln errichtet, und die Deckplatten ihrer Zinnen weisen das Zeichen der Ming-Dynastie. Ihre Höhe wechselt je nach den örtlichen Verhältnissen und mag an einzelnen Stellen über zwanzig Meter betragen. Der Wallgang ist so breit, daß man auf ihm bequem zu fahren vermag, und seine Breite wächst über den Wachhäusern und über den Toren.

Nan-king, die „Südstadt", der Sitz des Generalgouverneurs der Provinz Kiang-su, hatte einst als zweite Haupt-

stadt des Reiches eine Millionenbevölkerung. Seit ihrer Zerstörung in den Tai-ping-Kämpfen ist ihr Glanz wohl auf immer entschwunden. Ein kleiner Teil der Stadt wurde neu aufgebaut; auch entstanden auf ihrem einstigen Areal etliche Dörfer; der größte Teil der Flächen innerhalb der Umfassungsmauern ist aber in Acker- und Weideland umgewandelt. Allenthalben stößt man auf Spuren alter Denkmäler und Bauten. Vom berühmten Porzellanturme ist nicht das mindeste mehr vorhanden; wenige Trümmer und viele Scherben zeigen seine einstige Stätte, und mir gelang es nur, eine einzige der Fayenceplatten zu sehen, die seine Außenseite verschalten. Sie trug im Hochrelief die Figur eines Elefanten. Die paar Konsulate und sonstigen Gebäude der kleinen Europäerkolonie liegen etwa eine halbe Stunde vom Yang-tse-Tore entfernt in der Niederung. Obwohl schon öfters aus sanitären Gründen versucht wurde, sie auf die Hügel längs der Westmauer zu verlegen, scheiterte dies immer am Widerstand der Chinesen. Einmal war den fremden Truppeninstrukteuren bereits die Erlaubnis erteilt worden, sich dort niederzulassen; als sie aber mit dem Ausstecken der Bauplätze beschäftigt waren, wurden sie von den Bauern des nächstliegenden Ortes vertrieben. Der Generalgouverneur Liu-kun-y entschuldigte sich zwar wegen des Vorfalles, bat die Instrukteure aber dringend, ihren Plan aufzugeben in Rücksicht auf den Föng-schvi-Aberglauben der Bevölkerung.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Nan-king ritten wir querfeldein nach der Ostseite der Stadt. Knaben, die nach Art des weisen Lao-tse auf dem Rücken des Leittieres saßen, führten Büffelherden zur Weide. Die Bauern arbei-

teten trotz der empfindlichen Kälte mit entblößtem Oberkörper. Im Sommer sollen sie bei der Arbeit sich jeglicher Kleidung entledigen. Wir ließen einen steilen Hügel mit einem Pagodenturm und Klostergebäuden zur Linken und gelangten auf die mit Quaderblöcken gepflasterte Hauptstraße, welche Nan-king der Länge nach durchzieht. Über ihr wölbt sich ein nun alleinstehender Turm. Er diente zur Alarmierung der Bevölkerung durch Paukensignale sowie zur Bekanntgabe der Nachtwachen. Ein Glockenschlag um 7 Uhr abends kündet noch jetzt in allen chinesischen Städten den Beginn der ersten Nachtwache. Sie dauert bis 10 Uhr, die zweite bis Mitternacht, die dritte bis 2 Uhr, die vierte bis 5 Uhr, zu welcher Zeit fünf Glockenschläge das Ende der Nachtwachen verkünden.

In der Nähe des Turmes liegt ein kleiner Tempel und davor eine Zisterne, in der arme Eltern ihre neugeborenen Mädchen ertränkten, bis eine amerikanische Missionsanstalt durch Errichtung eines Findelhauses diesem Unwesen steuerte. Ein anderer Tempel auf dem zur Ostseite der Stadtmauer ansteigenden Hange ist dem Kuan-ti geweiht, einem Feldherrn des dritten nachchristlichen Jahrhunderts, der ob seiner Verdienste in den Kämpfen nach dem Sturze der Han-Dynastie zum Kriegsgott erhoben wurde. In diesem Tempel werden einmal im Jahre vom Generalgouverneur Opfer verrichtet, der dann, insoferne er aus dem Militärstande hervorging, mit einem Metallhelm und in einem goldschillernden Waffenrock erscheint, welcher durch eingewobene Nagelköpfe und eine Brustplatte rüstungsartig verstärkt ist.

Ich war froh, als ich das Osttor erreichte, ohne mit dem

Pferde zu stürzen, denn das Pflaster spottete jeder Beschreibung. Im Torbau und den anstoßenden paar Häusern wohnen etliche Mandschu-Bannerleute als Wache; sie scheinen jedoch keine Waffen zu besitzen.

Das Osttor wird auch das Tai-pingtor genannt, da dort 1855 die Tai-ping-Rebellen und 1864 nach zweijähriger Belagerung die Kaiserlichen Truppen unter Ausnützung des für den Angriff günstigen Geländes den Eintritt in die Stadt sich erzwangen. Dem Tor liegt nämlich ein überhöhender Hügel dicht gegenüber, auf dem die jeweiligen Angreifer ihre Geschütze in Stellung brachten. Außerhalb der Mauern lassen noch immer die Spuren von Laufgräben und Minentrichtern sich weithin verfolgen.

Die Tai-ping-Revolution bezweckte ursprünglich die Abschüttelung des Mandschu-Joches und die Wiedereinsetzung der heimischen Ming-Dynastie. Sie war nicht fremdenfeindlich, im Gegenteil: ihre Führer, die dem Christentum zuneigten, suchten Anlehnung bei den Westmächten, deren Parteinahme für die Regierung in Pe-king es hinderte, daß damals aus dem Volkswillen heraus zeitgemäße Reformen sich Geltung verschafften. Später entartete die Bewegung, und es ereigneten sich in Nan-king während der Herrschaft der Tai-pings Szenen wie seinerzeit in Münster unter den Wiedertäufern. Ein entsetzlicher Bürgerkrieg war es, der in den Jahren 1850—65 große Teile Chinas verheerte und Millionen von Menschenleben vernichtete. — Als ich die Höhe vor dem Tore erstieg, bemerkte ich in einer Mulde Statuen einer mittelalterlichen Grabanlage. Vom Höhenrücken sieht man im Norden einen See mit Inseln und Tempeln, im Westen den „glänzenden Hügel“, die höchste Er-

hebung dicht vor dem Talgrunde des Yang-tse, im Süden über der Stadtmauer die noch mächtigeren Wälle der einstigen Kaiserstadt und dahinter in der Ferne die schwarzen Schlote des Arsenals. Im Osten dehnt sich die Nekropole: Grabhügel an Grabhügel, lauter Halbkugeln mit einem Rasenaufsatz zur Aufnahme der Opfer.

Wir ritten nach dem etliche Kilometer entfernten Hiaoling, dem Mausoleum des Kaisers Hung-ou, des Gründers der Ming-Dynastie, der 1368 China von der Fremdherrschaft der Mongolen befreite. Das Gelände ist ziemlich gewellt und die Gesamtanlage der Prozessionsstraße von keiner Stelle zu überblicken, da sie entsprechend den Vorschriften der Geomantie nicht gerade geführt ist, sondern in Winkeln gebrochen. Kein künstlerisches Prinzip liegt ihrer Gestaltung zugrunde, lediglich ein rituelles. Sie beginnt mit einem niederen Tripylon, dessen Dach mit glasierten Ziegeln bedeckt war. Einige hundert Schritte weiter folgt eine quadratische, arg beschädigte Halle. Unter ihrem Tonnengewölbe ein von zwei sich bäumenden Drachen umrahmter Denkstein, der auf dem Rücken einer riesigen Schildkröte fußt, dem Symbol eines langen Lebens. Die Straße wendet sich hier im rechten Winkel in Richtung auf das Grab. Sie ist auf dieser Strecke von zwanzig Tierpaaren eingefaßt, je einem stehenden und liegenden der gleichen Art, erst Löwen, dann Kamelen, Elefanten, Ky-lins und Pferden. Das Ky-lin, ein Fabeltier mit einem gehörnten Drachenkopfe und dem Körper eines Hirsches, gilt als Symbol des Guten und als ein günstiges Vorzeichen für jeden, der es erblickt.

Bei vier freistehenden Pfeilern wendet sich die Straße wieder nach ihrer anfänglichen Richtung und zieht sich

zwischen acht Standbildern von Mandarinen mit Schreibtafeln und von militärischen Befehlshabern hindurch, deren jedes etwa 5 Meter hoch ist.

Abermalige Wendung der Straße in Richtung auf das Grab: zwei Hallen, die eine vermutlich eine Ahnen-, die zweite eine Opferhalle, hinter dieser die Fundamente eines Altares. Auf Anordnung des Generalgouverneurs Tschantschi-tung wurde eben an der Wiederherstellung dieser Bauten gearbeitet, ein in China ungewöhnlicher Vorgang.

Der gewaltige Tumulus ist in Anlehnung an einen Vorsprung des Slung-schan aufgeschüttet, eines Berges, dessen Kuppe immer noch Schnee bedeckte. Dieser Berg dient der ganzen Anlage gewissermaßen als Geistermauer zur Abwehr übler Einflüsse.

Der Eingang zum Grabe ist mit mächtigen Steinplatten verschlossen. Man erreicht ihn durch einen gewölbten Torgang.

Auf unserem Rückwege durchquerten wir die verwüstete Kaiserstadt, deren aus großen Quadern gefügte Umfassungsmauern und von viereckigen Türmen flankierten Tore der Zerstörung trotzten.

Vor Erreichen der Neustadt kamen wir am Ya-men (oder Amtsgebäude) des Tatarengenerals vorüber. Je ein kleiner Pauken- oder Glockenturm steht beiderseits der Geistermauer vor dem Tore. Das bedeutendste Gebäude der Neustadt ist der Confuciustempel, der in seiner rotgetünchten Holzhalle die Namenstafeln des Weisen und seiner Schüler enthält. Zwischen den Föhren des Hofes stehen riesige Steinschildkröten als Piedestale von Denksteinen. Auf dem großen Platze vor dem Tempel drängte

sich die Menge um eine Gauklertruppe. Während ein Fechter einen Schwerttanz vollführte, bog sich ein Knabe nach rückwärts, ergriff mit den Zähnen eine hinter ihm stehende Teetasse und leerte sie beim Wiederaufrichten des Körpers.

Das Ya-men des Generalgouverneurs ist sehr umfangreich, aber keineswegs prunkvoll. Es setzt sich aus einer Reihe von Höfen zusammen, um die herum wie bei den Privathäusern die ebenerdigen Gemächer sich gruppieren. Da der Generalgouverneur Tschan-tschi-tung nach Pe-king abberufen worden war und noch vor der Abreise seinem bereits ernannten Nachfolger das Amtssiegel übergeben sollte, stand dieses in einer Halle auf einem mit gelbem Stoff überzogenen Pult zur Übergabe bereit, indem in einer anderen Halle ein ebensolches Pult zur Entgegennahme des Siegels errichtet war.

Kurze Zeit nach Tschan-tschi-tungs Ankunft in Peking starb dort sein Gegner, der einflußreiche Yung-lu, das Haupt der Mandschupartei, und so wurde Tschan-tschi-tung mit dem von ihm erstrebten Posten eines Generalgouverneurs in Wu-tschang wieder betraut, den er vor seiner Versetzung nach Nan-king innegehabt hatte. In Wu-tschang hatte er eine Reihe industrieller Unternehmungen ins Leben gerufen, deren Betrieb sich infolge unzweckmäßiger Anlage als so teuer erwies, daß Tschan-tschi-tung vorgeworfen wurde, er habe in den ihm unterstellten Provinzen abgewirtschaftet. Keinesfalls hat er sein Amt zu seiner Bereicherung mißbraucht, denn er ist arm und trägt seine Armut sogar geflissentlich zur Schau. Man schilderte ihn mir als einen ehrenhaften, aber unpraktischen Gelehrten, und seinen Privatsekretär Kuhung-ming als einen seltsamen Mann, der in

der englischen, französischen und deutschen Literatur gut beschlagen sei, nichtsdestoweniger aber die verkehrtesten Begriffe von Europa habe und als echter Chinese China als das Dorado wahrer Gesittung betrachte. In philosophischen Gesprächen mit ihm und anderen pflegt Tschan-tschi-tung ganze Nächte zu verbringen, dafür aber schläft er am Tage. Daß er gelegentlich einer Besprechung einnickte, die er mit Yuan-tschi-kai, dem Generalgouverneur von Tschi-li hatte, wurde ihm von diesem aufs höchste verübelt, der da meinte, Tschan-tschi-tung habe in seinem Gelehrtendünkel ihn den früheren Offizier durch geflissentliche Mißachtung demütigen wollen. Hiegegen spricht, daß Tschan-tschi-tung um die Ausbildung der Truppen in den ihm unterstellten Provinzen sich annimmt und im vergangenen Jahre sogar ihren Manövern beiwohnte, den ersten, die in China stattfanden.

An der Militärschule zu Nan-king wirken zwei frühere deutsche Offiziere als Instrukteure. Der eine hatte sich 1900 dem deutschen Expeditionskorps angeschlossen und während dieser Zeit seine Gattin in Nan-king zurückgelassen, der dort nicht der mindeste Insult widerfuhr. Er selbst erhielt lediglich einige Mahnungen zugestellt, zurückzukehren, damit der Unterricht keine Unterbrechung erleide. Die sogenannte Boxerbewegung erstreckte sich eben nur über Teile des nördlichen Chinas, und die Generalgouverneure der übrigen Provinzen wollten von einem Kriegszustand mit dem Auslande nichts wissen. Ebenso war der chinesisch-japanische Krieg eigentlich nur ein Krieg des Generalgouverneurs von Tschi-li gegen Japan gewesen, an dem die

Nanking: Die Dächer und Mittelstraße der Examinationshallen (Seite 163)

Truppen der Generalgouverneure der anderen Provinzen sich nicht beteiligten.

Die deutschen Instrukteure lobten mir gegenüber zwar den Fleiß und die Intelligenz ihrer Schüler, jedoch sei ihre Veranlagung für den praktischen Truppendienst nur gering. Sämtliche Schüler sind im Besitze des untersten Literatengrades, auf den sie sehr stolz sind. Als eines Tages beim Vortrage eines der deutschen Offiziere die Zuhörer ausblieben, teilten ihm seine chinesischen Kollegen mit, sein Stallbursche habe wegen einer groben Ungehörigkeit einen der Schüler geschlagen, und es würden diese in ihrer Gesamtheit den Vorträgen so lange fernbleiben, bis der Stallbursche ihrer Rache überantwortet werde. Dies konnte nicht erfolgen; der Stallbursche aber, der um sein Leben bangte, flüchtete aus Nan-king. Ein andermal hatten Militärschüler, die zum Empfange eines Vorgesetzten in Rikschas einherjagten, durch einen Zug von Sänften Aufenthalt erlitten und in ihrem Unmut die in den Sänften sitzenden Damen beschimpft, woraufhin die Sänftenträger und etliche Ya-men-Diener sie tüchtig verbleuten. Kaum vermochten sie wieder zu gehen, forderten sie vom Oberrichter, dessen Damen in den Sänften gesessen waren, die Bestrafung und Entlassung seiner Ya-men-Diener. Der Oberrichter sträubte sich, mußte aber nachgeben, als einer der Schüler drohte, wegen seiner verletzten Literatenehre bei seinem Onkel, einem angesehenen Zensor in Peking, Beschwerde zu führen.

Zum Schluß meines Aufenthaltes in Nan-king erklomm ich den „glänzenden“ Hügel. Auf seinem Gipfel liegt, von Lehmwällen umschlossen, ein Truppenlager. Die dort

in erbärmlichen Hütten untergebrachten Soldaten scheinen sich hauptsächlich mit Feldarbeiten zu beschäftigen und machten mir einen sehr unkriegerischen Eindruck.

Da eben der Kreuzer „Hansa" von Han-kau eingetroffen war, begab ich mich zu Besuch an Bord. Als er auf der Hinfahrt an einem Sonntag vor Nan-king angelegt hatte, wurden die katholischen Matrosen ausgeschifft, um dem Gottesdienst in der Missionskirche beizuwohnen. Sie verfehlten jedoch den Weg und irrten umher, bis ein Chinese sich ihnen auf deutsch als Dolmetscher des Konsulates vorstellte und ihnen sagte: „Wegen des Gottesdienstes brauchen Sie sich nicht zu bemühen; bitte, kommen die Herren in meinen Hof, ich werde alles besorgen." Dort angelangt, zog er ein Gebetbuch aus seiner Tasche und begann eine evangelische Predigt zu verlesen.

Nun eine wunderliche Geschichte, die mir der Kapitän unseres Yang-tse-Dampfers mitteilte und die mir so unglaublich erschien, daß ich mit seiner Genehmigung sowohl den Comprador wie die chinesischen Matrosen, die Zeugen des Vorfalles gewesen, im Einzelverhör vernahm. Ihre Aussagen lauteten ziemlich übereinstimmend wie folgt: Unter den Zwischendeckspassagieren, die im Vorjahre nach Han-kau befördert wurden, befand sich ein Mann aus der Provinz Hu-peh, der einigen Reisegefährten zu der vom Schiff gelieferten Reiskost Schweinefleisch und andere von ihm selbst bereitete Speisen vorsetzte. Alle, die hievon genossen, erkrankten unter Vergiftungserscheinungen und fielen in einen betäubungsähnlichen Schlaf. Da dies Verdacht erregte, ergriffen ein paar Matrosen den Hu-peh-Mann und warfen ihn zu Boden. Hiebei spürte ein Matrose,

daß der Überwältigte einen harten Gegenstand auf der Brust trug, den er ihm entriß. Es war das Holzfigürchen eines auf den Händen stehenden Mannes. Im Augenblick, in welchem es zum Vorschein kam, wollen die Matrosen ein lautes Zischen vernommen haben gleich dem Ausströmen von Dampf. Sie deuteten den Laut auf das Entweichen des in das Figürchen gebannten Geistes; denn der Bann, der ihn darin festhielt, sei in dem Momente gebrochen worden, als ein anderer wie der Besitzer das Figürchen erschaute. Im Innern des Figürchens fand sich in Seidenpapier gehüllt ein mit einem Namen beschriebener Zettel, der sofort von den Findern verbrannt wurde. Diese behaupteten, der Name sei derjenige eines Knaben gewesen, dessen Seele in das Figürchen gebannt war, um seinem Besitzer anzugeben, wo Silber und andere Wertgegenstände zu finden seien. Die Zahl 7 sei eine dämonische Zahl, und 7 mal 7 Tage habe der Hu-peh-Mann vor dem Figürchen, das einen Dämon oder Kweh darstellte, gebetet, um den Tod jenes Knaben zu erwirken, dessen Seele er in das Figürchen zu bannen beabsichtigte. Mit Mühe gelang es dem Kapitän, den Hu-peh-Mann den Fäusten seiner Bedränger zu entreißen, die ihn unbarmherzig mißhandelten. Am nächsten Morgen fand man ihn in der Arrestzelle erhängt. Da nach chinesischen Begriffen für einen Selbstmord immer diejenigen zur Rechenschaft gezogen werden, die hiezu die Veranlassung gaben, ging der Kapitän nach Ankunft in Hankau zum dortigen Oberrichter. Als dieser das als Corpus delicti mitgebrachte Figürchen erblickte, sagte er: „Schon gut, dem Kerl ist ganz recht geschehen; er war ein Dieb, denn das ist ja der Kweh der Diebe.“

Sechzehntes Kapitel

Tsing-tau

So viel man bei uns über die deutsche Besitzung Tsing-tau spricht, spricht doch fast niemand von der landschaftlichen Schönheit ihrer Küste, die an jene des südlichen Italiens erinnert. Die Bucht ist geräumig, der Badestrand trefflich und der bergige Hintergrund höchst malerisch. Die Formation ist auch hier Lößgestein mit eingestreuten Granitblöcken. Die Grate sind schmal, und sowohl der Prinz-Heinrich-Berg wie der weiter entfernte und höhere Lau-schan überraschen durch die Zerklüftung ihrer Rücken.

Das äußerst durchschnittene Gelände um Tsing-tau wie die Gestaltung der landeinwärts sich immer mehr erhebenden Höhenzüge erschweren eine Befestigung dieses Platzes, die selbst dann eine außerordentliche Ausdehnung erreichen müßte, wenn man sich darauf beschränken würde, die Beschießung des Hafens durch auf dem Kap Jäschke und an anderen Punkten anzulegende Forts zu verhindern. Es kann sich daher bei einer Befestigung Tsing-taus lediglich darum handeln, Hafen wie Stadt gegen einen überraschenden Handstreich zu sichern, und hiezu genügen wenige Werke. So sehr es erwünscht ist, im Auslande Docks und Kohlenstationen zu besitzen, hat doch ein Flottenstützpunkt nur für den einen Wert, der es vermag, dort ständig eine starke Flotte zu unterhalten; andernfalls wird ein solcher Stützpunkt nur allzuleicht zur Mausefalle für die in ihm oder in

seiner Nähe befindlichen Schiffe. Hat man nicht von Anfang an das maritime Übergewicht, werden die Schiffe nach Kriegsausbruch besser daran tun, derartige Häfen zu meiden, ihre Kohlenversorgung auf offener See durchzuführen und ihr Heil in steter Bewegung zu suchen.

Da alljährlich Denkschriften über die Entwickelung des Kiau-tschou-Gebietes erscheinen, kann ich mich auf wenige Bemerkungen beschränken. Die Besitznahme Tsingtaus hatte für uns vor allem den Vorteil, daß wir hiedurch in Befolgung der sogenannten Politik der Offenen Türe an der kommerziellen wie industriellen Erschließung Chinas in erhöhtem Maße beteiligt wurden. Was Tsing-tau im besonderen betrifft, so ist seine kommerzielle Bedeutung vorerst eine geringe; doch hat sich in jüngster Zeit nach wieder erfolgter Beruhigung der Gemüter der Handel wesentlich gehoben und sind die Seezolleinnahmen, die wie überall in China unter internationaler Verwaltung stehen, in einem Jahre um vierzig Prozent gestiegen, was zu schönen Hoffnungen berechtigt. Bedeutend ist die japanische Einfuhr. Wie im Gebiet des Yang-tse, erobert sich auch in Schantung die japanische Industrie durch die Billigkeit ihrer Produkte und ihre Anpassungsfähigkeit an den Geschmack der Chinesen immer weitere Absatzgebiete. Der Hauptexportartikel sind Ölfrüchte; wichtiger aber wird mit der Zeit die Kohlenförderung werden, zumal wenn die ins Innere von Schan-tung fortgeführte Bahn Anschluß an die projektierte Linie Tien-tsin—Tschin-kiang gewonnen haben wird. Hiemit dürfte es aber noch gute Weile haben, weil die Engländer, in der Befürchtung, daß die neue Verbindungsbahn den Handel Schang-hais zugunsten jenes von Tsing-tau be-

einträchtigen könnte, mit dem Bau der ihnen zur Ausführung übertragenen Strecke von Tsching-kiang nach Schang-hai zurückhalten und hiedurch den Bau der mit deutschem Kapital auszuführenden Anschlußstrecke nach Tien-tsin verhindern, da in dem mit der chinesischen Regierung abgeschlossenen Vertrag diese ihre Zustimmung zu den Bahnbauten an die Bedingung knüpfte, daß sie gleichzeitig von Tschin-kiang wie Tien-tsin aus begonnen werden müßten. Daß Tsing-tau jemals mit Hong-kong, Schang-hai oder Tien-tsin wird rivalisieren können, halte ich für unwahrscheinlich; dagegen glaube ich, daß es nicht bloß der Hafen Schan-tungs wird, sondern auch jener des südlichen Tschi-li, da diese Provinz nur in Tsching-wang-tao, südlich Schang-hai-kuan, also in ihrem äußersten Norden, einen eisfreien Hafen besitzt.

Die Schan-tung-Kohle ist nicht gerade von bester Qualität, dafür aber in reichen Mengen vorhanden und leicht zu erschließen. Wenn auch das neue chinesische Berggesetz fremden Unternehmungen einen Riegel vorschob, wird sich dieser bei der Unfähigkeit der Chinesen zur Inbetriebsetzung von Bergwerken leicht beseitigen lassen, sowie die fremden Unternehmer sich dazu entschließen werden, sich mit chinesischen Geldleuten zu assoziieren und den Gewinn mit ihnen sich zu teilen. Es gilt das Vertrauen der chinesischen Finanzkreise wieder zu gewinnen, das dadurch erschüttert wurde, daß der in London seßhafte Verwaltungsrat der Kai-ping-Minen die Aktien verdoppelte trotz des Einspruchs der nichtenglischen und chinesischen Aktionäre, die zusammen die Hälfte der Gründungsaktien gezeichnet hatten und durch die Vermehrung der Aktien Schaden erlitten.

Was mir in Tsing-tau vorzüglich gefiel, war die rege Tätigkeit auf allen Gebieten. Die Hafenbauten sind energisch in Angriff genommen. Der Molo wird aus zwei Pfahlreihen errichtet, deren Zwischenraum mit Erde gefüllt wird und deren Außenseiten durch Betonschichten Schutz gegen den Wellenschlag und die zerstörende Wirkung der Bohrmuscheln erhalten. Von bestem Erfolge begleitet sind die Bemühungen um die Wiederaufforstung der Gegend, und wenn ich auch bezweifle, daß der versuchsweise betriebene Weinbau ein gutes Ergebnis bieten dürfte, so bin ich doch überzeugt, daß die Obstkultur sich wesentlich heben wird. Man sucht sie durch Überlassung von Bäumen sowie durch Prämiengewährung zu fördern, was bei der Indolenz des chinesischen Bauern kein leichtes Beginnen ist. Bedeutendes wurde für die Hebung der Gesundheitsverhältnisse getan. Seit Einrichtung der Wasserleitung ist der Typhus verschwunden, und eine strikt durchgeführte Sanitätspolizei hat die Fliegenplage fast gänzlich beseitigt und mit ihr die früher so gefürchtete Dysenterie. So sehr zu Hause darüber geschimpft wurde, daß die umliegenden Chinesendörfer geschleift und weiter hinaus verlegt wurden, so sehr hat sich diese Maßregel bewährt, ohne die an eine Sanierung der Ansiedelung nicht zu denken war, die jetzt wohl die gesündeste im ganzen Osten genannt werden kann. Es wohnen auch schon wieder eine Menge Chinesen in der Stadt, Kaufleute wie Handwerker, und zwar in anständig gebauten, niederen Häusern. Sehr hübsch sind die öffentlichen Gebäude, Kaufhäuser und Villen, durchaus zweckmäßig die neuen Kasernen.

Bei Anerkennung all dieser Vorzüge konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß bei der Verwaltung Tsing-taus an europäischem Unterpersonale gespart werden könnte.

Ein nachmittägiger scharfer Ritt führte mich durch die dichtbevölkerte Umgebung von Stadt und Bucht, so daß ich alle wichtigeren Anlagen sehen konnte. Am Abend waren wir im Gouvernementshaus zu einem Fest geladen, zu dem der chinesische Mandarin des benachbarten Kau-mi einen Pyrotechniker gesandt hatte. Von dem Feuerwerk, das er abbrannte, ist mir ein sich windender Drache in Erinnerung, sowie die Verwandlung eines Bettelmönchs in einen Esel.

Siebzehntes Kapitel

Ta-ku und Tien-tsin

Die Wirren von 1900 und die Kämpfe um das Gesandtschaftsviertel und den Pe-tang in Pe-king.

Die Forts von Ta-ku, die den Pei-ho sperrten, waren erstmals im Jahre 1860 von den verbündeten Franzosen und Engländern erstürmt worden und erlangten neuerdings eine gewisse Berühmtheit durch das Bombardement von 1900. Jetzt liegen sie in Trümmern, da sie auf Grund des Friedensvertrages geschleift werden mußten.

Wir überwanden die Strombarre auf einem Torpedoboote, das uns bis Ton-ku brachte, von wo wir mit der Bahn nach Tien-tsin fuhren. Ein eisiger Staubsturm fegte über die lehmige Ebene. Überall waren zerschossene Häuser und sonstige Spuren der Kämpfe zu sehen, und in den Straßen der Stadt begegnete man deutschen, französischen, russischen und japanischen Soldaten.

Ich frühstückte im Offizierskasino, besichtigte die Unterkunft der deutschen Truppen und, soweit es die Zeit erlaubte, die Kampfplätze von 1900. Um nun nicht zu oft auf die damaligen Ereignisse zurückkommen zu müssen, will ich sie hier in großen Zügen zusammenfassen, wohlbewußt, daß meine Schilderung eine oberflächliche ist, aber auch dessen, daß die meisten Darstellungen wesentliche Mängel enthalten.

Das Aufeinanderprallen zweier Kulturen, einer in steter Entwicklung befindlichen und einer völlig erstarrten, mußte zu Reibungen führen. Ein gleiches Recht für alle ist dem Chinesen unbekannt, und ein Kampf um die Grundrechte, die jede zivilisierte Nation der anderen zugesteht, war es, der sich entspann, seitdem die Handelsbeziehungen mit den Völkern Europas sich reger gestaltet hatten. Gereizt durch chinesischen Dünkel, und die Schwäche Chinas erkennend, ließen die Europäer sich gelegentlich zu Übergriffen verleiten, aber jedesmal hatten die Chinesen dazu provoziert, und die scheußlichen Barbareien, die von ihnen wiederholt verübt wurden, hatten zur Folge, daß, wenn es zur Kraftprobe kam, man nicht allzu glimpflich mit ihnen verfuhr, und zwar nicht Gleiches mit Gleichem vergalt, wohl aber sie ihren Barbareien entsprechend als Barbaren behandelte. Die Stimmung im Volke erbitterte sich zunehmend, und statt zu erkennen, woran eigentlich die Schuld lag, wurde diese ausschließlich den Fremden zugeschoben. Zweifellos hat die fremde Industrie, plötzlich mit ihren billigen Erzeugnissen die Küstenprovinzen Chinas überflutend, manche heimischen Erwerbszweige lahmgelegt und seit Beginn der neunziger Jahre mehr als eine Krisis veranlaßt, da die chinesische Industrie auf primitivster Handarbeit beruht und die Leute zu schwerfällig sind, um sich geänderten Verhältnissen rasch anzupassen. Je mehr Häfen freigegeben, je mehr Bahnen eröffnet würden, desto mehr würden die Fremden China ausbeuten, so fürchteten die Chinesen, wobei sie übersahen, daß sie in erster Linie von der Erleichterung des Verkehres Nutzen ziehen mußten, und daß es ihnen freistand, auch ihrerseits tätig zu sein,

ja daß es in den jetzigen Zeitläuften ein Gebot der Selbsterhaltung ist, sich nicht auszuschließen vom internationalen Wettbewerb und daß die Teilnahme an diesem gleichbedeutend ist mit Förderung des Wohlstands. Gerade die Kalamitäten, unter denen China so leidet, wie die häufigen Mißernten, Hungersnöte und Überschwemmungen, lassen sich durch Hebung der Technik und des Verkehrs am sichersten beseitigen, und solche Plagen waren es, die in den letzten Jahren mehrfach das Land heimsuchten und großes Elend verursachten. Zu gleicher Zeit wurde fortgefahren, die Steuern in willkürlichster Weise einzutreiben, ja es wurden diese sogar erhöht, angeblich um die für Heereszwecke benötigten Mehraufwendungen bestreiten zu können. Von den fortgesetzten Niederlagen im Kriege mit Japan erfuhren wohl nur die wenigsten Chinesen; hingegen erregten die rasch aufeinanderfolgenden Gebietsabtretungen an Frankreich, Japan, Rußland, Deutschland und England tiefen Unmut und offenbarten den einsichtigen Elementen, die eine Aufteilung des Reiches befürchteten, dessen völlige Ohnmacht, zugleich aber ward diesen klar, daß es ein einziges Mittel gäbe, den Verfall aufzuhalten, nämlich, nach dem Vorbilde Japans, die Methoden des Westens sich anzueignen.

Die allgemeine Entrüstung über die Gebietsabtretungen hatte als erste Umwälzung zur Folge, daß die regierende Kaiserinwitwe Tze-hsi sich genötigt sah, zu Gunsten des Kaisers zurückzutreten. Als Tochter eines Mandschu-Adeligen in den Harem eines Prinzen verbracht, war sie dadurch emporgekommen, daß sie die Mutter des jung verstorbenen Kaisers Tung-tschi wurde, eines Vetters des gegenwärtigen

Kaisers Kuang-hsü. Sie ist von schneller Auffassung, in den Verstellungskünsten bewandert, herrschsüchtig und nicht wählerisch in den Mitteln, von echt chinesischem Aberglauben befangen und bei aller Verschlagenheit kindlich naiv.

Der nun zweiunddreißigjährige Kaiser Kuang-hsü ist von schwacher Gesundheit und energielosem Aussehen. Auffallend ist seine Ähnlichkeit mit Philipp IV. von Spanien, der uns aus den Bildern des Velasquez so bekannt ist und dessen eigentümliches Kinn bei Kuang-hsü sich wiederholt.

Nach Rücktritt der Kaiserin-Regentin nahm dieser auf Empfehlung eines Zensors den reformeifrigen Kang-yü-wei zum Beirat, und nun schien es, wie wenn eine neue Aera sich anbahnen wollte.

Von den Mitgliedern der Reformpartei, die den Kaiser für ihre zwar redlich gemeinten, aber phantastischen Pläne zu gewinnen verstanden, bei deren Ausführung ihnen selbstverständlich die Leitung der Geschäfte zugefallen wäre, war Kang-yü-wei das bedeutendste. Er soll seine Weisheit englischen Broschüren über Parlamentarismus und andere Einrichtungen verdanken, die er ohne weiteres in China einzuführen gedachte. So folgte denn Edikt auf Edikt in übereiltester Weise. Allgemein befürchtete man, daß der Kaiser mit wenigen Federstrichen den Umsturz tausendjähriger Institutionen besiegeln und dadurch eine Umwälzung von nicht vorherzusagenden Folgen hervorrufen werde, da das Land für so weitgehende Neuerungen noch lange nicht reif war. Diese ins Werk zu setzen, mußte nicht bloß die Kaiserinwitwe alles Einflusses entkleidet werden, sondern auch Li-hung-tschang, der Vorsitzende

des Tsung-li-Yamen oder „auswärtigen Amtes", der tatsächlich seine Entlassung erhielt. Außerdem galt es, den Vertrauten der Kaiserin zu stürzen, den Mandschu Yung-lu, der durch geschickte Verheiratung seiner weiblichen Verwandten an Mitglieder des Kaiserhauses sich eine mächtige Stellung errungen hatte und dessen Sturz die entscheidende Niederlage des einflußreichen Mandschu-Adels bedeutet hätte. Um das geplante Unternehmen durchzuführen und zu seiner Durchführung sich des nötigen Rückhaltes zu versichern, wandten sich die Reformer an den im Grunde seines Herzens den Reformen nicht abgeneigten General Yuan-schi-kai, der damals einige tausend nach europäischem Muster ausgebildete Soldaten in der Provinz Tschi-li befehligte. Yuan-schi-kai zog auch seine Truppen nach Peking heran, ließ aber die ihm ziemlich hoffnungslos erscheinende Sache des Kaisers auf Zureden Yung-lus im Stiche und verhalf durch seinen Verrat der Partei der Kaiserin und der Mandschus zum Siege. Die Führung der Mandschus übernahm nun Prinz Tuan, welcher durch die Zusicherung der Thronfolge an seinen Sohn gewonnen worden war und der sich auf die mohammedanischen Kan-suh-Truppen des Generals Tung-fu-hsiang stützte, sowie auf den Geheimbund der Boxer. Der Staatsstreich gelang 1898. Die Reformer, soweit man ihrer habhaft werden konnte, wurden geköpft, und der Kaiser, dessen Gattin Selbstmord beging, auf einer Insel des Wasserpalastes in Pe-king interniert. Alle Reform-Edikte wurden widerrufen und es begann eine Gewaltherrschaft. Tuan gewann immer größeren Einfluß und stellte der Kaiserin vor, daß an ihrem seinerzeitigen Sturze nicht bloß die Reformer, sondern auch die

sie inspirierenden Fremden die Schuld trügen, sowie daß die anwachsende Boxerbewegung sich gegen die Dynastie richten müsse, wenn diese nicht gegen die Fremden vorginge. Die Schwierigkeiten der Engländer in Südafrika und die erfolgreiche Zurückweisung seitens der von Italien erhobenen Ansprüche auf chinesisches Gebiet machten den Machthabern in Pe-king den Kamm schwellen und ermutigten sie derart, daß im Herbste 1899 ein Dekret erschien, welches den Gouverneuren befahl, unverzüglich zum Angriffe zu schreiten, falls irgendeine fremde Macht es versuchen sollte, chinesische Gebietsteile zu besetzen.

In Schan-tung, der Hochburg der Boxer, die sich selbst als Gesellschaft der „Güte und Eintracht" bezeichneten, weilte damals als Gouverneur der Mandschu Yü-hsien. Ein Fremdenhasser schlimmster Art, begünstigte er die fremdenfeindlichen Ausschreitungen der Boxer so offenkundig, daß schließlich seine Abberufung nötig wurde. An seine Stelle kam Mitte Dezember Yuan-schi-kai. Vielleicht, daß man diesem mißtraute und ihn von Pe-king entfernt haben wollte, vielleicht aber auch, daß er selbst trachtete, fortzukommen, um später im geeigneten Augenblicke wieder auf der Bildfläche zu erscheinen. Yü-hsien wurde indes keineswegs abgesetzt, sondern vielmehr mit dem Posten eines Gouverneurs von Schan-si betraut, worauf in dieser Provinz sich alsbald die scheußlichsten Untaten ereigneten. Einen Monat später, am 11. Januar 1900, erschien ein Dekret der Kaiserin, welches die Boxer als Patrioten belobte. Die Gesandtschaften verlangten, wie sie hievon Kenntnis erhielten, die Zurücknahme der Kundgebung und protestierten Ende Februar aufs neue. Anfangs März folgte ein aber-

maliger Protest des deutschen Gesandten, Freiherrn von Ketteler, gegen Yü-hsien, und am 10. bereits sahen sich die Gesandten genötigt, um Entsendung von Kriegsschiffen bei ihren Regierungen nachzusuchen. Bald da, bald dort brachen nun Unruhen aus, die sich immer bedenklicher gestalteten und bei denen der fanatische Pöbel viehische Grausamkeiten verübte. Auf gemachte Vorstellungen kamen ausweichende Antworten. Nachdem am 10. Mai ein Anhänger der chinesischen Reformpartei in einem Zeitungsartikel die Fremden dringend zur Vorsicht gemahnt hatte, wurden endlich, vom 13. beginnend, die Gesandtschaftswachen verstärkt. Am 19. richtete der katholische Primas von Tschi-li, Monseigneur Favier, erneute Warnungen an die Gesandtschaften, aber erst am 10. Juni, als die Lage schon höchst bedrohlich war, brach unter der Führung des englischen Admirals Seymour eine Hilfsexpedition der verbündeten Geschwader von Ta-ku auf. Am folgenden Tage wurde in Pe-king der Sekretär der japanischen Gesandtschaft ermordet, als er am Bahnhofe nachfragen wollte, ob noch nichts über die erwarteten Verstärkungen bekannt sei, und am 12. fing Freiherr von Ketteler einen in Boxertracht gekleideten Mann ab, der sich in der Gesandtschaftsstraße herumtrieb, um die dortigen Verhältnisse auszuspionieren. Von Stunde zu Stunde war man auf die Eröffnung der Feindseligkeiten gefaßt. Sie begannen am 14. mit der Verbrennung der Kathedrale, der Verwüstung der christlichen Gräber und der außer dem Gesandtschaftsviertel gelegenen europäischen Wohnhäuser. An diesem Tage fielen auch bereits die ersten Schüsse seitens der mit der Bewachung der Gesandtschaften betrauten Soldaten. Am 16. geriet, wahrscheinlich infolge von

Streitigkeiten der Chinesen untereinander, ein Tor der Tatarenstadt in Brand, das sogenannte Tschien-mönn. Es entstand eine weit um sich greifende Feuersbrunst, der unter anderem die wertvolle Bibliothek der kaiserlichen Akademie zum Opfer fiel.

Die Vorgänge im Innern des Palastes während dieser und der folgenden Zeit sind noch keineswegs geklärt. Soviel ist jedoch sicher, daß die Kaiserin, durch gauklerhafte Vorführungen betört, von der angeblichen Unverwundbarkeit der Boxer sich überzeugen ließ, der Groß-Eunuche Li-Lien-Yang und seine Untergebenen als ständige Hetzer und Zwischenträger wirkten, alle Ämter mit Mandschus besetzt wurden, Prinz Tsching, der neue Vorsitzende des Tsung-li-yamen, gezwungenermaßen den terroristischen Elementen sich fügen mußte und auch Yung-lu die Geister nicht mehr bannen konnte, die er gerufen. Trafen ungünstige Nachrichten ein, herrschte im Palaste Ratlosigkeit, und man hörte dann für den Moment wieder auf die Stimme der Besonneneren, kamen aber günstige, ging der Spektakel von neuem los.

Um den weiteren Verlauf der Begebenheiten anschaulicher darzustellen, muß ich nun auf die Seymour-Expedition zurückkommen. Am 13. und 14. Juni hatte sich das Expeditionskorps bei Lang-fang versammelt, war also nur mehr fünfundzwanzig Kilometer von Pe-king entfernt. Die ganze Unternehmung scheint jedoch übereilt ins Werk gesetzt worden zu sein; auch zeigten sich die leitenden Seeoffiziere der ihnen ungewohnten Durchführung einer Operation auf dem Lande nicht gewachsen. Für die Sicherung der Verbindung nach rückwärts, die bis zum 26. völlig versagte,

waren von Anfang an keine Maßregeln getroffen worden, sondern man hatte die Truppen einfach in mehrere Bahnzüge verladen, auf denen man Pe-king wie im Frieden zu erreichen gedachte. Als nun eine Weiterbeförderung über Langfang infolge der Zerstörung des Bahnkörpers sich unmöglich erwies, und es sich ergab, daß inzwischen auch weiter rückwärts die Schienen herausgerissen worden waren, herrschte Unentschlossenheit und wurde kostbare Zeit verloren. Während die Seymour-Expedition in Lang-fang verweilte, bestand in Ta-ku peinlichste Ungewißheit über ihr Schicksal und jenes der Europäerkolonie in Tien-tsin, auf die am 17. der Angriff begann. An diesem 17. richteten nun auf Betreiben des deutschen Korvettenkapitäns Lans die Geschwaderchefs an den Befehlshaber der Taku-Forts die Aufforderung, die Forts bis zum nächsten Morgen zu übergeben, ein Ansinnen, das vom militärischen Standpunkte seine Berechtigung hatte, dem aber der chinesische General unmöglich nachkommen konnte, wollte er sich nicht des Hochverrates schuldig machen und seinen Kopf riskieren. Da seitens der chinesischen Regierung keine Kriegserklärung erfolgt war, hatten die Forts die Kanonenboote der Verbündeten stromaufwärts passieren lassen, auf die sie nun kurz vor Ablauf der für die Übergabe gestellten Frist das Feuer eröffneten, das die Schiffe gegen die Kehlseite der Forts erwiderten. Es entspann sich eine heftige Kanonade, bei der das deutsche Kanonenboot Iltis sich hervorragend auszeichnete. Als am Morgen des 19. von der Landseite zum Sturme geschritten wurde, fielen die Forts, das vorangegangene Ultimatum aber hatte die Folge gehabt, daß am 18. den Gesandtschaften mitgeteilt wurde, sie

möchten nach Tien-tsin abziehen, da die chinesische Regierung nicht länger für ihre Sicherheit bürgen könne. Gleichzeitig wurde Seymour in Lang-fang von chinesischen, an Zahl angeblich doppelt überlegenen Truppen angegriffen. Die Untätigkeit des Seymourschen Korps hatte den Mut der Chinesen gehoben, zugleich aber hatte die Nachricht vom Verlangen des Geschwaderchefs ihren Zorn entfesselt. Obwohl ihr Angriff mit einer völligen Deroute endete, entschloß sich Seymour, der sich von allen Verbindungen abgeschnitten wähnte und ein Durchstoßen auf Pe-king für unmöglich hielt, für den Rückzug auf Tien-tsin, um so mehr, als seine Truppen der Lebensmittel ermangelten. Der längs des Pei-ho gewählte Rückmarsch vollzog sich sehr langsam und mußte unter wiederholten Gefechten erzwungen werden. Am 25. wurde die Nähe der Russen bekannt, mit denen erst später die Verbindung aufgenommen wurde.

Ich übergehe die weiteren Kämpfe um Tien-tsin und wende mich wieder nach Pe-king. Ein beträchtlicher Teil der diplomatischen Vertretungen war tatsächlich geneigt, die Stadt zu verlassen, die Gefahren unterschätzend, die auf dem Wege drohten. Am 19. abends wurde seitens der verschiedenen Diplomaten nochmals darüber beraten, und am 20. unternahm der deutsche Vertreter, Freiherr von Ketteler, der von den Vorgängen außerhalb Pe-kings ebensowenig wußte wie seine übrigen Kollegen, in schneidiger Weise einen Gang nach dem Tsung-li-ya-men, obwohl er von chinesischer Seite gewarnt worden war. Das Folgende ist bekannt. Freiherr von Ketteler wurde in seiner Sänfte von einem Soldaten erschossen und der in der nächsten Sänfte sitzende Dolmetsch, Herr Kordes, schwer ver-

wundet. Trotzdem gelang es diesem, zu fliehen; doch verdankt er seine Rettung nur dem abergläubischen Staunen des Pöbels, der sich nicht erklären konnte, warum er ein aus der Sänfte gerissenes Brett sich über den Kopf hielt, was er instinktiv tat, um sich der glühenden Sonnenstrahlen und wohl auch der Steinwürfe zu erwehren, ein Gebaren, das die Chinesen für irgendeinen Zauber erachteten.

Es begann nun die Belagerung der Gesandtschaften, deren Lage sich am 22. recht kritisch gestaltete infolge eines falschen Alarms, welcher eine vorübergehende Panik und teilweise Preisgabe der Stellungen herbeiführte, Vorgänge, die von den Chinesen nicht bemerkt oder benützt wurden. Am 25., also dem Tage, an dem die ersten Russen vor Tien-tsin eintrafen, wurde eine weiße Flagge sichtbar, jedoch war die Waffenruhe nur von kurzer Dauer. Die Angriffe in den nächsten Tagen waren heftiger wie je zuvor. Die Position auf der Stadtmauer, welche die deutsche Gesandtschaft überhöhte, mußte am 30. Juni und nochmals am 1. Juli geräumt werden. An diesem Tage war die Lage eine ungemein gefährliche, weil gleichzeitig auch die Franzosen ihre Stellung auf der Mauer verließen und sich nach den befestigten Wohngebäuden zurückzogen.

Glücklicherweise hielten die Chinesen niemals einem entschlossenen Angriffe stand, denn sonst wäre alles verloren gewesen und wäre es dem Leutnant Graf Soden nicht gelungen, mit nur sechs Seesoldaten mehrere hundert Chinesen, die bereits in den Hof der deutschen Gesandtschaft eingedrungen waren, mit gefälltem Bajonette zurückzutreiben.

Am 14. Juli, dem Tage der definitiven Einnahme von

Tien-tsin durch die Verbündeten, erfolgte die erste eigentliche Unterhandlung, wobei den Gesandtschaften abermals nahegelegt wurde, nach Tien-tsin abzuziehen. Die Feindseligkeiten wurden indessen erst am 17. eingestellt, und gleichzeitig wurde eine Art Waffenstillstand geschlossen, dem am 1. August ein erneuter Angriff folgte.

In Tien-tsin glaubte man die Gesandtschaften längst schon verloren. Der Vormarsch auf Pe-king wurde von dort erst am 4. August angetreten. Nach einem heftigen Gefechte am 6. wurde ein Rasttag eingeschoben, die Hauptstadt am 12. erreicht und nach leichtem Kampfe, der sich am 13. fortsetzte, die Befreiung der Eingeschlossenen bewirkt. Daß die Belagerten so lange aushalten konnten, erscheint, wenn man die Örtlichkeiten kennt, wie ein Wunder. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß hinreichender Proviant sich vorfand, so daß während der ganzen Zeit kein fühlbarer Mangel an Lebensmitteln bestand. Der eigentliche Grund, warum die Gesandtschaften nicht erobert wurden, lag in der Feigheit und Torheit der Chinesen, die nachts meist den Kampf aussetzten und deren Angriffe einer einheitlichen Leitung entbehrten. Um nicht durch zu weit fliegende Geschosse die Stadt, insbesondere den kaiserlichen Palast und die verschiedenen Ahnentempel und Begräbnisstätten zu schädigen, wurden von ihnen keine modernen Geschütze verwendet, auf deren Bedienung sie sich kaum besser verstanden hätten wie auf jene der alten Vorderladerkanonen, mit denen sie erst nach stundenlangem Einschießen einen Treffer erzielten. Hatten sie einen solchen, richteten sie, anstatt auf dieselbe Stelle weiter zu schießen, ihr Ge-

schütz sofort auf einen anderen Punkt und verloren neuerdings Zeit mit ungeschickten Einschießversuchen.

Der Befreiung Pe-kings folgten zwei Tage der Plünderung durch die eingerückten Truppen, unter denen sich keine deutschen Abteilungen befanden. Besonders schamlos erscheinen die Plünderungen deshalb, weil während der beiden Tage der in der Kaiserstadt gelegene Pe-tang, der Sitz des Erzbischofes Favier und der Lazaristenmission, in dem die Mehrzahl der chinesischen Christen Schutz gefunden hatte, Tag und Nacht hindurch Angriffen der Boxer- und Bannerleute ausgesetzt blieb. Die wahrhaft heroische Verteidigung des Pe-tang leitete der Bischof Jarlin, der früher in der französischen Armee als Offizier gedient hatte. Die von ihm bewaffneten Christen unterstützte ein kleines Häuflein französischer und italienischer Soldaten unter einem italienischen Leutnant. Die Verluste der Verteidiger wie Angreifer waren enorm. Gegen die niederen Umfassungsmauern wurden auf hundertfünfzig Meter feindliche Geschütze in Stellung gebracht und gegen die Gebäude viele Brandraketen entsendet. Außerdem gelangte ein Minenangriff zur Durchführung. Eine Mine, deren Trichter noch jetzt zu sehen ist, verschüttete sechzig Leute, darunter den italienischen Offizier, der glücklicherweise gerettet werden konnte. Monseigneur Jarlin führte selbst mehrere Ausfälle an und erbeutete sogar ein feindliches Geschütz. Gar gerne, so sagte er mir, hätten seine Leute eines Tages auf die Kaiserin und ihren Hofstaat gefeuert, die von der Plattform der sogenannten Pe-ta-Pagode in einer Entfernung von nur achthundert Metern

dem Getümmel zuschaute, allein Monseigneur Favier untersagte das Vorhaben.

Ein Glück war auch hier, daß der Angriff kein einheitlicher war, viel Zeit mit der fortgesetzten Ablösung der Truppen durch neue vergeudet wurde, und daß fast alle Schüsse der Chinesen zu hoch gingen, wie Tausende von Kugelspuren an den Wänden und Säulen der Kirche beweisen.

Sehr bedenklich gestaltete hingegen die Situation der allmählich eintretende Munitionsmangel. Da entdeckte ein christlicher Chinese in einem anstoßenden Hause große Vorräte von Holzkohlen, die die Leute zur Heizung ihrer offenen Metallbecken und der Kang genannten Hypokaustöfen verwenden. Auf Grund dieser Wahrnehmung brach man in der Nacht durch die Mauer einen Durchgang zu diesem Hause, um die Kohle zu entnehmen. Ein zufällig mit eingeschlossener Chemiker machte sich nun daran, mit dieser Kohle und dem überall in den Höfen Nordchinas wachsenden Salpeter Pulver zu fertigen, mit dem die leeren Patronenhülsen gefüllt wurden. Die Geschosse goß man aus geschmolzenen Dachrinnen, und an Stelle von Zündhütchen verwendete man die Köpfe von Streichhölzern. So war wenigstens für Munition notdürftig gesorgt. Schlimmer stand es mit dem Proviante. Eine bedenkliche Hungersnot brach aus, man nährte sich von Kräutern und allem, was irgend Nahrung bieten konnte.

Da rückten endlich die Japaner herbei und marschierten auf, in vollendeter Courtoisie den später eintreffenden französischen Truppen die Befreiung ihrer Landsleute überlassend. Allein schon beim Anrücken der Japaner waren die Belagerer geflohen. Die Japaner hätten es vermutlich

in ihrer Macht gehabt, die Kaiserin auf ihrer Flucht durch nacheilende Kavallerie in die Hände zu bekommen, allein sie unterließen es klugerweise, um nicht völlige Anarchie in China einreißen zu lassen und sich zugleich für die Zukunft besonderen Einfluß auf die chinesischen Verhältnisse zu sichern.

Die Plünderung Pe-kings nahm unterdessen ihren Fortgang: ein unerquickliches Thema, das ich nicht weiter berühren will. Mag man das Geschehene auch bedauern, so ist doch das eine sicher, daß der Ausgang eine heilsame Lehre für die chinesischen Machthaber wie das ganze Volk war und daß für die Zukunft solche Vorfälle wie im Jahre 1900 ausgeschlossen sein dürften.

Noch allenthalben waren im Gesandtschaftsviertel die Spuren der Belagerung zu gewahren. Es herrschte regste Bautätigkeit: alter Schutt wurde zur Seite geschafft und neue Mauern erhoben sich über den Unterkellerungen. Völlig beendet war die neugeschaffene Verteidigungslinie, welche sich im Süden auf der Stadtmauer hinzieht und im Osten wie Norden durch ein Glacis gebildet wird, vor dem eine hundert bis zweihundert Meter breite Fläche von allen Baulichkeiten rasiert wurde. Die meisten Gesandtschaftshäuser sind ebenerdige Bauten. Gewissermaßen den Mittelpunkt des ganzen Viertels bilden die gotischen Türme der französischen Kathedrale, die in den Rahmen des Stadtbildes durchaus nicht hineinpassen.

Auch im Pe-tang sieht man noch überall deutliche Denkzeichen der Schreckenszeit. Wir wurden dort auf das liebenswürdigste von dem ritterlichen Verteidiger Monseigneur Jarlin aufgenommen und in dem mit prächtigen Gegen-

ständen gefüllten Empfangsraume mit einem Glase Champagner bewirtet, während ein trefflich geschultes Blechorchester chinesischer Alumnen europäische Weisen vortrug. Hernach statteten wir Monseigneur Favier unseren Besuch ab, der infolge eines im Vorjahre erlittenen Schlaganfalles immer noch bettlägerig war.

Die Anstalten des Pe-tang sind jenen in Si-ka-wei ähnlich, jedoch nicht so großartig in ihrer Anlage. Die undankbarste Aufgabe sei der Kampf gegen den Schmutz, so versicherte mir die Oberin des Frauenklosters, eine österreichische Gräfin, die mir auch sagte, daß auf Grund gemachter Erfahrungen nur solche Chinesinnen als Ordensschwestern aufgenommen würden, die bereits in der dritten Generation Christinnen seien.

Achtzehntes Kapitel

Zu den westlichen Kaisergräbern

Am Morgen des 16. März, zwei Tage nach unserer Ankunft, verließen wir Pe-king auf der nach Pao-ting-fu führenden Bahn. Gleich außerhalb der Mauer begegneten wir den ersten Kamelkarawanen. Zu je sechs hintereinander schritten die zottigen Tiere an dem Leitseile, welches der vorangehende Führer in Händen hielt. Bald darauf fuhren wir an der Lu-keou-k'iao oder „Schilfgrabenbrücke" vorbei, die aus dem zwölften Jahrhundert herrührt. Sie fällt durch die elegante Wölbung der Bogen wie durch die vielen auf dem Geländer sitzenden Löwengestalten auf, von denen die Sage berichtet, daß niemand sie zu zählen vermöge. Die nun folgende Ebene ist dem Anscheine nach nicht sonderlich bevölkert; allerdings bergen Obstgärten, Pappeln- und Ulmengehölze die Dörfer. Die Föhrengruppen hingegen, die man hin und wieder erblickt, umgeben regelmäßig die Grabanlagen der reicheren Familien. Die Ackerflächen sind außerordentlich gedehnt und ebenso die einzelnen Felder, auf denen Weizen, Kau-liang (eine langstielige Hirse) und Mais gebaut wird. — Die Landschaft sah winterlich öde aus; noch zeigten die dürren Äste keine Knospen, und nackt und bar lag der trockene Lehmboden. Zur Rechten gewahrte man den niederen Höhenzug des Sommerpalastes, links hievon den Pagodenturm von Yü-yüan-schan und den Zug der westlichen Berge. Davor in der Ebene mehrere Pagodentürme, meist in der Nähe der Marktflecken und

Städte, deren Zinnenmauern durch viereckige Türme verstärkt sind.

Die Ausparkierung unserer kleinen Expedition auf der Station Kao-pe-tien vollzog sich unter Schwierigkeiten, und wir hatten reichlichst Gelegenheit, uns über die Indolenz der Ma-fus (der Pferdeknechte) zu ärgern. Anstatt auf das Anlegen der Rampe zu warten, warfen sie ein Pferd aus dem Zuge, das sich derart verletzte, daß es zurückgeschickt werden mußte. Kaum war diese Sache erledigt, kamen nacheinander zwei Pferde los, so daß wir mit mehrstündiger Verspätung starteten. Bei der Einförmigkeit der Gegend war es nicht leicht, den richtigen Weg zu finden, und wir mußten wiederholt fragen, umsomehr, als die Entfernungen von den Bauern höchst ungenau angegeben wurden. Die Li oder Meilen sind eigentlich kein feststehendes Längenmaß, sondern bezeichnen vielmehr, wie lange man braucht, um von einem Orte zum anderen zu gelangen. So sind denn auch die Lis im Gebirge kürzer wie in der Ebene. Viel besser wie die Aufschlüsse über die Entfernungen waren die Angaben, ob und auf welchen Strecken der Weg gangbar sei. Dies ist mitunter sehr wünschenswert zu wissen, da die Wege oft mehrere Meter tief im weichen Löß eingeschnitten sind und diese Hohlwege sich kilometerlang fortsetzen, so daß man, einmal auf ihnen, sie nicht leicht mehr verlassen kann. Man schreibt gemeinhin das Entstehen der Hohlwege dem Umstande zu, daß der Wind die gelockerte Erde der ausgefahrenen Straße hinwegfegt und diese hiedurch immer mehr sich vertieft; ich aber glaube, daß mindestens ebensoviel die Gewohnheit der Chinesen bewirkt, am Rande der Straße nach dem tiefer liegenden besseren

Humus zu graben, um hiemit ihre Felder zu düngen. Das Pflügen erfolgt mit einem leichten Holzpfluge, dessen eiserne Schar wie eine Pfeilspitze geformt ist. Da sehr wenig Rindvieh zur Verfügung steht, spannen die Bauern häufig zwei bis drei Mitglieder der eigenen Familie vor. In der Regel teilt sich die Arbeit derart, daß dem Pflüger der Sämann unmittelbar folgt. Hinter diesem legt ein dritter Bauer den Dünger in die seichte Furche, die ein vierter mit einer Steinwalze ebnet, um den Dünger fest in den Boden zu pressen. Im allgemeinen ist die Dreifelderwirtschaft üblich. Von einer noch älteren Wirtschaftsform zeugen bis zu zwölf Meter breite Hochäcker, deren Erhebungen nun in viele Einzelfurchen zerlegt sind. Zwischen die Reihen des Winterkornes werden solche von Hirse gesät, zwischen das Sommerkorn Mais und Bohnen; wieder andere Felder sind ausschließlich mit Kau-liang bepflanzt. Jedes Haus besitzt seine Tenne. Das Getreide wie der Mais werden im Handbetrieb auf flachen, runden Steinen mittelst einer sich im Kreise darüber drehenden Walze gemahlen. Die Dörfer bestehen aus gelbbraunen Lehmhütten, die von ebensolchen Mauern umgeben sind. Nur wenige der besseren Häuser sind aus bläulichen Backsteinen errichtet, die in benachbarten Ziegeleien gebrannt werden, deren Öfen die einzigen Erhebungen in der Ebene bilden. Bei jedem Hause befindet sich eine Zisterne und daneben ein niedrig ummauerter Raum, der als Abort und Dungstätte dient. Dort tummeln sich die schwarzen Schweine. Außer diesen haben die Bauern an Haustieren gewöhnlich nur Hunde und Hühner. Schafe werden weiter landeinwärts im Gebirge gezogen, Rinder sind selten.

Der hiesige Menschenschlag ist ein kräftiger. Auffallend ist bei den Männern das intensive Rot ihrer Backen. Alle trugen noch die dickwattierten blauen Winterröcke und Hosen, deren Farbe man freilich vor Schmutz oft kaum erkennen konnte. Nur wer über vierzig Jahre alt oder bereits Großvater ist, trägt einen Bart, und nach dem Barte taxiert der Chinese auch das Alter des Fremden. Der Bartwuchs ist im allgemeinen spärlich. Ich staunte, bei einigen wenigen Männern im Gebirge hellbraune, fast blonde Schnurrbärte zu finden, während ich niemals braunhaarige Chinesen sah. Zur Arbeit trägt der Bauer den Zopf um das Haupt gewunden, nimmt ihn aber sofort herunter, wenn ein Höherstehender ihn anspricht. Das Binden der Füße ist in ganz Tschi-li, selbst bei den Bäuerinnen üblich, eine Gepflogenheit, die sie bei den Feldarbeiten nicht wenig behindert. Bei festlichen Gelegenheiten schminken sich die Frauen Wangen und Lippen auf das ergiebigste, so daß sie wie Puppen aussehen, und tragen eine am Hinterkopfe gesteifte henkelartige Frisur, in die Nadeln und künstliche Blumen gesteckt werden, deren sich, komisch genug, selbst die ältesten Frauen bedienen. Der übrige Schmuck wechselt in seinen Formen von Distrikt zu Distrikt. Die weiten, glatten Seidenjacken und Beinkleider werden nur selten angelegt, für gewöhnlich begnügen sich die Frauen mit den nämlichen blauen Leinenanzügen wie die Männer. Höchst primitiv ist die Tracht der Bauernkinder, während die Kinder der reicheren Leute in übertriebener Weise geputzt werden, besonders die Knaben, deren Kopfbedeckungen oft in altertümlichen noch aus der Ming-Zeit herrührenden Formen gestaltet sind, beispielsweise in jener einer

aufblühenden Lotosknospe. Den Knaben wird bis zum neunten Jahre der Kopf rasiert, und zwar, wie im Osten allgemein gebräuchlich, ohne Seifenanwendung. So ist es kein seltener Anblick, ihre kahlen Schädel mit Grind und eklen Geschwüren bedeckt zu sehen. Da Knaben geschätzter sind wie Mädchen, werden sie, um sie den Nachstellungen der Dämonen zu entziehen, in den ersten Lebensjahren häufig als Mädchen frisiert, während man ihren Schwestern das Haupt nach Knabenart schert, in der Absicht, die Dämonen auf diese Weise zu täuschen. Die Frisur der kleinen Mädchen ist überaus drollig: die von den Schläfen abstechenden, mit Bändern umwickelten Haarzöpfchen gleichen den Fühlern einer Grille. In der Regel heiraten die Chinesen zwischen dem achtzehnten und zwanzigsten Jahre. In der ersten Zeit sind ihre Ehen meist kinderlos, später dafür mit um so reicherem Nachwuchse gesegnet. Im allgemeinen darf man behaupten, daß das niedere Volk rasch altert, dann aber lange Jahre hindurch sich rüstig erhält. Sehr verbreitet ist das Tragen von Brillen, das in der Mehrzahl der Fälle nicht durch Kurzsichtigkeit veranlaßt ist, sondern bezwecken soll, den so lästigen Staub von den Augen ferne zu halten. Zum gleichen Zwecke und zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen dienen auch Augenschirme mit gezackten Rändern, die, unter den Kappen befestigt, sehr spaßig sich ausnehmen.

Gleich am ersten Tage unserer Wanderung hatten wir unter dem Staube arg zu leiden, den die Pferde der voraustrabenden chinesischen Führer mit ihren langen Fesselhaaren aufwirbelten. Der Ritt bot nicht viel Abwechslung. Einige ferne Schüsse und ein summendes Lärmen erregte

unsere Aufmerksamkeit. Wir erblickten ein Menschengewimmel, das sich um die Zeltbuden eines Jahrmarktes zusammenballte, und begegneten blinden Musikanten, die mit ihren Stöcken zum Festplatze sich forttasteten. Tempel trafen wir nur wenige an den höchstgelegenen Punkten, dagegen an den Ortseingängen kleine, durch Geistermauern geschützte Kapellen, vor denen zuweilen ein runder Opfertisch zur Aufnahme von Gaben bereit stand. Fast alle waren sie dem Lao-ye oder sonst einem örtlichen Schutzgeiste geweiht. Bilder ähnlich gerüsteter kriegerischer Gestalten sahen wir wiederholt an die Türen der Bauernhäuser geklebt. Sie stellen die beiden Türgeister Tsin-su-pao und Wo-king-te dar.

Vor Y-tschou hatten wir ein trockenes Flußbett zu durchqueren, an dessen jenseitigem Ufer wir von einem Reiter empfangen wurden, der die Visitenkarten der Notabeln des Ortes überbrachte. Während die übrigen Herren die gewöhnlichen roten Zettel erhielten, erhielt ich solche von vielfach zusammengefalteter Form, die ich zurückerstattete, da der Chinese in der Regel nur eine Visitenkarte dieser Art besitzt, die je nach ihrer Faltung im Verkehre mit höchsten, höheren und gleichstehenden Personen gebraucht werden kann. Die Mandarine selbst erwarteten uns vor den Mauern der Stadt, entstiegen dort ihren Sänften und empfingen uns mit den üblichen Entschuldigungen und mit Höflichkeitsphrasen, die stets mit einer Herabwürdigung der eigenen Person begannen. Die berittene Polizeitruppe präsentierte zu Pferde sitzend die Karabiner, und desgleichen präsentierte die in violette Seidenblusen uniformierte Stadtmiliz ihre verwahrlosten Gewehre, deren jedes ein anderes

Kaliber hatte. In feierlicher Prozession erfolgte unser Einzug, den drei Böllerschüsse vom Torturme verkündeten. Voraus eilten die Ya-menläufer, die mit lautem Geschrei und Gongschlägen das Volk verscheuchten und mit Titeln beschriebene Tafeln, sowie Fahnen einhertrugen. Außerdem prangte in dem Zuge als Prachtstück ein großer Sonnenschirm aus rotem Tuche und der schwarze, geigenförmig geschweifte Amtsfächer des Tschi-hsien (Bezirksamtmannes). Die Tracht der Läufer war äußerst komisch, insoferne sie in mit Schriftzeichen bedruckte, zerlumpte Mäntel gehüllt waren und breitkrempige rote oder schwarze Filzhüte über den Kopf gestülpt hatten, in deren Spitze eine Rabenfeder wankte. Vor einem größeren Gebäude, in welchem eine neugegründete Mittelschule untergebracht ist, in der die Anfangsgründe des Englischen gelehrt werden, stiegen wir ab, nochmals von den Mandarinen begrüßt, die uns ein fertig gekochtes Diner zuschickten, das wir indessen nicht berührten, da der Geruch des ranzigen Schweinefettes und süßlichen Sesamöles uns anwiderte. Um nicht zu beleidigen, entnahmen wir jedoch den dargereichten Speisebrettern ein paar Kuchen und etwas Obst und legten dafür nach chinesischer Sitte einige Silberdollars als Gegengeschenk hin. Wie lange die Chinesen ihr Obst zu konservieren wissen, ist erstaunlich. Die großen, etwas holzigen Birnen halten sich vom Herbste bis zum nächsten Sommer, die Trauben aber werden dadurch konserviert, daß man sie mit ihren Stielen in Birnen steckt und sie auf diese Weise ernährt. — Hier zum ersten Male sollten wir fühlen, wie schlimm es um den Komfort eines chinesischen Hauses zur Winterszeit bestellt ist. Einige ge-

schnitzte Stühle, die sich um den schweren Tisch reihen, bilden das Mobiliar des Wohnraumes, in dem man, wenn man nicht gleich den Chinesen sich in dichte Pelze hüllt, vor Frost schnattert, da die mit geöltem Papier überzogenen Fenster völlig durchlässig sind und der Ziegelfußboden eine eisige Kälte ausstrahlt. Die Kohlenbecken erwärmen nur in unmittelbarer Nähe, und der den Holzkohlen entqualmende Rauch ist äußerst lästig und geeignet, Kopfschmerzen zu verursachen. Noch einfacher sind die Schlafräume beschaffen. Die gemauerte Bettstelle, der „Kang", wird in der Art des altrömischen Hypokaustes mit Kohlen oder Reisig geheizt. Es ist dieser Kang, selbst wenn er mit Strohmatten überdeckt ist, eine höchst unbequeme und harte Liegerstätte, auf der die Chinesen splitternackt sich zur Ruhe strecken, indem sie ihre Kleider als Decken über sich breiten. — Nach eingenommenem Frühstück setzten wir uns am Morgen wieder in Marsch. Ein zusammengestürzter Tempel mit der zwei Meter hohen Eisenfigur eines dickbäuchigen Mi-le-fo in der ruinösen Vorhalle war das einzige von Interesse auf dem ganzen Wege, der uns den im Nebel verschleierten Bergen zuführte. Die Vorberge, die wir gegen Abend erreichten und auf denen einzelstehende Pagodentürme weithin sichtbare Landmarken bilden, scheinen aus mit Lehmschichten überdecktem, jurasischem Kalk zu bestehen, der Hauptgebirgsstock hingegen ist granitisch. Im Orte Ting-tschiang bezogen wir im Schulhause Nachtquartier, statteten aber vorher noch jenem Prinzen unseren Besuch ab, der mit der Oberaufsicht der westlichen Kaisergräber betraut ist, sowie seinem Stellvertreter, einem Herzoge. Beide entstammen einer Zweiglinie des kaiserlichen

Hauses, die sich auf einen jüngeren Sohn des ersten Mandschu-Kaisers zurückführt. Der Prinz, ein sehr netter und höflicher junger Mann von dem Gesichtsschnitte des ägyptischen zweiten Ramses, empfing uns in seinen einfachen Räumen und bewirtete uns mit Konfekt und fuseligem Reiswein. Bei ihm hatte sich auch der knoblauchduftende Herzog eingefunden, sowie ein fünfundsiebzigjähriger Mandschu-General, welcher seines Alters ungeachtet von ungewöhnlicher Frische war und von Heiterkeit sprudelte. Sie alle bewohnten ein nahegelegenes ummauertes Dorf, das ausschließlich von Mandschus besiedelt und der mit der Instandhaltung der Gräber betrauten Abteilung des Ministeriums des Innern und der Zeremonien unterstellt ist. Wir erhielten noch am gleichen Abend den Gegenbesuch der Prinzen und brachen am nächsten Morgen zur Besichtigung der Gräber auf. Alles war dort in regster Tätigkeit, da am 5. April die Ankunft des Hofes zu erwarten stand. Der Bahnbau war noch nicht ganz vollendet, und an den Wegen besserten Hunderte von Arbeitern. Die Zeltplätze wurden geebnet und alle Bäume mit Papierstreifen beklebt und abgezählt, um die etwaige Frage des Kaisers, wie viel Bäume im Parke seien, beantworten zu können. Der Park enthält, soweit er sich einem kleinen Flußtale entlang zieht, Ulmen und Pappeln und rings um die Gräber Wacholderbäume, Zypressen und Föhren. Niemanden außer dem Kaiser ist es gestattet, sich den Gräbern von vorne zu nähern; wir näherten uns deshalb von seitwärts der Plattform des ersten derselben, in welchem der Kaiser Yung-tschêng (1723—1735) seine Ruhestätte fand. Eine Steintafel am Rande des Pflasters mahnt den Be-

sucher, aus Ehrfurcht vor dem Geschiedenen vom Pferde zu steigen, und so taten auch wir. Der besseren Anschaulichkeit wegen will ich aber mit der Schilderung vom Eingange her beginnen und die von Süden nach Norden orientierte Gesamtanlage besprechen, die in weitem Umfange von einer 15 Kilometer langen Mauer umschlossen ist, welche sich bis hoch auf die Vorberge hinanzieht und den sumpfigen Heidekessel zwischen diesen umfaßt. Die Gräberstraßen nehmen unmittelbar hinter dem schon erwähnten kleinen Flußlauf ihren Anfang. Jene, die zum Mausoleum Yung-tschêngs leitet, beginnt mit einer das Gewässer überspannenden stark gewölbten Marmorbrücke. Hinter der Brücke umrahmen drei Marmor-Pei-los mit je drei Durchlässen einen gepflasterten Platz. An der Nordseite des Platzes ein Tor, das wie die übrigen Gebäude rot getüncht und mit gelben Ziegeln gedeckt ist. Rückwärts des Tores ein ummauerter quadratischer Bau, in welchem der Kaiser vor der Opferhandlung die Zeremoniengewänder anlegt. Abermals eine lange Brücke, dann ein Pavillon, von vier Pfeilern mit Wolkenarmen umgeben, den Pfeilern, „die das Firmament tragen", der in seinem Innenraum zwei Steinschildkröten mit Gedenktafeln enthält. Weiter eine kleine Brücke und beiderseits der „Geisterstraße" Statuenpaare von Löwen, Elefanten und Pferden, Militär- und Zivilmandarinen. Der Weg windet sich nun um den sogenannten Spinnwebenhügel und führt zu einem breiten, dreiteiligen Tore aus weißem Marmor. Wiederum eine hochgewölbte Brücke, nach dieser eine brückenartige Wölbung des Pflasters. Ein gedehnter Platz von nahezu ovalem Grundriß, umgrenzt durch einen gemauerten Graben,

den parallel zueinander drei dreibogige Brücken überwinden, die an den Schlußsteinen der Bögen mit Löwenköpfen geziert sind. Die Neunzahl der Brückenbogen hat eine symbolische Bedeutung. Wie drei die Zahl des Himmels, ist drei mal drei diejenige des Himmelssohnes oder Kaisers. Seitlich des Platzes, im Walde, etliche Wächterhäuschen und Inschrifttafeln auf Schildkrötensockeln. Ziemlich in der Mitte des Platzes, der mittleren Brücke gegenüber, ein kleiner Turm mit einer Gedenktafel im Innern. Hinter dem Turme die letzte der Brücken. Es folgt der Tempel des „Segens und der Gunst" nebst den zugehörigen Gebäuden. Die geschweiften Giebel der Dächer sind durch gegeneinander gelehnte Dämonenhäupter gebildet und die Akroterien der Eckkanten durch Figürchen geziert, die bei allen kaiserlichen Tempeln sich wiederholen. Die markantesten hievon sind ein Einhorn, ein Löwe und ein auf einem Phönix oder Garuda reitender Greis. Die Inschriften über dem Eingange der hiesigen Tempel sind dreisprachig: chinesisch, mandschurisch und mongolisch. Einige Stufen ersteigend, betritt man den umschlossenen Vorhof der Ahnenhalle. Von den drei Treppen, die zu ihrer Marmorestrade hinanleiten, ist die mittlere als schiefe Ebene gestaltet, für den Kaiser bestimmt und mit den Reliefs zweier um eine Kugel sich windender Drachen und zweier Phönixe geschmückt, den Symbolen des Kaisers und der Kaiserin. Auf der Estrade stehen zwei große Räuchervasen aus Bronze und je zwei als Räuchergefäße dienende Bronzefiguren von Reihern und Hirschen. Hier verrichtet der Kaiser seine Gebete, dem die Sitte ein weiteres Vordringen verbietet. Die Halle ist für gewöhnlich geschlossen. Auf acht Stühlen stehen in ihr

Ahnentafeln mit posthumen Kaisernamen. Ein neunter Stuhl in der Mitte ist bestimmt, nach dem Ableben des jetzigen Kaisers dessen Namenstafel zu tragen. Vor den Stühlen Opfertische, deren Vasen 1900 entführt wurden. Der ganze Innenraum wie das von Holzsäulen getragene Gebälk ist in blauen, roten und goldigen Tönen bemalt. Das rückwärts anschließende Gebäude dient als Depot zur Aufbewahrung von Draperien und allerlei Gerät. Hinter dem Depot leitet ein dreiteiliges, gelbglasiertes Tor in den nächsten Hof, der höher liegt als der vorige, und von dem man durch einen einteiligen Mamor-Pei-lo zu den Stufen eines freistehenden Altares gelangt. Auf diesem Altare sind Marmornachbildungen eines Leuchter- und Vasenpaares um diejenige eines Räuchergefäßes gruppiert. Man steht nun vor dem „Seelenturm". An seiner Stirnseite eine Aufschrift mit dem Namen des Grabes „Tai-ling", und in seinem Obergeschoße eine Tafel mit dem posthumen Namen des Kaisers. Unter seiner Torwölbung gabelt sich der Weg und führt schräg zur Kuppel der über fünf Meter hohen Grabrotunde empor, die in Nachahmung der alten Grabhügel mit Bäumen bepflanzt ist. Der Eingang zum Grabe ist durch eine dicht anliegende Geistermauer versperrt. Die Grabkammer soll außerdem durch einen höchst sinnreichen Fallblockverschluß gesichert sein, der sich im Augenblick seines Sinkens automatisch verriegelt, indem bis dahin in einem Lager zurückgehaltene Kugeln ins Rollen kommen und hinter dem Blocke in einer Rinne vorgleiten. — Während verwitwete Kaiserinnen eigene Mausoleen erhalten, werden jene Frauen, die dem Kaiser im Tode vorangingen, in seinem Grabmale beigesetzt. Außer den Särgen sollen sich in der Grab-

Hsi-ling, westliche Kaisergräber, freistehende Pforte vor dem Marmoraltar des Tailing (Seite 200)

Hsi-ling, westliche Kaisergräber. Ahnentempel des Muling. Links auf der Plattform eine Sonnenuhr (Seite 200)

kammer die Figuren der sechzehn vornehmsten Lo-han befinden, da erwartet wird, daß sich ihnen der Verstorbene in der Verwandlung eines Pu-sas (id est Bodhisattwas oder zukünftigen Buddhas) zugeselle. Den kaiserlichen Sarg bedecken gelbe, mit lamaistischen Gebeten bestickte Bahrtücher. Derartige Bahrtücher werden von den Kaisern gelegentlich anderen Personen zu deren Lebzeiten als besondere Gunstbezeigung geschenkt. Der Altar vor dem Sarge, behaupteten die uns begleitenden Chinesen, trüge die auf dem Marmoraltare nachgebildeten Gegenstände in kostbarster Ausführung. Die Gräber der Kaiser Tschia-tsching (1795—1820) und Tao-kuang (1821—1850) gleichen mehr oder minder jenem Yung-tschêngs. Die aus schlichtem Naturholze errichtete und von Säulen umgebene Ahnenhalle Tao-kuangs ähnelt japanischen Bauten. Der Tumulus dieses Kaisers besteht völlig aus Marmorblöcken, ist oben flach und niederer wie die übrigen.

Faßt man sein Urteil über die chinesische Architektur zusammen, so kann man sie kaum bewundern. Ihre Bedeutung liegt einzig in ihrer Symbolik; sie entbehrt eines harmonischen Aufbaues und genialen Schwunges. Besonders mangelhaft ist sie in konstruktiver Hinsicht. Der Holzunterbau mit den unvermittelt auf den Steinboden gesetzten Balken und Säulen wird lediglich durch den Druck des massigen Daches im Gleichgewichte gehalten. Verschiebt sich dieses, fällt das Ganze zusammen. Trotz alledem kann nicht geleugnet werden, daß sich viele hübsche Details an chinesischen Bauten finden und daß eine so ausgedehnte Anlage wie jene der Hsi-ling-Gräber der Großartigkeit nicht entbehrt. Ihr Gesamtbild ist koloristisch fein gestimmt und

von feierlichem Ernste. Ringsum ein Wald düsterer Föhren und im Hintergrund blau-schwarze Felsberge, die kahl und steil in zwei Ketten übereinander sich aufbauen und in ihrer wilden Zerklüftung im kleinen an die Dolomiten erinnern.

Neunzehntes Kapitel

Nach Wu-tai-schan

Von den Hsi-ling-Gräbern nahmen wir den Rückweg über Y-tschou nach Ting-sing, einem Hsien oder Vororte eines Bezirkes. Auch in diesem Städtchen wurden wir von den Behörden empfangen und zu dem Schulhause geleitet. Verfallene Pei-los und vermorschte Pfähle einstiger Flaggenständer beengten die schmutzigen Straßen, die wir am nächsten Morgen durchzogen, um wieder an die Bahn zu gelangen, welche wir bis zur Station Wang-tu benützten. In Pao-ting-fu hatten wir kurzen Aufenthalt und wurden von Abgesandten Yuan-schi-kais mit Erfrischungen bewirtet. Verschiedene Truppen standen am Bahnhofe, darunter Kavalleristen, die ich irrtümlicherweise für Japaner hielt, da sie wie diese uniformiert waren, ein Beweis für die Ähnlichkeit beider Rassen, die so groß ist, daß selbst Professor Baelz in Tokyo, der beste Kenner der ostasiatischen Völker, chinesische Kriegsschüler aus der Mitte ihrer japanischen Kameraden nicht herauszufinden vermochte.

Wir waren wieder in der Ebene, in der sich wiederholt Luftspiegelungen zeigten, die uns große Seen vortäuschten an Stellen, wo weit und breit kein Wasser vorhanden ist.

Die einzigen markanten Punkte in der Gegend bildeten zwei auf kleinen Kuppen gelegene Tempelchen bei unserer Endstation, in der wir die bereitstehenden Pferde bestiegen.

Tien-to, ein großes Dorf am Wege, besitzt einen Pagodenturm aus der Regierungszeit Tschien-lungs (1736 bis

1795). Älter sind die Ruinen eines angrenzenden Tempels. Ich sah in ihrem Schutte plump aus Eisen geschmiedete Figuren der sechzehn Lo-han, sowie eines Buddha, und in der rückwärtigen Halle Wandmalereien der Mingzeit. Außerdem gewahrte ich hier wie in unserem Nachtquartiere Tang-hsien, an Steinpfosten Reliefdarstellungen von Nagas, sagenhaften Gestalten mit Schlangenleibern. — In Tang-hsien, der einstigen Residenz Ya-os, des ersten chinesischen Kaisers, bewohnten wir das Unterkunftshaus für durchreisende Beamte. Der dortige Mandarin schritt mit würdevoll gespreizten Armen einher, in einen Pelzrock gekleidet, dessen lange Ärmel seine Finger verbargen. Er empfing uns mit schönen Phrasen und wollte mir eine Porzellanvase aufdrängen, die er für ein wertvolles Stück aus der Zeit Kaiser Kang-his (1661—1722) ausgab, die ich aber, da sie modern war, mit Dank zurückwies. Im Hofe seines Ya-mens sah ich einen jener Hängekangs, in denen der eingespannte Delinquent zum Zehenstande verdammt ist, sowie ein Holzkreuz, an das der zu Folternde derart gebunden wird, daß er auf ausgesucht spitzen Steinen zu knien hat. Im Garten waren vor einem 500jährigen Baume Räucherstäbchen in den Boden gesteckt, und eine Inschrifttafel besagte, „daß jedem, der hier bete, alle Wünsche erfüllt würden". — Die Stadt Tang ist äußerst heruntergekommen. Ihr Confuciustempel muß oft durch Brände zerstört und wieder aufgebaut worden sein, den vielen Tafeln nach zu schließen, die im Hofe verteilt sind und von Renovationen berichten. Der Tempel des Stadtgottes ist nahezu eine Ruine. Fresken veranschaulichen in der mittleren Halle einen Festzug, und plastische Darstellungen der sechzehn (buddhistischen)

Höllenstrafen füllen die länglichen Hallen zu beiden Seiten des Hofes. Leider sind die Tonfiguren sämtlich geborsten und in Stücke zersprungen. Das wichtigste Gebäude Tangs ist das massiv gemauerte, mit einem Turm versehene und zur Verteidigung eingerichtete Pfandhaus, das nichtsdestoweniger von den Boxern unter der Anführung eines verkommenen Literaten geplündert wurde. Die Pfandhäuser sind in China gleichzeitig Kreditanstalten, indem sie Vertrauenspfänder bis zum Zehnfachen ihres Wertes belehnen.

Tagsüber war in Tang kein einziges Weib zu sehen, und es stellte sich heraus, daß an hundert Frauen vor uns auf einen benachbarten Berg sich geflüchtet hatten, von dem sie erst in später Nachtstunde zurückkehrten, nachdem wir uns zur Ruhe gelegt. Das Mißtrauen der Bevölkerung war so groß, daß man uns durchaus einreden wollte, bei der Rückkehr einen anderen, angeblich kürzeren Weg zu wählen. Auch bei den Hsi-ling-Gräbern waren die Leute über unseren Aufenthalt nicht erbaut und sollen bei unserem Scheiden geäußert haben, daß sie froh wären, die fremden Teufel wieder fort zu wissen, während wir weiter drinnen im Lande und bei einer späteren Tour nach dem Norden freundliche Aufnahme fanden. Schon bei unserer Rückkunft war die Stimmung eine bessere, und in denselben Orten, wo vorher die Weiber geflohen waren, begafften sie uns nun durch die Türspalten. Offenbar war das allgemeine Mißtrauen teils durch die Erinnerung an die Truppendurchzüge anläßlich der Boxerwirren, teils durch die Furcht veranlaßt, die Kosten unseres Aufenthalts tragen zu müssen. Ist es doch gang und gäbe, daß chinesische Würdenträger bei

ihren Reisen nicht nur nichts bezahlen, sondern sogar von den Bürgern der Orte, durch die sie kommen, Geschenke fordern. Unsere chinesischen Diener, die diese Gepflogenheit kannten, suchten natürlich aus dem Glauben der Bevölkerung Nutzen zu ziehen, und obwohl wir zur Verhinderung solcher Erpressungsversuche durch den Dolmetscher der deutschen Gesandtschaft den Ortsbehörden mitteilen ließen, daß wir weder irgendwelche Forderungen stellen, noch solche unserer Diener dulden würden, hatten die Diener gleich im ersten Nachtquartiere Geschenke verlangt, worüber zwei Tage später eine Beschwerde erhoben wurde. Ich bin überzeugt, daß noch öfters derartige Versuche gemacht wurden, jedenfalls von den Leuten der zwei chinesischen Mandarine, die Yuan-schi-kai uns zugeteilt hatte. Beide waren früher bei der Gesandtschaft in Berlin gewesen. Herr Li-Te-schun, der die dortige Universität besucht hatte und mit einer Berlinerin verheiratet ist, beherrschte das Deutsche in vollendeter Weise. Er konnte uns viele wünschenswerte Aufschlüsse erteilen, wie er sich überhaupt denkbarst gefällig erwies. Vielleicht mag seinen späteren Beförderungsaussichten seine Heirat im Wege stehen. Bei dienstlicher Abwesenheit übergeben nämlich die chinesischen Beamten ihre Amtssiegel stets ihren Gattinnen; dies aber ist Herrn Li nicht gestattet, da seine Frau eine Ausländerin. Gegenwärtig in Tien-tsin als Dolmetscher verwendet, erstrebt er, in Peking im Wai-wu-pu, dem Auswärtigen Amte, unterzukommen. Unser zweiter Begleiter, Herr Mi-au, der wie Li den vierten Rangknopf besaß, wurde noch vor Ende unseres Rittes abberufen, um die Einrich-

tung des Palastes in Pao-ting-fu für den Aufenthalt des Kaisers vorzubereiten.

In Ling-schan, dem nächsten Nachtquartiere, sollten wir gleich eine Illustration zum Kapitel der üblichen Erpressungen erhalten, insoferne der Tschi-hsien Herrn Li 32 Ta-ël anbot, die dieser jedoch ablehnte. Daraufhin schüttete ihm der Tschi-hsien sein Herz aus und klagte, er erhielte weder den ihm gebührenden Jahresgehalt von 40 Ta-ël, noch die 600 Ta-ël Zulage, und sei obendrein genötigt, weit höhere Summen als die genannten dem Tschi-fu oder obersten Beamten des Kreises zum Geschenke zu machen. Dieser verlange außer an den drei offiziellen Festtagen am Jahrestage seiner Erzeugung beschenkt zu werden, und seit er vernommen hatte, daß die Europäer nicht diesen Tag, sondern jenen der Geburt zu feiern pflegen, habe er für sich auch Geburtstagsgeschenke beansprucht.

Der Gehalt der Beamten ist unzureichend. Er wurde seit den Zeiten der Ming-Dynastie nicht mehr geändert und beträgt im Höchstfalle 100 Ta-ël. Mehr erhalten nicht einmal die Minister. Einigermaßen ersetzen den Gehalt die Zulagen, aber auch sie sind ungenügend, und so sind denn die Beamten darauf angewiesen, sich durch Erpressungen Nebeneinnahmen zu schaffen. Das Erpressungssystem wird durch den Umstand gefördert, daß die Beamten immer nur kurze Zeit an ein und demselben Posten belassen werden. Ein Tschi-hsien bleibt selten länger als sechs Jahre in seinem Bezirke, und ein Tschi-fu wird meist schon nach drei Jahren nach einem anderen Fu oder Kreise versetzt.

Wie unser Einzug in Tang, vollzog sich auch der Abzug höchst pompös, und wir waren daran, vor Lachen zu ber-

sten, so oft die beiden Trompeter unserer Militäreskorte ihre etwa drei Meter langen Tuben an den Mund setzten und ihnen Töne entlockten, vor denen sicherlich die Mauern von Jericho gefallen wären.

Das Wetter war bis zum Mittag des 19. März unfreundlich und regnerisch. In unsere Lodenmäntel gehüllt, näherten wir uns den niederen Höhenzügen des Vorgebirges, indem wir über die Granitplatten auf den bis zu vier Meter tief eingeschnittenen Wegen behutsam hinwegritten. Vor wir das Tal des seichten Tang-(oder Ku-)ho erreichten, kamen wir an einem besonders prächtigen Gedenksteine vorbei, der, auf der üblichen Schildkröte basiert, vom Kaiser Kang-hi seinem verstorbenen Schwiegersohne, einem Generale, gesetzt war. Im Dorfe Tung-pa-hsien, jenseits des Flusses, bemerkten wir einen steinernen Pei-lo, der 1860 zum Andenken an eine tugendhafte Witwe errichtet wurde, die, „stark wie eine Tanne", jedwede Bewerbung abgewiesen hatte. Nur mit kaiserlicher Genehmigung dürfen Pei-los errichtet werden, deren Baukosten in der Regel der Staat übernimmt. Erst im vorigen Jahre erschien ein Dekret, welches der Schwester Yuan-schi-kais einen Pei-lo zubilligte in Anerkennung ihrer kindlichen Pietät, weil sie sich ein Stück Fleisch aus dem Arme hatte schneiden lassen, um es als Medizin für ihre hochbetagte Mutter zu verwenden. — Die Form der Pei-los verrät, daß sie dem Holzbau entstammen, und das Fehlen von Türflügeln beweist, daß sie lediglich Ehrenpforten. Ihre Vorläufer sind die Tore an den Zäunen des altindischen Stupas, auch Sanskrit-Torane genannt, von denen, wie ihr Name bekundet, auch die japanischen Toriïs sich ableiten lassen.

Die Gegend wurde nun ganz interessant, insoferne wir eine typische Lößlandschaft mit vielen scharfen Erdrissen und abgestuften Terrassen durchstreiften. Typisch für die Lößformation waren auch die auf den Äckern zahlreich herumliegenden sogenannten Lößkindeln, welche die Chinesen als Stein-Ingwer bezeichnen. Wir zogen weiter im Tale des Scha-ho oder Sandflusses, eines Nebenflusses des vorhin genannten Tang-ho, und sahen vor uns in der Ferne die beschneite Tschön-li-Gruppe. Sie besteht aus einzelnen mittelhohen Bergen mit vielen Einsattelungen. Die kahlen Uferhöhen des Scha-ho bieten nur dürftiges Weideland. Weiter oberhalb rücken glatte Kalksteinwände bis dicht an den Fluß heran und beengen den steinigen Pfad derart, daß man nur mit Vorsicht sich fortzubewegen vermag. Bei einer Biegung des Flusses gewannen wir sein westliches Ufer und erreichten einen kleinen Ort, vor dessen Buddhatempel eine improvisierte Schmiede in Betrieb stand. Die Schmiedegesellen waren Leute aus Schan-tung, die im Lande umherzogen, um Pflugscharen zu fertigen. Die Herstellungsart war äußerst primitiv. Das offene Feuer wurde durch einen großen Blasbalg angefacht, der sich in einem Holzkasten befand und von zwei Männern mittelst einer Stange komprimiert wurde. Das in einem Kessel geschmolzene Eisen wurde dann in die mit Graphit bestrichenen Holzformen gegossen, die man nach wenigen Minuten abnahm, worauf einige Hammerschläge das rohe Verfahren beendeten. In der Nähe des Tempels befand sich, dem Scha-ho zugewandt, ein kleiner Schrein des Flußgottes, dessen Bild, mit einer grünen Teufelsfratze auf dem Schoße, an die Innenwand gemalt war. Von hier aus erblickte man

eine Reihe zackiger Berge. — Als Kuriosum sei erwähnt, daß ich wiederholt an den Mauern einzelstehender Häuser weißgemalte Ringe beobachtete, die Fallen vorstellen sollten, um die Füchse und „gelben Wölfe“ zu schrecken und ferne zu halten. Unter den „gelben Wölfen“ sind die Viverrenhunde zu verstehen, die ihrer Raublust wegen ebenso wie die Füchse von den Chinesen als dämonische Wesen betrachtet werden. Wir rasteten in einem leidlich sauberen Orte, dessen Häuser aus Hausteinen bestanden und unter den Dächern aus Granit gefertigte Wasserspeier besaßen. Die nun folgende Wegstrecke brachte uns durch eine Landschaft, die mich durch ihre gelbbraune Färbung an ägyptische Wüstenszenerien erinnerte. Die Berge an der Nordseite des hier sich erweiternden Tales enden in abgeplatteten Spitzen, jene der Südseite hingegen bilden einen fortlaufenden schmalen Kamm. In dem weichen Löß der gegen den Fuß zu in Terrassen sich abstufenden Hänge sind künstliche Höhlen eingeschnitten, in denen sich zu Hang-yan-kan Töpferwerkstätten und Brennöfen befinden. Tonröhren und zylindrische Wassertonnen stehen vor ihnen zu Hunderten geschichtet. Die Fabrikationsweise ist so ziemlich dieselbe wie anderswo. Mittels eines Hebels wird eine Drehscheibe in Rotation gesetzt, deren Bewegung eine Riementransmission auf die eigentliche Töpferscheibe überträgt, an welcher der Töpfer durch Kneten der Tonmasse die Form gibt.

Im benachbarten Städtchen Ling-schan wurden wir in der üblichen Weise von dem Mandarin und den Ältesten der Kaufmannschaft bewirtet. Auch hier waren sämtliche Frauen entflohen und kehrten erst zurück, als bekannt wurde, daß wir keine gefährlichen Barbaren seien und einige

von uns sogar Chinesisch verstünden. Sobald man den Leuten die chinesische Begrüßungsformel zurief und vielleicht noch beifügte, „habt keine Angst“, nahmen sie gleich freundliche Mienen an, lachten und wurden völlig vertraut.

Das Stadttor von Ling-schan besitzt Durchgänge nach allen vier Richtungen und ist von einem zweigeschossigen Turme bekrönt. Am unteren Stockwerke sieht man die Figuren der Gnadengöttin Kwan-yin und des Stadtgottes, am oberen jene des Literaturgottes Kweh-sing, der ein Sternbild verkörpert (einen Teil der Andromeda und der Fische) und dessen Gestaltung entsprechend in tanzender Stellung dargestellt ist mit einem hochgeworfenen Beine. Das Giebeldach des Turmes zieren als Akroterien Teufelsfratzen und Drachenpaare mit verschlungenen Schweifen.

Da ich vernahm, daß in der Nähe Kohlenminen seien, besuchte ich eine, die seit kurzem im Talgrunde in Betrieb gesetzt war. Nach einer Schicht grauen Sandsteines und einer solchen sandhaltiger Kohle findet sich in einer Tiefe von hundertfünfzig Metern eine schwefelfreie Braunkohle von muscheligem Bruche. Der hinuntergetriebene Schacht hat alle fünfzig Meter einen Absatz mit eigenem Förderwerk, so daß im ganzen dreimal umgeladen werden muß. Die Förderung wie das Einfahren erfolgt in offenen Weidenkörben, die durch eine Winde auf und nieder gezogen werden, welche so unpraktisch konstruiert ist, daß bei ihrer Bedienung sich die Leute bis zum Boden bücken müssen. Der Gebrauch von Grubenholz zur Verbauung der Schächte und Stollen ist unbekannt, und es wird bei offenem Lichte im Liegen gehauen. Als Grubenlampe dient ein halber Flaschenkürbis mit einem Öldochte. Daß bei einem derartigen

Betriebe Unglücksfälle nicht ausbleiben, ist nicht zu verwundern, und ich hörte, daß in einem anderen Bergwerk unlängst zweihundert Arbeiter verschüttet wurden. Die Bergleute der besuchten Mine, dreihundert an der Zahl, fahren zweimal des Tages ein, und zwar auf je drei Stunden. Ihr Verdienst beträgt hundert bis dreihundert Cäsch, und derjenige der zu den leichteren Arbeiten verwendeten Kinder, die schon vom zehnten Jahre an zugezogen werden, ist noch wesentlich geringer.

Das Pfund Kohle kostet in loco zwei Cäsch. Da der Abtransport auf Tragtieren erfolgt und der Weg zur nächsten Bahnstation zwei Tagmärsche beansprucht, halte ich die Klagen des Eigentümers über Irrentabilität des Unternehmens nicht für unbegründet, um so mehr, als in einen der Schächte Wasser eingedrungen war, das man vergeblich durch in die Tiefe gelassene Säcke auszuschöpfen sich mühte. Alle in den Minen beschäftigten Leute treiben nebenher auch Feldbau, was ich daraus entnehmen konnte, daß ich weit und breit in der Umgegend Bauern mit geschwärzten Gesichtern sah.

Am Morgen des 21. März herrschte bei prächtig klarem Himmel eine empfindliche Kälte. Quer über tiefe Einrisse mit einzeln aufragenden Lößnadeln führte der Weg zum Scha-ho-Tale, das hier etwa zwei Kilometer breit ist. Die steilen Felshänge bestehen aus Granit und weiter aufwärts aus Gneis mit eingestreutem Feldspat und Quarz. Bei einem von Norden kommenden Zuflusse erweitert sich das Tal, ebenso bei einem zweiten. Jedesmal lagert sich an diesen Stellen als Talschluß ein breiter Hügel vor, über dem höhere Berge von zerrissenen Formen im Hintergrunde er-

scheinen. An einem Knie des Scha-ho, zwischen dem ersten und zweiten Zufluß, sind in den Felsen buddhistische Reliefs gemeißelt. Auch wird dort eine Kammer gezeigt, von der aus Kaiser Tschien-lung zu angeln pflegte. Tschien-lung, ein Zeitgenosse Friedrichs des Großen, ist wie dieser im Volksmund durch viele Anekdoten verewigt; war er doch der letzte Kaiser, der sein Land bereiste und mit seinen Untertanen verkehrte.

Reiter mit roten Fahnen empfingen uns vor Wang-wei-tschöng, und im Orte selbst die dortigen Beamten, die uns Speisen anboten, welche der stellvertretende Mandarin von Fou-ping etwa dreißig Kilometer weit entgegengeschickt hatte. Auf dem Wege nach Fou-ping gewahrten wir Reiher, schwarze Störche und Milane, die den Fischen nachstellten. Mehrfach hatten wir das Wasser zu durchqueren, das heißt, wer sich nicht den Brücken anvertrauen wollte, deren Gestänge nur mit Kau-liang-Stroh und darauf geschüttetem Sande belegt war. Nirgends schien die Besiedelung eine starke zu sein, und nur ab und zu sah man Spuren von Bebauung auf den steilen und steinigen Hängen. Die Menschen, denen wir begegneten, unterschieden sich durch ihren höheren Wuchs von den Bewohnern des Vorlandes. Bemerkenswert war, daß, seit wir in eine kalkarme Gegend kamen, wir keine Leute mit Kröpfen mehr sahen.

Alles Land im Umkreise gehört den Klöstern von Wu-tai-schan. In verschmutzte, gelbe Röcke gekleidete Lamas, rundköpfige Mongolen mit kreisrunden, fleischroten Gesichtern und winzigen Schlitzaugen trafen wir in der Nähe eines großen Gebäudes, das ihrem Metropoliten, dem Dalama von Wu-tai-schan, auf seinen Reisen zur Unterkunft

dient. Wir sahen ihn später, als er vom Empfange beim Kaiser in Pe-king in seiner Maultiersänfte zurückkehrte. — Neben dem Gebäude war eine Bühne aufgeschlagen, auf der eine wandernde Komödiantentruppe ihre Vorstellung gab. Das Publikum saß auf umgelegten Bäumen und machte uns bereitwilligst Platz, als der Schmierendirektor uns in die vorderste Reihe führte. Dieser Mann mit seinem verbindlichen Lächeln und gnädig herablassenden Wesen war das Urbild des vagierenden Schauspielers. In einem Monologe schwor der Sohn eines wegen einer Niederlage geächteten Feldherrn an dem Urheber allen Übels, einem intriganten Minister, Rache zu üben. Dem Monologe folgte ein Wechselgesang mit der üblichen Lärmmusik. Da uns das Stück, das eine Episode aus der Mingzeit behandelte, lediglich wegen der historischen Kostüme der Schauspieler interessierte, wurde es auf unser Verlangen hin unterbrochen und durch ein lustiges Singspiel ersetzt, welches man füglich Räuber und Gendarmen hätte betiteln können und bei dem die Darsteller allerlei akrobatische Späße vollführten. Da es schon spät am Nachmittag war, konnten wir das Ende der Vorführung nicht abwarten. Wir nächtigten in Fou-ping in einem Hause mit vielen Höfen und gewahrten an die Wände geschriebene Namen deutscher Soldaten.

Am folgenden Tage sahen wir dicht außerhalb Foupings die hohen Lehmwälle eines verlassenen Militärlagers, hatten nach fünf Kilometern abermals den Scha-ho zu überschreiten, verließen dann das Tal und stiegen in einer Terrainfalte zum An-tsu-Passe empor. Seine Hänge bedeckt lehmiger Löß, und nur an der engsten Stelle treten Felsen zutage. Hier hatten die Chinesen auf den Vortrupp der deut-

schen Pionierkompagnie gelauert, welche entsandt war, die Wege für einen allenfallsigen Vormarsch nach Schan-si zu bessern, der 1901 Ende Februar geplant wurde, um auf den nach Si-an-fu geflüchteten Hof einen Druck auszuüben und den Abschluß der Friedensverhandlungen zu beschleunigen. Die Überraschung der Pioniere war um so größer, als gleich die erste entgegenschlagende Kanonenkugel einen Mann des Kopfes beraubte. Die übrigen Leute liefen daraufhin in Deckung und warteten dort, bis der Rest der Kompagnie den Paß durch eine Umgehung vom Feinde säuberte, der nur mit einem frontalen Vorgehen der Deutschen gerechnet hatte. Wir sahen noch die Steinpyramiden, welche von den Chinesen aufgeschichtet waren, um sie auf ihre Gegner hinabrollen zu lassen, und entdeckten weiter oben einige umherliegende Geschützrohre sowie einen im Boden eingegrabenen und aus schmiedeisernen Ringen gefügten Böller, dessen Mündung aus dem reichlich gefallenen Schnee senkrecht emporstand. Von der Paßhöhe erstreckt sich die Aussicht über die Lößhügel auf einen langen Rücken, dessen durch vier Türme der großen Mauer befestigter Sattel die Stelle des Tschang-tschönn-Passes bezeichnet, hinter dem höhere Berge mit vielen Spitzen und Zinken in Erscheinung treten. Im jenseitigen Tal nahmen wir in Li-yan („Kastaniengarten") einen Imbiß.

Die Gesteinsarten der von uns durchzogenen Gegend sind vornehmlich Gneis und Diorit; auch fanden wir Serpentin, Rosengranit und Quarz. Besonders schön ist der Hua-lu-schan, der „Berg der betauten Blumen", an dem wir mehrere Stunden entlang ritten. Er steigt vielleicht siebenhundert Meter über dem Talgrunde empor und endet

in einer Menge felsiger Grate und Zinnen von beträchtlicher Höhe. Die südlich gegenüberliegenden Berge haben dieselbe braungelbe Farbe und die gleichen lichtgelben Streifen in ihrem Gewände wie der Hua-lu-schan; ihre Gipfel aber sind weniger markant und teilweise abgeplattet. Die ganze Gegend ist menschenleer. Das erste Gebäude, das wir antrafen, war ein an den Felsen gelehntes Tempelchen an der schmalsten Stelle des Flußbettes. Vor Lung-tsien-kwang öffnet sich das Tal, das sich hier gabelt. In der Felswand zur Rechten gewahrt man einen kleinen Tempel und auf einem Hügel vor dem Städtchen inmitten von Fichten und Föhren ein Klösterchen, welches von vier buddhistischen Mönchen bewohnt ist. In Lung-tsien-kwan nächtigten wir in dem bescheidenen Wirtshaus. — Das Yamen des dortigen Militärmandarins, das schönste Gebäude weit und breit, welches seinerzeit den Kaisern bei ihren Pilgerfahrten nach Wu-tai-schan zur Unterkunft diente, war gelegentlich der letzten Wirren von durchziehenden Truppen zerstört worden, die dort Pulvervorräte gefunden hatten. Es liegt außerhalb der Stadt und ist nebst dem zugehörigen Tempel von einem Mauerzuge umschlossen. Die Malereien an den Außenmauern stellen Musikbanden mit kriegerischen Lärminstrumenten sowie allerhand Schreckwaffen dar; beruhte doch die chinesische Kriegskunst auf dem Gedanken, daß es zum Siege genüge, den Feind in Angst zu versetzen, ein Gedanke, der seinerzeit in der neapolitanischen Armee im Kommando-Worte „faccia feroce“, „ein grimmiges Gesicht“, zum Ausdruck gelangte. Demgemäß war noch 1900 eine bestimmte Bannertruppe in nachgeahmte Tigerfelle gekleidet. Merkwürdiger sind die Wandmalereien in einem

kleinen Nebenraume des Ya-men: phantastische Dämonengestalten und drollige Seeungeheuer.

Am Morgen des 23. März begannen wir bei empfindlicher Kälte und heftigem Schneegestöber den Aufstieg zum Tschang-tschönn-Passe, den wir gegen Mittag erreichten. Knietief im Schnee watend, kamen wir wiederholt zu Fall, und auch die am Zügel nachgeführten Pferde stürzten des öfteren, denn das Pflaster der steil bergan führenden Straße ist in entsetzlichem Zustande. Vor alters muß diese Straße nach Schan-si weit größere Bedeutung gehabt haben als jetzt, denn wenn auch vielleicht die reichsten chinesischen Bankiers in Schan-si leben, ist der Verkehr zwischen dieser Provinz und Tschi-li doch nur gering. Daß wenige Tage nach der Erstürmung des Passes durch ein bayerisches Bataillon eine Feldbatterie hier heraufzukommen vermochte, ist kaum zu begreifen, aber auch die Leistung der Infanterie verdient vollste Anerkennung, wenn auch nur wenige Felspartien in dem abschüssigen Gelände ernstliche Schwierigkeiten bereiteten. Wie am An-tsu-Paß hatten die Chinesen lediglich den Paß selbst und den Hohlweg besetzt, über dem sie Steinlawinen bereit hielten, und ihr Widerstand endete auch hier, als ihre durch viele Flaggen markierte Stellung in der Flanke gefaßt wurde, wobei die sechzehn Mann starke Patrouille des Leutnant Giehrl zwei Geschütze im Feuer erbeutete.

Trotz des herrschenden Nebels gewahrten wir zur Linken auf dem Bergkamme einen kleinen Föhrenwald, den ersten richtigen Wald, den wir in China gesehen. Bald darauf standen wir vor dem verfallenen Tore der inneren großen Mauer oder vielmehr eines südlichen Ansatzes der-

selben, der sich unter 39⅓ Grad nördlicher Breite abzweigt und sich im allgemeinen längs des 114. Längengrades bis südlich des 37. Grades nördlicher Breite erstreckt. Dieser Mauerzug ist nach unseren Beobachtungen nicht fortlaufend gebaut, sondern scheint sich wenigstens im Gebirge aus lauter einzelnen Paß- und Talsperren zusammenzusetzen. Am Tschang-tschönn-Paß endet die Mauer, durch je zwei Türme verstärkt, auf den höchsten Bergkämmen beiderseits des Tores. Sicher war sie hier niemals höher wie acht bis zehn Meter bei einer oberen Breite von etwa vier Metern. Unbegreiflicherweise ist sie aus Ziegeln errichtet, wo doch Steine genug zur Nähe waren.

So steil der Aufstieg war, so sanft gestaltete sich der Abstieg. Gleich jenseits des Tores trafen wir viele Felder, und in Bälde erreichten wir den Begräbnisplatz der Lamas von Tai-lu-szö. Zwei bis zu zwölf Meter hohe stupaartige Backsteintürme mit Inschriften auf den Wandflächen und fünf kleinere Stupas mit stark geschnürtem Sockel sind seine hervorragendsten Monumente. Unweit hievon liegt, etwas tiefer am Hange, ein kleines, von Bäumen umringtes Kloster. Das nahe Tai-lu-szö kennzeichnen drei parallele Steinbrücken, die über einen künstlichen Graben zu dem hölzernen Eingangs-Pei-lo leiten, als kaiserliches Kloster. Die Vorhalle des Tempels enthält in der Mitte einen dickbäuchigen Mile-fo und an den Schmalseiten die vier Himmelskönige. Außerdem befinden sich in ihr zwei ausgestopfte, angeblich von Kaiser Tschien-lung erlegte Tiger, die auf ihren Häuptern Metallhelme tragen. Man schreitet nun durch einen Hof zur dreitürigen Gebetshalle. Eine Menge Seiden- und Brokatstreifen, lauter Votivgeschenke

und zum Teil mit Gebetsformeln bedruckt, sowie Rollbilder mit den Darstellungen der verschiedenen Gottheiten hängen gleich Fahnen von der Decke hernieder, so daß das Licht nur spärlich in das Innere dringt. Über den mit Matten belegten Boden sind einige jener wolligen, blauen und gelben Teppiche gebreitet, die in Innerchina und Tibet gefertigt werden. Auf den niederen Bänken der Mönche liegen Bücher und Gebetsrequisiten, auf einer etwas höheren Bank vor dem Altare stehen Messinggefäße und fünffarbige Prunkvasen der Ming-Epoche, auf dem Altare aber, der fast die ganze Rückwand einnimmt, eine Anzahl sitzender Amitabha- und Buddhafiguren aus vergoldeter Bronze, Räucherbecken und vergoldete Reliquienbehälter. Über dem Altare befinden sich, den drei Türen gegenüber, die mächtigen Figuren dreier Buddhas, in der Mitte jene Gautamas zwischen den bemalten Holzstatuen seiner beiden Lieblingsschüler. An den Seitenwänden endlich stehen je fünf weibliche Götterfiguren. Wie bei allen chinesischen Tempeln, führt ein Gang um den Altar, dessen Rückwand mit einer über und über beschriebenen schwarzen Leinwand bespannt ist, auf die in weißen Linien die einzelnen Himmelskreise der verschiedenen Buddhas gezogen sind. Die rückwärtige Halle ähnelt der vorderen, von der sie durch einen Hof geschieden ist. Sie enthält eine Menge speziell lamaistischer Götterbilder.

Seitlich der Höfe ziehen sich die Klostergebäude entlang, in deren Mittelbau hinter der zweiten Halle der Abt residiert. Dieser, ein stattlicher Mann, war in ein prachtvolles gelbes Brokatgewand mit eingewobenem Drachenmuster gehüllt und trug eine mit Pelz verbrämte Dogen-

kappe vom gleichen Stoffe, sowie vom Halse niederhängend eine Kette erlesener Jadperlen. Er lud uns auf das höflichste ein, bei ihm abzusteigen, und mit Vergnügen wärmten wir uns in dem behaglich eingerichteten und mit Teppichen belegten Gemache, dessen Rückwand ein mit Genreszenen bemalter Wandschirm bedeckte. Auch das Nebenzimmer war recht gemütlich ausgestattet und enthielt hinter einem Vorhange den Hausaltar des Abtes. Dieser war sehr gesprächig, und nachdem er als „captatio benevolentiae“ uns versichert hatte, daß alle Religionen gleichberechtigt seien und es nur auf das gute Handeln der Menschen ankäme, rückte er mit seinem Hintergedanken heraus. Wir sollten ihm nämlich in Pe-king dazu verhelfen, daß er von seinem kirchlichen Oberhirten, dem Da-lama von Wu-tai-schan, unabhängig gemacht und ihm gleichgestellt würde. Er sei viel älter als der Da-lama, der, habgierig wie alle Tibetaner, doch nur darauf sänne, später in seine Heimat zurückzukehren und dort von den in China gemachten Ersparnissen zu leben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß die Dalamas in der Regel alle sechs Jahre wechseln und daß sie stets vom Kaiser ernannt werden. Später vernahm ich dann noch, daß in Wu-tai-schan aus politischen Gründen niemals ein Chinese, sondern stets ein Tibetaner, Mongole oder Mandschu zum Da-lama genommen würde, und daß die kaiserliche Familie sich zum Lamaismus bekenne.

Der Ritt von Tai-lu-szö nach Wu-tai-schan war langweilig und beschwerlich, denn die Wege spotteten aller Beschreibung. In dem Tale, in welches wir nun in nördlicher Richtung einbogen, sahen wir zum ersten Male Rinder, kleine, braune Tiere von der Art unseres Kelheimer

Schlages. Häuser und Ortschaften trafen wir nur wenige. Je weiter wir vordrangen, desto öder wurde das Land, desto grauenhafter die Vermurung, die alles dergleichen, was mir aus Südeuropa bekannt ist, weit übertrifft. Vor einem jeden der Seitentäler hatte sich ein großer Schuttkegel gehäuft, und im Haupttale lag Block auf Block geschichtet. Man mußte wirklich den Bienenfleiß bewundern, mit dem mitten im Gerölle einzelne Dämme um kleine Felder gelegt waren, welche die nächste Überflutung mit Vernichtung bedrohte. Wiederholte Katastrophen, die sich an den Resten zerstörter Häuser feststellen ließen, hatten offenbar die Leute gezwungen, sich auf die Höhen zurückzuziehen, an denen man ganz oben an abschüssigen Stellen mühevoll angelegte Äcker gewahrte. Leider waren die Gipfel der schroff ansteigenden Berge im Nebel verhüllt, und sie blieben es auch in den nächstfolgenden Tagen. Das Haupttal verlassend, betraten wir jenes von Wu-tai-schan, dessen Eingang von enge herantretenden Felswänden begrenzt ist. Mongolische wie tibetanische Inschriften sind hier verschiedentlich in das harte Gestein geritzt, und des öfteren bemerkten wir flache und mit außerordentlich frischen Farben übermalte Reliefs buddhistischer und lamaistischer Gottheiten. Kloster reiht sich nun an Kloster, jedes ummauert und mehrere Tempelgebäude enthaltend. Einzelne Klöster liegen auf den Vorsprüngen der Berge hoch über dem Tale, und noch höher liegen verschiedene Grabtürme und Stupas. Für die Begräbnisstätte der Dalamas möchte ich ein Kloster erachten, welches sich in einer bewaldeten Mulde zur Linken hinaufzieht und mehrere Stupas aus weißem Marmor besitzt. Zu meinem Bedauern

hatten wir nicht Zeit, es zu besuchen; nur der Botaniker unserer Expedition verirrte sich am folgenden Tage dahin auf einer Entdeckungsreise, von der er eine bis dahin unbekannte Lärchenart als Beute mit heimbrachte. Als er, das Bäumchen über der Schulter, mit vereistem Barte in Kapuze und Lodenmantel das Zimmer betrat und sich den Schnee von den Füßen stampfte, die in unförmlichen Filzstiefeln begraben waren, glich er völlig dem Weihnachtsmanne. Wir reichten ihm ein Glas Glühwein, und fröhlich stimmte er in das Gelächter ein, das seine seltsame Erscheinung ausgelöst hatte.

Etwas, was ich noch nicht gesehen, war eine von einem Bache getriebene Gebetsmühle, jedenfalls eine sinnreiche Erfindung, um auf bequeme Weise seine religiösen Pflichten zu erledigen. Vor einem langgedehnten Orte empfing uns der Tschi-hsien, der den weiten Weg von seinem Amtssitze Wu-tai-hsien zu unserer Bewillkommnung zurückgelegt hatte. Außerdem wartete dort eine Eskorte von sechs Fußsoldaten, die, auf ein Knie niedergelassen, uns mit lautem Zuruf begrüßten und uns zu beiden Seiten begleiteten. Die Bewaffnung dieser Leute war höchst spaßig; zwei trugen große, rote Fahnen, die übrigen Schwertlanzen und dreizackige Harpunen. Am Eingange des Ortes stand ein Musikkorps von acht Ho-schang-Mönchen, das sich alsbald an die Spitze setzte und während unseres Durchzuges durch die Straßen einige Märsche spielte, die einzige wirklich melodische Musik, die ich in China vernommen. Das seltsamste und dem Klange nach schönste Instrument war das Sang, eine Miniaturorgel, deren Pfeifen an einem kreisförmigen Metallringe befestigt sind, aus welchem ein kurzes

Mundstück hervorsieht. Dieses Instrument wird nicht geblasen, vielmehr saugt der Musiker die Luft durch die Orgelpfeifen in seine Brust, eine Tätigkeit, welche die Lungen ungemein anstrengen und schädigen soll. Ein eigentümlicher Schellenbaum, aus mehreren in einem Rahmen vereinigten Becken bestehend, Flöten, Oboen und Tschinellen vervollständigten das Orchester, das am jenseitigen Ortsausgange durch ein anderes abgelöst wurde. Ich war froh, daß wir heiler Haut dort anlangten, denn nicht bloß wurden in unserer unmittelbaren Nähe Böllerschüsse losgelassen, sondern auch Schwärmer abgebrannt, so daß unsere Pferde fortgesetzt scheuten und wir jeden Augenblick in Gefahr waren, auf dem elenden Pflaster hinzuschlagen. Die neue Musikbande war urkomisch; sie setzte sich aus Bauern zusammen, die in ihren Pelzmützen und zerlumpten Anzügen, aus denen an allen Ecken und Enden die dichte Wattierung hervorguckte, des Pinsels eines Breughel würdig gewesen wären. Die Musik war dem Anzuge entsprechend. Zum gellenden Tone der uns von Tang her bekannten Jerichotrompeten gesellte sich das jämmerliche Gekratze einsaitiger Geigen.

Das Tal erweiterte sich, und hinter einem Vorsprunge zeigte sich allmählich die Tempelstadt Wu-tai-schan, die auf mehreren Hügeln erbaut ist und deren zunächst gelegene und höchste Stupa in der Ferne wie ein Hochofen sich ausnimmt. Es dämmerte bereits, als wir an dem Marmorgeländer des Aufganges anlangten, der in Gestalt einer schiefen Ebene zur Pagode hinanführt. Vor Frost zitternd, mußten wir mehrere Stunden in den kalten Klosterräumen verbringen, bis in später Nacht unser Gepäck eintraf, das

die vom Mandarine bestellten Führer aus Nachlässigkeit einen falschen Weg geleitet hatten. Der Humor bei der vormitternächtigen Mahlzeit war nicht allseits der beste; ich freilich war an solche Zwischenfälle von früheren Reisen her schon gewöhnt und lachte nur über die mir wohlbekannte orientalische Indolenz. Wer am wenigsten lachte, waren, glaube ich, die beiden Führer; wenigstens fand ich sie am nächsten Morgen auf den verschneiten Stufen vor dem Tore liegen, in das Halsbrett, den Kang, geschlossen, eine Strafe, die der erzürnte Tschi-hsien über sie verhängt hatte und von der sie auf meine Fürbitte wieder erlöst wurden. Aber zuvor hatte sich noch ein anderes Intermezzo abgespielt. Während ich mich ankleidete, hörte ich plötzlich im Nebenzimmer einen schweren Fall. Ich schlage den Vorhang zurück und sehe einen der Diener ohnmächtig am Boden liegen. Es gelingt mir, von meinem Boy zu erfahren, daß sämtliche Diener an Kopfweh litten, und ich schließe auf Kohlengasvergiftung. Durch künstliche Atmung und anderes bringe ich den Verunglückten wieder zum Bewußtsein. Kaum daß ich fertig, kommt mein Vetter und beklagt sich, obwohl er das Feuer um 10 Uhr nachts aus seinem Zimmer entfernen ließ, über Brechreiz und Übelkeit. Ich rate ihm, im Freien Luft zu schöpfen, und da bricht auch er zusammen, und zwar vier- oder fünfmal aufs neue. Mit vereinigten Kräften arbeiteten wir nun an ihm, bis er sich wieder erholte. Wir alle aber ließen uns das Geschehene zur Warnung dienen und zogen es von nun an vor, lieber bei minus sechs bis sieben Grad Celsius in die Pelze gewickelt zu schlafen, als nochmals die gefährlichen Kohlenbecken zu gebrauchen. Der Vorfall verbreitete sich sofort,

und da bekannt wurde, daß ich Heilmittel bei mir führe, wollten verschiedene Chinesen, unter anderem mit Knochenfraß und ähnlichen Leiden Behaftete, von mir kuriert werden.

Außer uns und unseren Leuten bewohnten augenblicklich einzelne chinesische Pilger das Kloster von Ta-yüan-szö, während viele mongolische Wallfahrer in den benachbarten Lamaserien untergekommen waren. Man konnte die mongolischen Frauen kaum von den Männern unterscheiden, da die Männer nur spärlichen Bartwuchs haben und die Wintertracht beider Geschlechter gleichmäßig aus einer Pelzkappe mit Ohrenklappen, einem langen, dickgesteppten Rocke und ungegerbten Lederstiefeln besteht. Die zottigen Reitkamele dieser Nomaden lagen an ihren Nasenpflöcken zusammengekoppelt und von großen Wolfshunden bewacht im Schnee der Höfe, durch Decken nur dürftig vor der Kälte geschützt.

Am dritten Tage unserer Anwesenheit traf eine Abordnung des Gouverneurs von Schan-si ein, um uns in seinem Auftrage zu begrüßen, da wir uns in seinem Gebiete befanden. Eines ihrer Mitglieder, ein Militärmandarin, welcher eine Kriegsschule besucht hatte, beherrschte das Deutsche, hatte aber so schlechte Manieren, daß wir uns nicht weiter mit ihm beschäftigten, um so mehr, als die Abordnung, wie wir erfuhren, schon viel früher hätte eintreffen können und sollen. Am gleichen Tag gab es einen ärgerlichen Zwischenfall, indem es sich herausstellte, daß die Mönche unsere Lebensmittelvorräte geplündert und namentlich fast alle Getränke gestohlen hatten. Zweifellos war es ihnen weniger um den Inhalt zu tun als um die

Flaschen und Konservenbüchsen, die in dieser entlegenen Gegend sehr begehrt sind. So schieden wir denn am Morgen des 25. April mit erleichtertem Gepäcke, was wenigstens den Vorteil hatte, daß wir die vielen eingekauften Gegenstände besser transportieren konnten. Gerne wären wir noch länger verweilt, denn um Wu-tai-schan und alle seine Merkwürdigkeiten kennen zu lernen, hätte man mindestens fünf voller Tage bedurft, aber die Zeit drängte wegen der beim Kaiser in Pe-king anberaumten Audienz.

Zwanzigstes Kapitel

Einiges über den tibetanischen und ostasiatischen Buddhismus, seine Mythologie und seine rituellen Geräte

Bevor ich die einzelnen Tempel von Wu-tai-schan zu schildern beginne, sehe ich mich gezwungen, zur Erläuterung einige Worte über den Buddhismus vorauszusenden. Bekanntlich entstand er in Indien, in eben dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert, in welchem Lao-tse und Cung-fu-tse in China ihre Lehren begründeten.

Als Gründer des Buddhismus gilt — ob zu Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — Gautama Schakyamuni, der den Beinamen eines Buddha oder Erleuchteten erhielt.

Etwa um das Jahr 100 vor Christus erfolgte eine Spaltung der buddhistischen Doktrin in jene des Hina-yana und des Maha-yana, des „kleinen" und „großen Fahrzeugs". Die neue Richtung des Maha-yana verbreitete sich bis nach Java und entfaltete im ersten nachchristlichen Jahrhundert unter der Han-Dynastie eine erfolgreiche Propaganda in China, von wo sie über Korea bis nach Japan ihren Siegeslauf fortsetzte. In Ceylon, Birma und Siam erhielt sich die Doktrin des Hina-yana, in Indien hingegen wie in Java unterlag der Buddhismus allmählich den Verfolgungen der wiedererstarkten Brahmanen.

Die Theorie des Hina-yana war zeitlos. Sie kannte weder einen Anfang noch ein Ende der Dinge, sondern nur einen ständigen Wechsel der Erscheinungsform. Im Schicksal

jedes einzelnen sah sie die Folgen von dessen Verhalten in seinen letzten Vorexistenzen, dabei aber verfiel sie dem Widerspruch, als Befreiung von der Kette stets sich erneuernder Mühsal das Nirwana hinzustellen, das Ausscheiden aus dem Kreislaufe der Geschehnisse durch Aufgehen der Einzelseele in der Weltseele, welches auf meditativem Wege durch die Befreiung von den Gesetzen des eigenen Ichs und der sinnlichen Wahrnehmung erreicht werden konnte. Diesen höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu erklimmen, sei alle 5000 Jahre nur einem einzigen beschieden, einem Erleuchteten oder Buddha, wohl aber sei es den Mitgliedern der Mönchsgemeinde möglich, durch Meditation und strenge Askese hohe Vollkommenheit zu erlangen und zu einem Arhat oder Würdigen zu werden.

Zur Lehre des Hina-yana setzte sich das Maha-yana dadurch in Gegensatz, daß es das ewige Walten einer Gottheit ausdrücklich anerkannte und das Vorhandensein transzendentaler himmlischer Buddhas annahm, der Dhyani-Buddhas, die als göttliche Abstraktionen oder Reflexe der menschgewordenen oder Manuschi-Buddhas betrachtet werden. Als Emanationen oder geistige Söhne der Dhyani-Buddhas gelten die Bodhisattwas oder Weisheitswesen, die sich voll Mitgefühls der leidenden Menschheit erbarmen und sich nur einmal in menschlicher Form zu inkarnieren haben, bevor sie als Manuschi-Buddhas ihre Lehrtätigkeit beginnen und als solche in das Nirwana eingehen.

Die vom 14. indischen Patriarchen Nagardschuna aufgestellte Amitabha-Theorie erweiterte die Möglichkeit einer Erlösung, indem sie den Tugendhaften die Befreiung von einer dauernden Seelenwanderung durch die Aufnahme in

das westliche Paradies Sukhawati verhieß, das „glückliche Land“ Amitabhas, des Dhyani-Buddhas Gautama Schakyamunis, worin sie bis zu ihrer letzten Menschwerdung verbleiben könnten, um dann als Pratyeka-Buddhas dorthin zurückzukehren. Spätere Theologen, besonders in China und Japan, entwickelten aus dieser Doktrin einen völligen Amitabhakult mit monotheistischen Tendenzen und gaben sogar zu, daß es möglich sei, statt auf dem mühevollen Wege des Durchganges durch unzählige Wiedergeburten und durch asketisches Leben zum Nirwana zu gelangen, fröhliche Paradiesesseligkeit auf dem einfacheren Wege des Glaubens und der Reue zu erreichen. — Die Gleichen behaupten auch, daß es sich weniger darum handle, der Welt zu entsagen, als vielmehr den Mitmenschen den Weg zur Tugend zu weisen.

Während im Osten die Doktrin sich fortschrittlich entwickelte, griff sie in Indien frühzeitig auf die altindische Yoga-Lehre zurück, indem sie zur Förderung der inneren Vervollkommnung das Verharren in bestimmten Körperstellungen empfahl und die Anwendung von Mantras oder Gebetsformeln, welche die Gewinnung übernatürlicher Kräfte ermöglichen sollten.

Weiter auf abgleitender Bahn bewegte sie sich durch Annäherung an die in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts entstandene schiwaitische Tantra-Lehre, so benannt nach den Tantras oder Beschwörungen, die in ihr eine große Rolle spielen. Es wurden nun eine Menge Götter aus dem schiwaitischen Pantheon und jenem anderer Völker übernommen und als frühere Inkarnationen einzelner Buddhas und Bodhisattwas gedeutet. Außerdem wurden nach

schiwaitischem Vorbilde Gottheitspaare geschaffen, indem man den männlichen Gottheiten weibliche als deren Emanationen und Gattinnen zugesellte, die sogenannten Saktis. So entstand ein wahres Wirrsal mythologischer Gestalten, zumal schon früher die nordindisch-buddhistische Mystik eine Menge göttlicher Eigenschaften personifiziert hatte. Am auffallendsten offenbaren sich die Auswüchse des Tantra-Systems im tibetanischen Buddhismus, der zu einem von krassem Aberglauben durchsetzten Polytheismus entartet ist, wie dies seine Kultbilder beweisen, unter denen Fratzengestalten von widerlicher Obszönität uns häufig begegnen.

Der Synkretismus, die Einverleibung fremder Religionsideen und Götter, und ebenso der Umstand, daß neben der esoterischen Lehre eine exoterische, für den gewöhnlichen Laienverstand passende, zugelassen und es den Priestern gestattet wurde, hiebei nach Gutdünken zu verfahren, hatte die rasche Ausbreitung des Maha-yana begünstigt, das von der ursprünglichen Lehre Gautama Schakyamunis immer mehr sich entfernte, die im Hina-yana fast unverändert erhalten blieb.

Von den christlichen Schriftstellern erwähnt Clemens von Alexandrien (150—215) als erster den Buddhismus. Aber bereits unter Hadrian (117—135) hatte in den östlichen Teilen des römischen Reiches der Gnostizismus sich ausgebreitet, der unverkennbar von den Lehren des Mahayana beeinflußt war. Seine göttlichen Manifestationen, die Aeonen, entsprechen durchaus den Bodhisattwas und verwandeln sich wie diese auf dem Gipfel ihrer Vervollkommnung in Menschengestalt, um die harrende Weltseele ihrer

Befreiung entgegenzuführen. In der Lehre des Persers Mani endlich (242—276) erscheint in der Reihe göttlicher Manifestationen Buddha neben Zarathustra und dem Logos des Johannes-Evangeliums. Auch waren die Gelübde der manichäischen Mönche, der Enkratiten, jenen der buddhistischen nachgebildet und verpflichten in gleicher Weise zur Armut, Ehelosigkeit und Enthaltung von animalischer Nahrung.

Bekanntlich wurden im 4. Jahrhundert die Manichäer von den Mazdäern, den Anhängern der alten Religion Zarathustras, aus Persien verdrängt. Sie wanderten nach dem heutigen Chinesisch-Turkestan und von dort bis ins eigentliche China. Es folgten ihnen etwa zwei Jahrhunderte später die gleichfalls aus Persien vertriebenen Nestorianer, deren erste Missionare 635 in China eintrafen. Der Umstand, daß manche rituellen Gebräuche und Gewänder der nördlichen Buddhisten von jenen der südlichen gänzlich verschieden sind, den christlichen aber in auffallender Weise ähneln, spricht dafür, daß sie von den Christen entlehnt wurden. Jedenfalls haben die Mongolen und Mandschus von den Nestorianern die syrische Schrift übernommen, deren sie sich noch heute in wenig veränderter Form bedienen.

Das Schicksal der buddhistischen und der nestorianischen Kirchen in China war lange Zeit ein analoges, insoferne sie heftigen Verfolgungen seitens der Confucianer ausgesetzt waren, so besonders im 8., 9. und 10. Jahrhundert. Der unter der Tang-Dynastie seit 690 erfolgte Ausbau des Examinationssystems auf starr confucianischer Grundlage war eine gegen das Überhandnehmen der neuen

Religionen gerichtete Maßnahme, die sich um so verhängnisvoller erwies, als die einseitige Bewertung literarischen Wissens und das demokratische Prinzip, die Leistungen ausschließlich nach den Prüfungsnoten zu beurteilen, Talente nicht hochkommen ließ, sondern nur fleißige Streber, und ein jedem Fortschritt abholdes Beamtentum schuf.

Die Eroberung Chinas durch die Mongolen, deren tolerante Herrscher der tibetanischen Richtung des Buddhismus zugetan waren, bedeutete eine Niederlage der Confucianer und ein Wiederaufblühen nicht bloß der buddhistischen, sondern auch der nestorianischen Religion, wie wir aus den Berichten des Venezianers Marco Polo entnehmen können, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts zahlreiche nestorianische Gemeinden in China antraf. Unter der folgenden Ming-Dynastie siegten allmählich wieder die Confucianer. Die Examensvorschriften wurden erneuert, alle Häretiker verfolgt, die Nestorianer nahezu ausgerottet. Gerade aber die Intoleranz bereitete der Ming-Dynastie ihr Ende, denn der durch die Bekämpfung der Sekte des weißen Lotos entstandene Religionskrieg führte 1566 die Mandschus nach China.

Gegenwärtig ist der nördliche Buddhismus in eine Reihe von Sekten gespaltet, richtiger von Mönchsorden, deren jeder eine bestimmte Doktrin vertritt. An der Spitze der Klöster stehen einander im Rang gleichstehende Äbte. In China kleiden sich diese in gelbe Gewänder, die Mönche hingegen, die Ho-schang, in graue oder schwarze. Wiederholt erblickte ich an den kahlgeschorenen Köpfen der Mönche Spuren tiefer Brandwunden, die sie in ihrem Zelotismus bei der Aufnahmszeremonie sich hatten zufügen lassen.

Eine Sonderstellung nimmt der tibetanische Kultus ein. In Tibet hatten seit dem Jahre 629 Missionare aus Kaschmir einen vom Tantra-System durchsetzten Buddhismus gepredigt. Seit dem 11. Jahrhundert begann dort die Schakya-Sekte in geistlichen wie in weltlichen Dingen die Oberhand zu gewinnen und sich zu einem Kirchenstaate mit streng gegliederter Hierarchie zu konstituieren, zur roten Kirche, so benannt nach den roten Gewändern ihrer Mönche. Sie erhielt sich hauptsächlich in den südlichen Himalaja-Ländern Sikkim und Bhutan, während in Tibet die von dem 1497 geborenen Reformator Tsong-Khaba gegründete gelbe Kirche, der Gelusgpa oder Tugend-Sekte, zur Herrschaft gelangte. Tsong-Khaba, der eine Reinigung der Lehre erstrebte und die Ehelosigkeit der Priester wieder einführte, gilt als Inkarnation der Bodhisattwas Mandschusri und Avalokiteswara (Padmapani), sowie als spiritueller Vater seiner beiden Lieblingsschüler, als deren Reinkarnationen die jeweiligen zwei Oberhäupter der gelben Kirche erachtet werden. Von diesen residiert der eine, der unter der mongolischen Bezeichnung des Dalai-Lama, oder „des großen Meeres", bekannt ist, zu Lhassa. Ihm obliegt die Ausübung der weltlichen Gewalt, jene der geistlichen hingegen dem Panschen-Erdeni-Lama zu Schigatze (Teschu-lumbo), der als Emanation Mandschusris und Tsong-Khabas höheres Ansehen genießt wie der Dalai-Lama, welcher als Emanation Avalokiteswaras betrachtet wird. Zunächst im Range folgen den Oberhäuptern der Kirche die Hut-ukhtus oder Heiligen, die als Inkarnationen vorhergegangener Heiligen gelten, und unter diesen stehen die Äbte und die verschiedenen Klassen der Priester, Mönche und Novizen.

Der Titel eines Lama, eines „hohen Erhabenen", entspricht jenem eines indischen Guru und gebührt eigentlich nur den religiösen Oberhäuptern und kanonisierten Kirchenlehrern, wie z. B. dem Begründer des Maha-yana-Systems Nagardschuna und dem Reformator Tsong-Khaba. Außer der Masse der Tibetaner bekennen sich sämtliche Mongolen, die meisten Mandschus und auch manche Chinesen zur Lehre der gelben Kirche.

Schon der älteste Buddhismus kannte als Inbegriff der Religion eine Triratna oder Trinität, welche aus Buddha, seiner Lehre (Dharma) und seiner Gemeinde (Sangha) sich zusammensetzte. Als Symbol dieser Triratna wurde die Trisula gedeutet, ein Dreizack, das Attribut des altindischen Gottes Wischnu. — Weit mehr Trinitäten kennt das Mahayana, vor allem solche, die aus je einem Dhyani-Buddha, einem Bodhisattwa und einem Manuschi-Buddha gebildet sind. Der Norm nach hat jedes auf 25 000 Jahre bemessene Kalpa je fünf derartige Trinitäten, doch erscheinen sie in einzelnen, namentlich lamaistischen Doktrinen, auch in größerer Zahl. Da die Zahl der Buddhas der verflossenen Kalpas auf 10 000 angegeben wird, beschränke ich mich darauf, das gebräuchlichste Schema der Buddhas des laufenden Weltalters wiederzugeben:

1. Vairotschana	Samantabhadra	Krakutschanda
2. Aksobhya	Vadschrapani	Kanakamuni
3. Ratnasambhara	Ratnapani	Kasyapa
4. Amitabha	Avalokiteswara	Gautama Schakyamuni (der Buddha des jetzig. Zeitalters)
5. Amogesidhi	Visvapani	Maitreya (der kommende Buddha)

Von diesen Trinitäten ist die an vierter Stelle erwähnte die am meisten verehrte. Eine andere Trinität wird aus den aufeinanderfolgenden Manuschi-Buddhas Kasyapa, Gautama und Maitreya gebildet, die in China die San-schy-fo oder Buddhas der drei Zeitalter (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) benannt werden; eine weitere Trinität besteht aus den drei vor Gautama erschienenen Manuschi-Buddhas. Sonstige scheinbar unorganisch verbundene Trinitäten: Gautama mit den zuweilen als seine geistigen Söhne gedeuteten Bodhisattwas Mandschusri und Samantabhadra — oder an Stelle Gautamas Avalokiteswara. In chinesischen Darstellungen dieser Gruppe reitet Mandschusri auf einem Löwen, Samantabhadra auf einem Elefanten und Avalokiteswara auf einem Tiger. In Japan: Avalokiteswara, Mandschusri und Vadschrapani, ferner Amitabha mit Avalokiteswara in dessen Manifestation als Khsitigarbha und mit Mahanastaprapha (japanisch Seisi). — Eine Trinität anderer Art, die ich mehrfach in chinesischen Klöstern unter dem Namen des Tschia-lan antraf, hat mit dem Buddhismus nicht das geringste gemein, denn sie besteht aus Kuan-ti, dem chinesischen Kriegsgott, Lung-wang, dem Drachenkönig und Beherrscher der Meere (dem indischen Naga-Radscha), und aus Fa-kuang, einer Gestalt, über die mir nichts Näheres bekannt ist.

Von den Dhyani-Buddhas verdienen Vairotschana und Amitabha einige Worte. Vairotschana (chinesisch: Ta-schi-schu-lai, japanisch: Dainitschi Niorai) ist die Abstraktion der vollendeten Reinheit, Amitabha (chinesisch: O-mi-to-fo, japanisch: Amida) jene des unermeßlichen Lichtes. O-mi-to-fo! Wie oft hört man nicht diesen Namen in chinesischen

Tempeln von den Lippen andächtiger Beter! Mit O-mi-to-fo, dessen Reittier der weiße Elefant als Symbol der Weisheit, sind identisch Wu-liang-scho-fo, der „Buddha des Alters ohne Ende", und Tschang-scho-fo, der „Buddha des langen Lebens". In der mystischen Interpretation der Triratna: Buddha, Dharma, Sangha ist Gautama die Personifikation der von ihm gegründeten Gemeinde, Vairotschana die des Gesetzes, und Amitabha jene der höchsten Intelligenz des ewigen Buddhatums. Mit fünfzackigen Diademen gekrönt, sieht man gelegentlich auf Altären sämtliche Dhyani-Buddhas vereint als Schirmherren der vier Himmelsrichtungen und ihrer Mitte. Vielleicht identisch mit ihnen sind die fünf Götter der Unterwelt, die ich wiederholt in kleinen Kapellen wie in Tempeln erblickte. Eine weitere Gruppe zu fünf, jene der Mahabala, der „Mächtigen", deren Gestalten dem schiwaitischen Pantheon entlehnt sind, trifft man besonders häufig in Japan, wo sie als die fünf Formen des schöpferischen Feuers gedeutet werden.

Die Bodhisattwas (chinesisch: Pu-sas, japanisch: Botsatsus) gelten als Nothelfer der leidenden Menschheit. Samantabhadra, der, „welcher die Weisheit ausbreitet" (chinesisch: Pu-schien, japanisch: Fugen), hält eine Schriftrolle in den Händen. Vadschrapani, „der Donnerkeil-händige", hat diesen Namen mit dem Hindu-Gott Indra gemein und verkörpert die göttliche Allmacht. Avalokiteswara, der „Meister, dessen Blicke zur Erde sich senken", auch Padmapani, der „Lotos-händige" genannt (chinesisch: Kwan-yin, „Erhörer der Rufe", japanisch: Kwannon), ist eine Personifikation der Barmherzigkeit und entspricht der Auffassung Wischnus als Schöpfer und Erhalter. Beinamen Kwan-yins:

Hsien-tung, „der sich Zeigende und Gewährende", sowie Nan-hai-pu-sa, der Bodhisattwa des südlichen Meeres. Häufig wird er, besonders in lamaistischen, aber auch in japanischen Tempeln, mit vielen Armen dargestellt zum Ausdruck seiner Allgewalt, und mit elf Gesichtern, über denen drei Köpfe, welche seine Trinität mit Mandschusri und Vadschrapani veranschaulichen sollen. Da es ihm als unmittelbarem Vorläufer Gautamas zustand, die Menschheit auf dessen Lehre vorzubereiten, soll er sich in 33 Inkarnationen manifestiert haben. Wie er als geistiger Sohn dem Haupte Amitabhas entsprang, so entsprang seinem Haupte seine weibliche Emanation, die Tara, die Göttin der Gnade und des Sieges, die gewöhnlich mit einem Kind auf dem Arm dargestellt wird. Man findet ihr Bild am häufigsten in lamaistischen Tempeln. In China, wo der Kult des Avalokiteswara im 4. Jahrhundert eingeführt wurde und außerordentliche Verbreitung fand, desgleichen in Japan erscheint Avalokiteswara-Kwan-yin wohl infolge einer Verwechslung mit der Tara fast ebenso oft in weiblicher wie männlicher Gestalt abgebildet. Speziell in China wird Kwan-yin auch unter dem Namen der Sung-tsi-niang-niang „der Söhne schenkenden Jungfrau" als Göttin des Kindersegens verehrt. — Vermutlich identisch mit Avalokiteswara ist der Bodhisattwa Khsitigarbha, „die irdische Natur in ihrer Gesamtheit umarmend" (chinesisch: Ti-tsang-wang, der „König der Geheimnisse der Erde", japanisch: Dschizo). In China erscheint er mit der auch den Bodhisattwas eigenen fünfzackigen Krone (wu-kwen) als Elementargott, und zwar als Erdgott im Vereine mit drei anderen Elementargöttern, Kwan-yin als Gott des Wassers, Pu-

schien als Gott des Feuers und Wön-schu, dem Luftgotte. In Japan ist er als Erlöser der in der Unterwelt leidenden Seelen der populärste der Bodhisattwas.

Es erübrigt mir, noch des Bodhisattwas Mandschusri zu gedenken, der neben Vadschrapani als geistiger Sohn des Aksobhya betrachtet wird. Sein Name bedeutet so viel wie „liebliche Tugend", auf chinesisch heißt er Wön-schu, auf japanisch Mondschu. Mandschusri ist die Personifikation der Weisheit und mystisch religiösen Einsicht, deshalb auch der Patron der Astrologen. Er wird auch Mandschughosa genannt, „eine liebliche Stimme besitzend" oder Vagievara, der „predigende Löwe". Er sitzt auf einem Löwen, dessen Gebrüll die mächtige Stimme des Gesetzes bedeutet, hat die Haare auf dem Scheitel in fünf kleine Chignons gebunden und trägt ein mit fünf Perlen geschmücktes Diadem, beides in Anspielung auf die fünf himmlischen Buddhas. In der Rechten hält er eine Lotosblume, in der Linken gleich Samantabhadra die Rolle der heiligen Texte. Ich besitze von ihm eine Figur aus vergoldetem Messing, die ihn in nahezu weiblichen Formen mit hoher altindischer Bodhisattwafrisur und reichem Schmuckgehänge darstellt. Der Sattel seines Löwen ist als Lotosblatt geformt, und eine Lotosknospe dient ihm als Steigbügel. — In Wu-tai-schan ist er meist als bärtiger Kahlkopf dargestellt mit einer Schriftrolle in der Hand, zuweilen aber auch bartlos und langhaarig, wie überhaupt seine Abbildungen stark voneinander abweichen. Als Elementargott vertritt er, wie schon erwähnt, bei den Chinesen das Element der Luft, und die Mongolen verehren ihn als Gott des Windes, ist doch in ihrer den Stürmen offenen Steppe der Wind je nach seiner

Stärke und Richtung von entscheidender Bedeutung für das Wohl und Wehe der Bevölkerung und ihrer Herden. Im lamaistischen Kulte erscheint Mandschusri zuweilen auch in der Reihe der schreckhaften Schutzgötter, der Yidam, in der Manifestation als Yamantaka oder als Bewältiger des Todesgottes Yama.

Als lebende Inkarnation des Mandschusri gelten den Anhängern des Lamaismus außer dem Panschen-Erdeni-Lama der Hutukhtu des Yun-ho-kung, des „Tempels des ewigen Friedens" zu Pe-king und — last not least — der Kaiser von China.

Es scheint mir nicht unmöglich, daß der Gestalt Mandschusris eine historische Persönlichkeit zugrunde liegt, die später vielleicht zum Range eines Bodhisattwas erhöht wurde. Wenigstens bezeichnet eine alte Überlieferung Mandschusri als den indischen Prediger, welcher die Lehre Buddhas in Neapel verkündete, die von dort nach Tibet gelangte. Jedenfalls gilt Mandschusri als der Schutzpatron der beiden genannten Länder wie auch der Tempelstadt von Wu-tai-schan, von der aus vermutlich die Missionierung des nordöstlichen Chinas erfolgte. Näheres hierüber bei der Einzelschilderung der Heiligtümer von Wu-tai-schan. Alle chinesischen Schriften, die sich mit diesen befassen, tragen an bevorzugter Stelle das Bild Mandschusris. Die Angabe lamaistischer Mönche, daß Mandschusri aus der Mongolei nach Wu-tai-schan gekommen sei, beruht offenbar auf einem Irrtum.

Nun noch ein paar Worte über die Manuschi-Buddhas Kasyapa und Maitreya. Kasyapa ist von der brahmanischen Theogonie übernommen, in der er als Erzeuger der Götter

und Halbgötter gilt. — Maitreya, der kommende Buddha (chinesisch: Mi-le-fo, japanisch: Miroku), wird mitunter als nacktes Kind dargestellt, meist aber als fettleibiger Mönch mit einem Rosenkranz in der Hand. Seine Gestalt läßt sich auf das Urbild des indischen Kuwera zurückführen, der gleich ihm Glück und Reichtum spendet. Identisch mit Mi-le-fo ist der als seine Inkarnation angesehene, gleichfalls dickwanstige Pu-tai Ho-schang, der „Mönch mit dem Sacke", der in den Tempeln in Gesellschaft der Arhats erscheint und in Japan unter dem Namen Ho-tei „Leinsack" in der Reihe der sieben Glücksgöttern.

Von den Darstellungen aus den Kreisen der buddhistischen Heiligenwelt sind die häufigsten jene der 500 Arhats (chinesisch: Lo-han, japanisch: Rakan). Nur in den wenigsten Tempeln trifft man die Statuen sämtlicher Arhats in einer Halle vereinigt. Meist gestattet der Raum nicht mehr als deren 200—300 aufzustellen. Gewöhnlich sieht man in den Tempeln, und zwar zu seiten des Hauptaltares, auf dem Gautama zwischen den kleineren Figuren seiner Lieblingsschüler Cariputra und Maudgaliyama thront, die Pilgerstäbe mit Klappenringen in den Händen halten, nur die Statuen jener 16 Arhats, die als erste buddhistische Missionäre nach den außerindischen Ländern wanderten. Ihre Zahl wurde unter der Ming-Dynastie auf 18 erhöht durch Hinzufügung von Pu-tai und Ta-mo-to-lo. Dieser, in Japan Daruma benannt, ist der 28. indische Patriarch Dharmatala oder Bhodi-Dharma, der im 6. Jahrhundert in China eine erfolgreiche Missionstätigkeit ausgeübt haben soll. Die Legende berichtet, daß er durch neunjähriges regungsloses Verharren mit untergeschlagenen Beinen deren Gebrauchs-

fähigkeit einbüßte. Die lamaistischen Mönche von Wu-tai-schan erzählten von Pu-tai und Ta-mo-to-lo, der eine habe die für die Gemeinschaft der Lo-han benötigten Lebensmittel in seinem Bettelsacke eingesammelt und der andere für deren Zubereitung zu sorgen gehabt. Ebenfalls auf einer falschen Deutung beruht wohl, was sie von einer Gestalt erzählten, die in einem der Tempel die Stelle des Pu-tai einnahm und einen Knaben in der Hand hielt. Es sei ein Mann namens Je-schu-to-lo-sui, der in die Reihe der Lo-han versetzt wurde, weil er seinen Sohn, den er auf Grund eines Gelübdes zum Mönche bestimmt hatte, ins Feuer warf, als er sich weigerte, die Kutte zu nehmen.

Von speziell lamaistischen Heiligengestalten sah ich in Wu-tai-schan am häufigsten die in gelbe Kapuzen gehüllten Figuren des Lo-hu sowie des Tsong-khaba, der dort unter dem Namen Tschun-ka-ba-fo-ye verehrt wird.

Inmitten der Vorhalle vieler Tempel trifft man die überlebensgroße Figur des Mi-le-fo, an deren Rückseite die kleinere des Wei-to gelehnt ist, eines geharnischten Kriegers, der eine vierkantige Keule schwingt. In den Ecken stehen dann die mitunter riesenhaften Figuren der vier Tien-wang, der Himmelskönige, japanisch: Schitenno, zu deren Füßen die ihnen untertänigen Geister gelagert sind. Wei-to ist der indische Veda-Radscha, der „Fürst (und Hüter) der heiligen Schriften“ und Anführer der vier Lokapalas oder „Wächter der Welt“, welche in der altindischen Mythologie auf den vier Seiten des Berges Sumeru die Welt vor den Angriffen der Asuras sichern und die vier Himmelsrichtungen symbolisieren. Folgendes über ihre Namen, die ihnen beigelegten Eigenschaften und ihr Aussehen: 1. Vaisravana, „der

glorreiche Gott", buddhistische Umgestaltung des brahmanischen Gottes Kuwera, chinesisch: To-wen, japanisch: Bischamon. Gott des Reichtums, König der Yakschas (oder Erdgeister), Hüter des Nordens und Beschützer der Tempel. Blaues Gesicht, behelmt und gepanzert, mit dreizackiger Hellebarde, in der anderen Hand das Modell eines Tempels. 2. Virudhaka, der „wachsende Fürst", chinesisch: Tseng-schang, japanisch: Zotscho, der König des Erfolgs und Hüter des Südens, gepanzert, mit Schwert. 3. Dhritaraschtra, der „König, der über sein Gebiet wacht", identisch mit Indra, chinesisch: Tschi-kvo-li, japanisch: Ykoku, der König der Gandharwas (oder Luftgeister) und Hüter des Ostens. Grünes Gesicht, gepanzert, mit Guitarre. 4. Virupakha, der „König mit den großen Augen", chinesisch: Kuang-mu, japanisch: Komoku, König der Nagas und Hüter des Westens. Rotes Gesicht, gepanzert, mit Pike oder Schirm.

Ich fand in lamaistischen Tempeln zuweilen die Figur Wei-tos mit vier von jenen der Tien-wang verschiedenen Figuren vereinigt, die mir als die Hu-fa oder „Beschützer der Lehre" bezeichnet wurden. Eine derselben, die von schwarzer Gesichtsfarbe, nannten die Mönche Otschur-bani. Die Beschützer der Lehre, sanskrit.: Dharmapala, spielen eine bedeutende Rolle im nördlichen Buddhismus, am ausgesprochensten im Lamaismus. Sie erscheinen in männlicher wie weiblicher, stets schreckhafter Form und sind fast sämtlich schiwaitischen Ursprungs, so die tibetanische Lhamo, chinesisch: Lau-mu, „alte Mutter", die Gattin Yamas, des Todesgottes. Jene Schreckensgötter, denen es obliegt, die Dämonen zu bekämpfen und Missetäter im Jen-

seits zu bestrafen, heißen auf tibetisch die „schrecklichen Henker". Ich erwarb in Wu-tai-schan ein Bild, auf dem von ihnen zerstückelte Menschenleiber zu sehen sind, um die die Raben sich sammeln. Den Dharmapala verwandt und gleich ihnen schiwaitischer Herkunft sind die Schutzgötter, in Tibet Ydam, in Japan Mio-o genannt.

Sehr häufig sieht man in China wie Japan in der Kleinkunst wie auf Gemälden die Rischi abgebildet, die ich an anderer Stelle, da der Volksglaube ihre Wohnstätten auf Bergesgipfel verlegt, die Bergheiligen nannte. Die Rischi (chinesisch: Sien-nung, japanisch: Sennin) sind Asketen, welchen es durch vertiefte Meditation gelang, sich dem Kreislaufe der Geburten auf Tausende von Jahren zu entziehen und sich in den Besitz übernatürlicher Kräfte zu setzen. Einzelne dieser Sien-nung, vermischt mit Gestalten taoistischer, in Japan schintoistischer Herkunft, finden sich in China in der Reihe der Pa-hsien, der „acht Seligen", in Japan in jener der Hitschi-Fuku-dschin oder „sieben Glücksgötter". Beide Kategorien sind die volkstümlichsten der ostasiatischen Mythologie.

Während in den meisten chinesischen Städten Tempel mit den Darstellungen der 16 Höllenstrafen vorhanden sind, traf ich in jenen von Wu-tai-schan nichts Derartiges, auch nicht Bilder der 72 Höllenrichter oder jenes E-mas, des Herrschers der Unterwelt, der chinesischen Umbildung des indischen Todesgottes Yama.

Von den Symbolen des buddhistischen Kults sind die wichtigsten die Saptaratna oder sieben Kostbarkeiten eines Tschakrawarti, wörtlich übersetzt, dessen, „der im (Sonnen-)

Rad wohnt“ und die Aschtaratna oder acht Kostbarkeiten eines Thatagata oder „Vollendeten“.

Die sieben Kostbarkeiten: 1. das Tschakra oder Dharma-Tschakra, das Rad des Gesetzes, ursprünglich das als Rad am Sonnenwagen Wischnus gedeutete Ammonshorn; 2. das leuchtende Juwel; 3. die Königin; 4. der Minister; 5. der Elefant; 6. das Pferd; 7. der Heerführer.

Die acht Kostbarkeiten: 1. die zwei Fische, ursprünglich die heiligen Flüsse Ganges und Dschumma veranschaulichend, später als Stoff und Kraft oder das weibliche und männliche Prinzip gedeutet; 2. der Schirm, als Abzeichen der Würde; 3. die Schanka, eine rituelle Muscheltrompete; 4. das verschlungene mystische Diagramm; 5. die Siegesfahne; 6. das Gefäß des großen Schatzes; 7. die Lotosblume, von der es in einem alten Texte heißt: „Gleich dem Lotos, dessen Wurzeln im Schlamm stecken und dessen Blüte sich an der Sonne öffnet, sucht das in der menschlichen Natur eingeschlossene göttliche Prinzip sich von der Materie loszulösen und gegen das Licht der höchsten Erkenntnis hin sich zu erheben.“ 8. Das Rad des Gesetzes.

Diese Symbole stehen in Porzellan, Metall oder Cloisonné ausgeführt auf den Opfertischen vor den Altären. In den lamaistischen Tempeln liegen auf den niederen, als Pulte dienenden Bänken, hinter denen die Mönche beim Gebete sich niederlassen, Dordschas, donnerkeilförmige Gebilde aus Messing, auch Gebetszepter benannt, Glocken und Schädeltrommeln, mit denen während der Andachtsübungen die bösen Geister verscheucht werden sollen, sowie Weihrauchbecken, die aus in Messing gefaßten Hirnschalen verstorbener Priester bestehen. Zu Beginn der Ge-

bete werden die in Gestellen ruhenden großen Trommeln und Gongs in Tätigkeit gesetzt, hingegen wird beim Absingen der Litaneien das Tempo lediglich durch Schläge auf den schon beschriebenen Holzfisch geregelt. Die sonstigen Musikinstrumente scheinen nur bei festlichen Prozessionen und den Maskentänzen in Verwendung zu treten, die dreimal im Jahre an hohen Feiertagen zur Aufführung gelangen. Wie mir ein Priester des Yung-ho-kung-Klosters in Pe-king versicherte, gäbe es im ganzen 120 verschiedene Typen von Gesichtslarven; ich selbst fand jedoch höchstens zehn in den Beständen des Pu-sa-ting-Klosters in Wu-tai-schan. Auf meinen Wunsch inszenierten die dortigen Mönche im Hofe des Ta-yuan-szö ein Maskenspiel, dessen Begleitmusik von Tschinellenschlägen übertönt wurde. Die chinesischen Zuschauer lachten höchst unandächtig, die bigotten Mongolen hingegen warfen sich betend zu Boden, berührten mit der Stirne die Erde und vollführten, hin- und herrutschend, einen Ko-tau um den anderen.

Da die meisten Mönche sehr unwissend waren und als gebürtige Tibetaner oder Mongolen nur mangelhaft chinesisch sprachen, war es schwierig, von ihnen eine zutreffende Auskunft zu erlangen, nach allem aber, was ich vernahm, schien das pantomimische Mysterienspiel, das uns vorgeführt wurde, die Ausbreitung der buddhistischen Lehre verherrlichen zu sollen.

Die ersten drei Tänzer trugen blaue mit Goldbändern umwickelte phrygische Mützen und gelbe Larven. Sie wurden Arsa benannt (Asarya = Lehrer). Ihnen folgten die Pai-hien, die „weißen Gesichter", zwei Leute in weißen Larven und Hemden, die in dieser Verkleidung an Toten-

gerippe erinnerten. Sie sollten die Schüler eines Predigers darstellen, den sie nach Tibet begleitet hätten. Unter allerlei Armbewegungen hüpften sie auf einem Fuße, im Kreise sich drehend, und verschwanden gleich ihren Vorgängern in der Türe, aus der sie gekommen waren. Nun sprangen aus dieser die Se-la (Tschela) hervor, die Schüler oder Diener der „Himmelskönige". Die ersten beiden trugen weiße Dämonenmasken. Auf dem Scheitel dieser erhob sich in einem Kranze kleiner Totenschädel ein Gebetszepter aus Messing, eine Dordscha. Von den nächsten beiden hatte der eine eine rote Gesichtslarve mit großen Ohrringen, der andere eine gelbe unter einem niederen Turban befestigt. Sie hielten Schwerter in den Händen, ebenso zwei Männer in der Maske eines Löwen und eines Garuda mit schnabelartiger Nase. Ihnen folgte ein Mann in einem reich gemusterten Seidengewande von altertümlichem Schnitte. Sein grüner Hut hatte einen flachen Rand und war an der Vorder- wie Rückseite mit einem Augenpaare bemalt. Den Knauf des Hutes bildete ein kleiner Totenschädel, aus dem eine von Flammen umgebene Dordscha emporwuchs. Ebenso gekleidet waren vier weitere Tänzer. Ich glaubte in diesen Gestalten die Himmelskönige und ihren Anführer erkennen zu dürfen, die Mönche aber deuteten sie auf Mandschusri und dessen Schüler.

Zum Schlusse erschien ein gehörnter Dämon mit einem dritten Auge auf der Stirne, dem „Auge der Weisheit", offenbar Mandschusri in seiner schreckhaften Erscheinung als Yamantaka.

Im Gegensatz zu den Ho-schang lassen ältere Lama-Mönche sich den Bart wachsen. In Wu-tai-schan waren sie

teils in gelbe, teils in rotbraune Kutten gehüllt. Die meisten trugen die runde chinesische Mütze oder die mongolische Pelzhaube, einige auch spitz zulaufende Kappen. Nirgends sah ich hier die helmartigen Mützen mit befranstem Kamme, die sie in Pe-king innerhalb der Klöster tragen, beim Gebete jedoch abnehmen, sowie die kronenartig gezackten Kopfbedeckungen, die dort bei bestimmten rituellen Verrichtungen aufgesetzt werden, allerdings wohnte ich in Wutai-schan keiner gottesdienstlichen Handlung bei, sondern vernahm nur aus der Ferne die Chorgesänge der nachmittäglichen Vesper.

Einundzwanzigstes Kapitel

Wu-tai-schan und seine Tempel

Die Anziehungskraft der Tempel von Wu-tai-schan reicht weit über die Grenzen des eigentlichen China hinaus. Bewohner der Mandschurei, sibirische Burjäten, Mongolen und selbst Tibetaner wallfahren in oft monatelanger Wanderung zu den dortigen Heiligtümern.

Der Zuzug der Mongolen und Tibetaner erfolgt besonders im Winter. Das Hauptfest, jenes des Lichter-Anzündens, entfällt auf den 25. des zehnten Monats, somit auf Ende November. Die chinesischen Pilger kommen meist zwischen dem 5. des vierten Monats und dem 15. des achten Monats, also von Mitte Mai bis Mitte September, und zwar sollen Hunderte von Leuten täglich eintreffen. Der größte Zudrang ist am 15. des sechsten Monats, also um Mitte Juli. An diesem Tage habe zur Zeit der Tang-Dynastie Tsong-khaba hier gepredigt, so sagte ein lamaistischer Mönch, was unmöglich, da Tsong-khaba erst im 15. Jahrhundert geboren wurde. Da Tsong-khaba als eine Inkarnation Mandschusris gilt, kann es sein, daß der Mönch beide miteinander verwechselte, und ebenso die Tang- mit der Han-Dynastie, weil unter dieser die buddhistische Missionstätigkeit in China begann.

Insgesamt sollen sich in und um Wu-tai-schan 70 Klöster und wohl unter Einrechnung sämtlicher Einzelgebäude 300, nach anderen Angaben sogar 350 Tempel befinden, von denen einer, der Kuong-schönn-szö oder „Tempel der

weitesten Liebe", im ausschließlichen Besitz der Tibetaner steht.

Die Zahl der Mönche wird auf 3000 beziffert. Hievon sind zwei Drittel Anhänger der gelben Kirche, denen der erste Mandschu-Kaiser Sun-tschi viele Gebäude und Grundstücke überwies, die bis dahin den Ho-schang gehört hatten. Sun-tschi, der sich hauptsächlich auf die Gefolgschaft der Mandschus und Mongolen stützte, begünstigte aus politischen Gründen den Lamaismus, besonders seit im Jahre 1653 der Dalai-Lama von Lhassa in Pe-king in Audienz erschienen war und hiedurch die Oberhoheit des Kaisers anerkannt hatte.

Nonnen sind in Wu-tai-schan scheinbar nicht ansässig, und auch sonst habe ich in chinesischen Klöstern nie Frauen beobachtet, wohl aber bevölkern Wu-tai-schan eine große Anzahl Prostituierte, die zu Zeiten der Pilgerfahrt ihrem Gewerbe nachgehen.

Der Name Wu-tai-schan bedeutet in wörtlicher Übersetzung der „Fünf-Tafel-Berg", in sinngemäßer der Berg der fünf Kuppen. Eine jede seiner Kuppen trägt angeblich die Figur eines Mandschusri in einer der fünf heiligen Farben: gelb, rot, weiß, blau oder grün, und die lamaistischen Mönche erzählen, daß auf jedem dieser Gipfel eine wohlriechende Blumenart zu finden sei, die in ihrer Farbe jener des Mandschusri-Bildes entspräche. Auf dem mittleren Gipfel (Tschung-tai) liegt der Tempel „Yü-hwa-tschy", um diesen herum der Nord-, Ost-, Süd- und Westgipfel (pai-tai, tung-tai, nan-tai und hsi-tai). Die fünf Haupttempel um den Ort Wu-tai-schan sind:

1. der Ta-yüan-szö, „Pagodenhof-Tempel",

2. der Lo-hu-szö, „Tempel des Lohu“,
3. der Hsien-tung-szö, „Tempel der sich zeigenden und gewährenden Gottheit“,
4. der Pu-sa-ting, die „Spitze des Bodhisattwa“,
5. der Schu-liang-szö, „Tempel des außerordentlichen Glanzes“.

Von diesen fünf Tempeln erheben sich die ersten vier terrassenförmig übereinander. Zwischen dem Hsien-tung-szö und Pu-sa-ting befindet sich der Yüen-tschiau-szö, ein Tempel geringerer Bedeutung. Der Schu-liang-szö liegt im Tale vorgeschoben, etwa zwei Li von den übrigen Haupttempeln entfernt.

Die Talsohle dürfte 1800 Meter über dem Meere liegen, und die Berge westlich des Ortes mögen sich bis zu einer Höhe von 3000 Metern erheben. Ich hörte von einer „Schlucht des tausendjährigen Eises“, zu der gepilgert wird, aber leider verhinderte während der Zeit meines Aufenthalts dichter Nebel jeglichen Fernblick.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Einzelschilderung mehrerer Tempel

1. Ta-yüan-szö, der Pagodenhof-Tempel.

Der Ta-yüan-szö ist im Besitze der Ho-schang, wohingegen die zugehörige Stupa, die Pe-ta, in jenem der Lamas zu stehen scheint, von denen etliche sie allabendlich bei Sonnenuntergang umkreisen, um die Gebetsmühlen in Schwung zu setzen und ihre Gebete zu sprechen, die sie mit singendem Tone beschließen.

Die Stupa ist die älteste des Landes. Sie wurde auf Befehl des Han*-Kaisers Ming-ti etwa im Jahre 70 nach Christus erbaut und soll in ihrem Kerne ein goldenes Reliquiarium enthalten. Unter der Tang-, Sung-, Yuan- und Ming-Dynastie, unter dieser auf Geheiß der Mutter oder Gattin Wan-lis, wurde sie wiederholt renoviert. 1812, im sechzehnten Jahre Tschia-tschings, erfolgte abermals eine Renovation, und eine größere, deren Kosten über 10000 Taëls betrugen, 1880. Die letzte wurde 1900 im Auftrage eines mongolischen Lamas vorgenommen. Die Stupa ist aus massivem Steine gefügt und weiß übertüncht. Sie ruht inmitten einer ummauerten und mit einer schmalen Vorhalle versehenen Plattform. In den Ecken dieser Plattform stehen große Gebetsmühlen, deren Holzverschalung an der oberen

* Die Han-Dynastie regierte 206 vor Christus bis 221 nach Christus, die Tang-Dynastie 618–903, die Sung-Dynastie 960–1125, die tatarische Kin-Dynastie 1126 bis 1234, die Yuan-Dynastie 1234–1368, die Ming-Dynastie 1368–1644, Kaiser Wan-li 1573–1620, Kaiser Sun-tschi 1644–1662, Kaiser Kang-hi 1662–1722, Kaiser Tschien-lung 1736–1796.

Hälfte mit Bodhisattwas und an der unteren mit weiblichen Gottheiten bemalt ist. Weitere Gebetsmühlen aus zylindrischem Kupferblech umrahmen zwei kleine Kapellen, die an den achteckigen Sockel der Stupa gelehnt sind. Um diesen führt auf der Höhe von drei bis vier Metern ein offener Gang, an dessen äußeren Seite kleine Gebetsmühlen befestigt sind, und an der inneren hinter einem Gitter Hunderte von Tontäfelchen mit eingepreßten Buddhafigürchen. Über dem Gange verbreitert sich die Stupa und erhebt sich, mit Reliefbildern lamaistischer Götter geschmückt, in drei Stufen vom zwanzigeckigen Grundriss eines aus einem Quadrate ragenden Kreuzes. Es folgt ein Lotoskranz, aus dem sich der obere Teil der Stupa in der Form eines geschnürten Flaschenkürbisses entwickelt. Die Krönung bildet ein vergoldeter Metallschirm mit vielen von seinem Rande niederhängenden Glöckchen, die im Luftzuge erklingen.

Das benachbarte Ho-schang-Kloster, das ohne die Priesterzöglinge sechsundneunzig Ordensmitglieder beherbergt, bildet einen in sich geschlossenen Komplex mit vielen Höfen und Kammern. Das Zimmer, das ich bewohnte, war der Nebenraum eines hübsch ausgestatteten Saales, in welchem vor einem kleinen Altare die kaiserlichen Dekrete verlesen werden. Mein Vetter hatte sich neben einem anderen Saale niedergelassen, der laut Inschrift dem Kaiser Kang-hi zur Unterkunft gedient hatte, der, wie sein zweiter Nachfolger Tschien-lung, dreimal nach Wu-tai-schan gepilgert war.

Auf dem Turme zunächst der Hauptstraße halten zwei Mönche ständig Wache. Etwa jede zweite Minute schlagen

Wu-tai-schan, Provinz Shansi: Lo-hu-szö, Tempel des Lo-hu. Die drehbare Lotosblüte mit den Amitabha-Figuren in ihrem Kelche

(Seite 253)

sie den Gong an, und bei Tagesanbruch wie bei Sonnenuntergang die große Glocke für die Geister der Unterwelt, welche die Priester zum Gebete ruft. Das Innere des hinter der Pagode gelegenen Tempels hat über der Altarbank den drei Eingängen gegenüber folgende große Götterbilder: in der Mitte Schy-tschia-fo, rechts hievon (vom Beschauer aus) Wön-schu, und links den Buddha vom Berge O-mi-schan in Tibet, welcher der Zusammenstellung nach vermutlich mit Pu-hsien zu identifizieren ist. Alle drei sind von je zwei sitzenden Schülern umgeben. Auf der Altarbank stehen kleinere Figuren von Kwan-yin, Wön-schu, Tschang-scho-fo und Tsche-lama-fo. Die Seitenwände werden von den Statuen der sechzehn Lo-han eingenommen, zu denen sich, den Raum zu füllen, diejenigen von Ta-mu und Ye-schu-to-lo-mi gesellen, sowie jene von Mi-le-fo und einem Gotte in Dämonengestalt.

2. Der Lo-hu-szö, der „Tempel des Lo-hu".

Die vordere Halle enthält die durch die Gestalten Otschur-banis und Tsong-khabas ergänzten Figuren der 18 Lo-han und in deren Mitte jene Wön-schus, der hier die Stelle Gautamas einnimmt. In der zweiten Halle gewahrt man eine riesige Lotosknospe, die mit ihrer Spitze bis zur Decke hinaufreicht und auf einer Drehscheibe fußt. Wird diese durch ein unter dem Boden verborgenes Hebelwerk in Bewegung versetzt, entfaltet die Knospe ihre Blätter. Es werden nun nacheinander vier im Blütenkelche sitzende Amitabha-Figuren sichtbar, worauf nach vollendeter Umdrehung die Blätter aufs neue sich schließen. Gleichzeitig bewegen sich die rings um den Lotos gereihten und ebenfalls auf der

Drehscheibe fußenden kleinen Figuren der achtzehn Lo-han und der vier Tien-wang karussellartig im Kreise. Die Achse des Lotos durchdringt den Boden des oberen Stockwerks und trägt dort ein pyramidenförmiges Gestell, das die Drehung des Lotos mitmacht und ebenso wie die längs der Innenwände sich ziehenden Bänke mit Buddhastatuetten bedeckt ist. Die Zahl dieser und der übrigen in dem Obergeschosse befindlichen Buddhastatuetten dürfte in die Hunderte gehen. Neben dem drehbaren Gestelle steht die Figur des Lo-hu. Die Beule an der Stirne, so sagt die Legende, habe sich der Heilige bei seinen Gebetsübungen zugezogen durch fortgesetztes Erweisen des Ko-tau.

3. Hsien-tung-szö, der Tempel der sich zeigenden und gewährenden Gottheit.

Der Hsien-tung-szö, ein Ho-schang-Tempel, wurde angeblich unter der Han-Dynastie im ersten Jahrhundert gegründet. Er hieß ursprünglich Ta-fu-ling-tschiu-szö, der „große, dem Ling-tschiu (einem Berge im Westen) ähnliche Tempel". Unter dem Ming-Kaiser Wan-li wurde er umbenannt in Yung-ming, „ewig Ming" oder „ewig erleuchtet". Seinen gegenwärtigen Namen erhielt er erst unter der Tsing- (oder Mandschu-)Dynastie. Man erreicht ihn, indem man der durch den Ort führenden Hauptstraße folgt, einen dreiteiligen Pei-lo hinter dem Glockenturme des Ta-yüan-szö durchschreitet und zur Linken in einen länglichen Hof tritt, von dem ein schöner Blick auf die höher gelegenen Tempel von Pu-sa-ting sich ergibt. In diesem Hofe erhebt sich in drei Stockwerken ein viereckiger Turm mit T-förmigen, tibetanischen Fenstern. Er dient zur Aufnahme der Ge-

treidevorräte. Durch eine kleine Türe wendet man sich nun nach rechts und steht vor der „Schui-lu-tien", der „Wasser- und Landhalle". Ihr Inneres ist an den Seitenwänden mit modernen Darstellungen weiblicher Gottheiten bemalt und enthält außer drei großen Götterbildern die in halber Lebensgröße vortrefflich ausgeführte und vergoldete Bronzefigur eines reitenden Wön-schu, sowie eine Anzahl kleinerer Bronzen und einen leerstehenden Thronsessel, der reich vergoldet und mit geschnitzten Drachen verziert ist. Es folgt das „Wön-schu-tien", die „Halle des Wön-schu". In dieser gewahrt man achtundvierzig Bronzebuddhas, die „Sze-schy-pa-yüan", welche die „achtundvierzig Wünsche" symbolisieren sollen. Außerdem befindet sich darin eine Menge alter Prozessionshellebarden und hinter dem Altare eine Statue des Wei-to. Das nächste Gebäude, das „Ta-hsiung-pau-tien", die „große Halle des männlichen Schatzes", ist an seiner Veranda mit hübschem Schnitzwerk und Malereien versehen. Im Inneren trifft man an den Seitenwänden die achtzehn Lo-han, auf dem Altare Schy-tschia-fo und hinter dem Altare Kwan-yin, Wön-schu und Pu-hsien auf ihren Reittieren. Weiter folgt die „endlose Halle", „Wu-liang-tien" mit Wu-liang-scho-fo auf seinem Wolkenthrone. Hernach kommt das „Tschien-scho-fo-tien", die „Halle des tausendarmigen Buddha", mit dessen Standbild und einem Amitabha auf weißem Elefanten. Im hintersten Hofe führt eine Doppeltreppe auf eine gepflasterte Terrasse und von dort zum kleinen, aber prächtigen „Tung-tien" hinan, der „Kupferhalle". Diese ist aus vergoldeten Metallplatten zusammengesetzt, welche an den Innenwänden mit Tausenden von in Relief getriebenen Buddhafigürchen bedeckt sind.

Auf der niederen Altarbank stehen einige Statuetten, sowie die Symbole der Kostbarkeiten. Das Tung-tien ist beiderseits von zweistöckigen Steinhäusern eingefaßt mit Gebetshallen im unteren und Priesterwohnungen im oberen Geschosse. Auf der Terrasse wie seitlich vom Tung-tien stehen in unregelmäßiger Verteilung fünf Pagoden aus Bronze. Am schönsten und höchsten sind die mit unzähligen Buddhafigürchen geschmückten an den äußeren Ecken der Plattform. Besonders reich ist ihr Sockel ausgestattet, dessen im Hochrelief vorspringende Eckfiguren meine Bewunderung erregten. Die anderen drei Pagoden sind vergoldet. Die eine ist in der Form einer Stupa gestaltet, die zweite ist von einem Metallschirm überschattet und aus drei abgeschrägten Würfeln zusammengesetzt, in deren Flächen Buddhabilder graviert sind, die dritte erhebt sich in zwölf Abstufungen auf würfelartiger Basis.

4. Yüen-tschiau-szö, der „Heiligenschein-Tempel".

Der Yüen-tschiau-szö liegt zwischen dem Hsien-tung-szö und Pu-sa-ting eingeschoben und ist im Besitze der Hoschang. Seine vordere Halle enthält die Figuren eines Mi-le-fo, Wei-to und der Tien-wang. Das Hauptgebäude ist an der Giebelwand hübsch bemalt und hat prächtige Schnitzereien über der Eingangstüre. An der Rückwand des Inneren steht ein Schy-tschia-fo, auf dem Altartische Wönschu, und an den Seitenwänden sieht man in mehreren Reihen übereinander al fresco gemalte Heiligenscharen in den Wolken versammelt.

Wu-tai-schan: Hsien-tung-szö, Ta-hsiung-pan-tien
„Die große Halle des männlichen Schatzes„ (Seite 255)

Wu-tai-schan. Blick vom hintersten Hofe des Hsien-tung-szö auf das Tung-tien mit den Broncepagoden. Links des Tung-tien ein weißgetünchtes Priesterhaus (Seite 255)

5. Pu-sa-ting, die „Spitze des Bodhisattwas".

Diese Tempelgruppe, welche sich einem schmalen Bergrücken entlangzieht, ist die höchstliegende des Ortes und überragt den Yüen-tschiau-szö, hinter dem man von der Hauptstraße westlich abzweigend auf hunderteinunddreißig Stufen hinansteigt.

Unter der Tang-Dynastie als buddhistisches Kloster erbaut, wurde Pu-sa-ting von dem Kaiser Sun-tschi den Lamas übergeben, deren fünfhundert es gegenwärtig bewohnen. Der Haupttempel enthält die mit mächtigen Heiligenscheinen ausgestatteten San-schy-fo. Eine Halle zur Linken des Hofes ist „Tai-tschien Wön-schu" oder „Wön-schu mit dem Pfeile" benannt. Man sieht auf ihrem Altare die Figur eines Mannes in kostbarer Gewandung, dem zwei dienende Knaben Pfeil und Bogen überreichen. Die daran sich knüpfende Legende lautet: Ein Kaiser habe bei einem Jagdausfluge einen Mönch mit Frauen zusammen im Bade erspäht und, von heiligem Zorne übermannt, auf den Sünder geschossen. In diesem Augenblicke habe sich der Mönch in Wön-schu verwandelt, der durch Vorspiegelung eines Trugbildes die religiösen Gefühle des Kaisers hatte prüfen wollen, und hernach zum Himmel emporstieg. Holzschnitte mit den Darstellungen dieses Vorganges werden im Tempel den Pilgern verkauft. Die lamaistischen Mönche behaupten in ihrer Unwissenheit, der glaubenseifrige Kaiser sei Kang-hi gewesen. Es bezieht sich aber die Gruppe in der Halle zweifellos auf die bekannte Sage vom Han-Kaiser Ming-ti, dem es einmal träumte, er hielte in Gegenwart seiner beiden Berater einen Bogen und einen Pfeil in den Händen. Als er am nächsten Tage seine Ratgeber befragte, was dieser

Traum zu bedeuten habe, erklärten diese, daß in Bogen und Pfeil die Elemente des chinesischen Schriftzeichens für das Wort Fo oder Buddha zu erkennen seien. Dieser Traum soll im Jahre 65 (nach anderen Schriftstellern im Jahre 67) nach Christus Ming-ti zur Berufung buddhistischer Glaubensboten bewogen haben.

Im nächstfolgenden Hofe steht vor dem Wön-schu-tien eine hübsche, mit Fischen verzierte Bronzevase. Auf dem Altare des Wön-schu-tien thront ein Tu-kan-fo („Einzig-Stock-Buddha"), und an seine Rückseite lehnen sich die Figuren des Wön-schu, Kwan-yin und Pu-hsien auf ihren Reittieren. Weiter zurück liegt ein Hof mit dem zweistöckigen „Kweh-hen-tien", der „Teufelsgesichter-Halle", in der die zu den Maskentänzen benötigten Larven verwahrt werden.

Westlich von Pu-sa-ting, zwischen den Bäumen des schmalen Talgrundes, wie unmittelbar hinter dem Klostergebäude sind die Grabstätten der Priester, die man von ferne schon an den weißgetünchten Stupas erkennen kann. Ich kam gerade dazu, wie dort die Leiche eines Priesters der gelben Kirche verbrannt wurde. Sie war an zwei überkreuz in den Ofen gelegte Birkenstangen gebunden und bereits völlig verkohlt. Der Ofen mochte an zwei Meter hoch sein; er war aus Ton aufgeschichtet, nach oben offen, und besaß an den Seitenwänden viele Zuglöcher. Die Mönche hatten ihre Musikinstrumente eben zur Seite gelegt und dafür mit Watte umwickelte Stäbchen ergriffen, mit denen sie sich anschickten, die verbrannten Knochenreste der Asche zu entnehmen. Verstanden wir recht, werden nur die Leichen der Priester verbrannt, jene der Laienbrüder hingegen beerdigt.

6. Schu-liang-szö.

Der Tempel des „außerordentlichen Glanzes“ liegt, im Talgrunde vorgeschoben, etwa einen Kilometer von Ta-yüan-szö entfernt. Laut Zeugnis der in seinem Hofe befindlichen Gedenksteine wurde er unter der Ming-Dynastie errichtet. Auf seinem Altare steht Wön-schu mit dem Löwen, und seine Wände sind in ganzer Höhe mit Schnitzereien bedeckt, welche die meisten Gestalten der buddhistischen Mythologie in fortlaufender Weise vor Augen führen.

Mir gelang es, in diesem Tempel ein Räucherbecken aus Goldbronze zu erwerben, das sich auf einem Opfertische dem Eingang gegenüber befand. Durch jahrhundertelangen Gebrauch geschwärzt, sah es unscheinbar aus, entpuppte sich aber später als ein vorzügliches Stück mit dem Stempel des Ming-Kaisers Seu-en-tih (1426—1436), unter dessen Herrschaft der Bronzeguß in China seine zweite Blütezeit hatte. Die Wandungen dieses Beckens sind mit Hirschen, Kranichen und Bambusgruppen geziert und die Henkel durch geflügelte Ky-lins gebildet.

7. Yü-hwa-tschy.

Dieser Tempel liegt fünfzehn Li nördlich vom Ta-yüan-szö auf der steilen Höhe des Tschung-tai oder mittleren Gipfels. Auch er war früher den Ho-schangs zu eigen, wurde aber vom Kaiser Sun-tschi den Lamas übergeben.

Als wir den Namen des Tempels ergründen wollten, ergaben sich über dessen Bedeutung allerlei Zweifel. Die chinesische Sprache kann mit Recht jene der Mißverständnisse genannt werden, an denen die Verschiedenheit der Dialekte weniger Schuld trägt wie der Umstand, daß sich

die Sprache aus lauter einsilbigen Worten zusammengesetzt. Jedes dieser Worte besitzt vier Abtönungen und in einigen Gegenden sogar deren sechs. In jeder dieser Abtönungen hat nun das Wort einen ganz verschiedenen Sinn, außerdem kann es aber auch bei unveränderter Aussprache verschiedenerlei Bedeutungen besitzen. Um in diesem Falle Verwechslungen hintanzuhalten, wird einem solchen Worte jeweils ein zweites oder drittes beigefügt, meist ein Adjektiv, so daß die Sprache sich eigentlich in einem Übergangsstadium von einer ein- zu einer mehrsilbigen befindet. Es erklärt sich hieraus die Bedeutung der Zeichenschrift. Wollte man diese in Buchstabenschrift umsetzen, müßte man immer zu jeder Silbe das zugehörige Lautzeichen beifügen und ebenso das Lautzeichen des allenfallsigen Beiwortes. Demgemäß wäre nach der Aussprache der Lamas der in Frage stehende Name folgendermaßen zu transkribieren gewesen: „Yü(vierter Ton)-hwa(erster Ton)-tschy“, was soviel wie „Jad-Blumen-Teich“ besagen würde. Herr Li meinte nun, daß offenbar ein Irrtum der Mönche vorliege und der Name anders auszusprechen sei, nämlich: „Yü (dritter Ton)-hwa(vierter Ton)-tschy“, was er mit „Regen austauschender (oder verwandelnder) Teich“ übersetzte. Diese seine Auslegung ist entschieden die richtige, denn bei andauernder Trockenheit kommen die Mandarine hieher, um Regen zu erflehen und unter Darbietung von Opfern Wasser aus der Quelle zu schöpfen, die, durch eine Steinumfassung geschützt, etwa hundert Schritte nördlich des Klosters sich findet und uns ausdrücklich als der fragliche Teich gewiesen wurde.

Die Hauptsehenswürdigkeit des Tempels sind die vielen

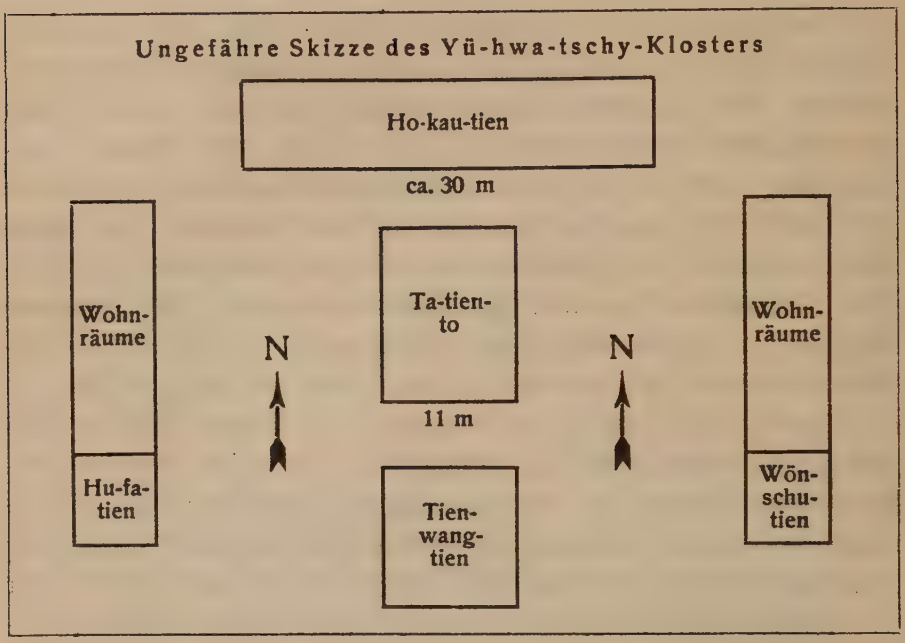
Wu-tai-schan, Provinz Schansi: Der Yüen-tschiau-szö „Heiligenschein-Tempel“ (Seite 256)

Wu-tai-schan: Pu-sa-ting, Wön-schu-tien (Halle des Wön-schu) (Seite 258)

Wu-tai-schan: Verbrennung der Leiche eines Lamas auf dem Friedhofe nördlich Pu-sa-ting (Seite 258)

Lo-han-Statuen aus vergoldetem Eisen. Die Sage erzählt, daß ein Mönch Geld sammelte, um die Statuen fertigen zu können. Als er einen Teil derselben vollendet hatte, frug ihn sein Abt, wie es um die Arbeit stände. Der Mönch entgegnete: „Die Lo-han werden sich schon melden, man muß nur noch etwas warten und darf sie nicht stören.“ Da hörte man wirklich die Stimmen der sich sammelnden Lo-han. Von Neugierde überwältigt, blickte nun einer der anderen Mönche in den anstoßenden Raum und — siehe da! — sofort erstarrten die Lo-han in eben der Stellung, in der sie sich gerade befanden, und wurden zu Eisen. Weiter berichtet die Sage, daß es unmöglich sei, die im Tempel vorhandenen Lo-han zu zählen. Kaiser Kang-hi habe es versucht, indem er jedem eine gelbe Lamakapuze aufsetzen ließ und befahl, hernach die Kapuzen einzusammeln und zu zählen. Aber kaum hatte man mit deren Verteilung begonnen, als auch schon einige Lo-han wieder barhäuptig dasaßen und andere dafür zwei oder gar drei Kapuzen aufhatten. Den gleichen Versuch soll ebenso erfolglos Kaiser Tschien-lung durch Umhängen von Rosenkränzen erneuert haben. In Wahrheit gleicht eine Figur der anderen; alle sitzen mit untergeschlagenen Beinen und sind in gelbe Lamakapuzen gehüllt; nur bezüglich der Ketten stimmt die Angabe der Sage, indem einige Lo-han mehrere Ketten um den Hals haben und andere keine.

Die Zahl fünfhundert ist nicht erreicht, vielmehr sind im ganzen nur dreihundertachtzig Lo-hanfiguren vorhanden, und zwar hundertfünfundneunzig im unteren, fünfundvierzig im oberen Stockwerke des Ho-kau-tien und hundertvierzig im Ta-tien-to. (Vergleiche Skizze!)



Im Ho-kau-tien, der „rückwärtigen hohen Halle", stehen auf der umlaufenden Bank inmitten der Lo-han die San-schy-fo, und davor nochmals eben dieselben in kleinerer Ausführung. Als Hintergrund dient ihnen ein längs der Rückwand gespanntes, grün-rot gemustertes Seidentuch. Auf dem mittleren Altartische befindet sich ein Tsong-khaba, auf den seitlichen rituelles Geräte. Vor den Bänken der Lamas sah ich lange Tuben und Ziehposaunen, die von je zwei Männern bei den Prozessionen getragen werden, sowie Oboen aus Kupferblech, deren Schallöffnung in einen Drachenkopf endigt.

Von der Decke hängen viele Rollbilder lamaistischer Götter gleich Fahnen hernieder. Mir gelang es, eines derselben zu erwerben, welches einen vierarmigen, dreiköpfigen

Gott mit einem dritten Auge auf der Stirne darstellt, der, von einem Flammennimbus umgeben, auf einem Pfau reitet. Laut Inschrift ist es „Kung-tsiau-ming-wang-fo", der „erleuchtete Pfauenkönigbuddha".

Im oberen Stockwerke des Ho-kau-tien bemerkte ich eine hübsche Hängelampe mit trefflich geschnitzten Drachen an ihrer Bodenfläche. Außerdem traf ich hier, um Tschang-scho-fo gruppiert, die Fortsetzung der Lo-han-figuren und eine Menge regellos umherstehender tönerner Buddhas und lamaistischer Götzen.

Die dürftigen Bestände der Klosterbibliothek sind gleichfalls im Obergeschosse dieses Tempels verwahrt. Wie es scheint, sind in den meisten hiesigen Klöstern Bibliotheken vorhanden, von denen jene des Ta-yüan-szö eine der bedeutendsten sein soll. Ich erhielt aus ihren Schätzen ein Werk zum Geschenk, das unter dem Ming-Kaiser Wan-li gedruckt wurde und „Tsching-liang-schan-tschi", die „Annalen der kühlen, reinen Hügel", betitelt ist. Es besteht aus fünf dünnen Bändchen, und harrt immer noch der Übersetzung, gleichwie ein zehnbändiges mongolisches Manuskript ähnlichen Inhalts. — Im „Ta-tien", der „großen Halle", befinden sich hundertvierzig Lo-hanfiguren und diejenigen Wön-schu-fo-yes und seiner Schüler. Das Dach des Gebäudes ist recht hübsch und ebenso der Plafond. Eine Tafel unter seinem Gesimse trägt die Inschrift: „Tien-kai-lu-tschy", die nach einer von Kaiser Kang-hi entworfenen Vorlage geschnitzt wurde und besagt: „Im Himmel hat sich eröffnet ein grüner Teich".

Im Wön-schu-tien, einer Kapelle der östlichen Seitenhalle, sitzt ein überlebensgroß aus Ton gefertigter Wön-

schu, welcher die leiblichen Reste jenes Mönches in sich bergen soll, der die vielen Lo-hanstatuen gefertigt hatte. Mir scheint die Überlieferung glaubhaft, da fast alle lamaistischen Götterbilder Reliquien oder Opfergaben in ihrem Hohlraume enthalten. Bei den größeren befindet sich in diesem ein Stab mit einem Metallspiegel am Kopfende. Der Spiegel soll das Gehirn oder die Seele vorstellen, der Stab das Rückgrat, und die daran befestigten Bänder und Beutel die edleren Eingeweide. Halbedelsteine, Ambrastückchen und Weihrauch füllen die Beutel, den verbleibenden Raum Proben der verschiedenen Getreidesorten, Scheidemünzen, gelben Seidenlappen und Papierstückchen, die mit tibetanischen Gebetsformeln bedruckt oder beschrieben sind.

In der Kapelle der westlichen Seitenhalle, dem Hu-fa-tien, hängen einige Gemälde, deren Darstellungen sich auf die Unterwelt und den Kult der Schreckensgötter beziehen. Außerdem gewahrte ich in diesem Raume tönerne Buddhabilder, und in einem Nebengebäude Gebetsmühlen, die konstruiert waren, um auf Masten gesetzt und vom Winde getrieben zu werden.

Im Tien-wang-tien, der eigentlichen Eingangshalle, stehen die vier Himmelskönige nebst Mi-le-fo und Wei-to, sowie zwei schlecht ausgestopfte Tiger.

8. Scho-ning-szö, der „Tempel der Altersruhe".

Auf dem Rückwege vom Yü-hwa-tschy besuchten wir den Scho-ning-szö, der auf einem Bergrücken westlich von Pu-sa-ting gelegen und von diesem durch das Tal der Grabstätten getrennt ist. In der Mitte seines ersten Hofes steht eine sechseckige Halle, deren Innenwände je drei Meter

lang sind. Sie heißt „Lau-Wön-schu-pu-sa-tien“ „Halle des alten Wön-schu-pu-sa“. Dieser Bezeichnung entsprechend, ist Wön-schu als alter Mann mit grauem Vollbarte dargestellt. Die Wände sind mit lamaistischen Götzen und unzähligen Buddhas bemalt und durch Glasscheiben geschützt. Die „mittlere Halle“, das „Tschung-tien“, enthält die San-schy-fo und die aus gebranntem Tone gefertigten Figuren der achtzehn Lo-han, darunter mehrere von dunkler Hautfarbe. Die San-schy-fo wiederholen sich im „Ho-tien“, der „hinteren Halle“. Über beiden Nebenaltären reihen sich zahllose schlechte Buddhastatuetten, und an den Schmalseiten stehen hinter Glasscheiben tausendundachtzig vergoldete Dhyani-Buddhas (auf jeder Seite $30 \times 18 = 540$), alle mit langen Bärten und fünfzackigen Kronen. Unter diesen Figürchen stehen auf jeder Seite zwölf etwas größere vergoldete Figuren, nämlich ein Buddha und Mi-le-fo, je neun Lo-han und zwei Tien-wang.

Nordöstlich vom Scho-ning-szö, etwas tiefer am gleichen Hange, liegt der „San-tsche-szö“ oder „Drei-Quellen-Tempel“.

9. Tschi-fo-szö, der „Sieben-Götter-Tempel“.

Dieser liegt auf halber Höhe des Hanges. Die Eingangshalle ist in der üblichen Weise mit den Tien-wang, Mi-le-fo und Wei-to ausgestattet. Die mittlere Halle enthält Wön-schu, darüber die in den Wolken thronenden sieben Götter der Vergangenheit, und dahinter die vier Hu-fa in den Nischen der Rückwand. Ferner findet sich hier das aus Messing gefertigte Modell eines tibetanischen Tempels, das mit vielen kleineren Tempelchen und noch kleineren

Götterfiguren aus vergoldetem Messing gefüllt ist, welche völlig im indischen Stile gehalten sind. Solche Modelle trifft man in den Lamaserien ziemlich häufig. Sie scheinen das Universum darstellen zu sollen.

In der linken Seitenhalle des Tschi-fo-szö steht ein Nan-hai-fo-ye und in der rechten sind fünf rohgearbeitete Wön-schus untergebracht, die aus Steinen der fünf verschiedenen Berge von Wu-tai-schan gemeißelt wurden.

10. Wu-lang-miau.

Dieses Kloster liegt in dem östlich vom Orte Wu-tai-schan sich hinziehenden Tal, und zwar am Fuße von dessen Westhang. Am Hinweg kommt man noch an einem anderen Tempel vorbei, den wir wegen Zeitmangels nicht besuchten. Das Wu-lang-miau war früher im Besitze der Ho-schang und gehört gegenwärtig den Lamas. Seine Anlage erinnert etwas an diejenige eines Militärlagers, und seine Räume bergen nichts von Bedeutung.

Die Sage berichtet, daß unter der Sung-Dynastie ein General, vom Feinde bedrängt, die Mönche von Wu-tai-schan zum Kriegsdienste heranziehen wollte und auf ihre Weigerung die Kutte anlegte. Sein Leichnam, heißt es, sei im Innern einer tönernen Figur beigesetzt, und seine Waffe, ein langer, eiserner Rundstab, wurde früher von Leuten, welche die mit Kraftproben verbundene Offiziersprüfung zu bestehen wünschten, in die Höhe gestemmt im Glauben, sich hiedurch eine erfolgreiche militärische Laufbahn zu sichern. Ein chinesischer Offizier, der mit dem Abgesandten des Gouverneurs von Schan-si gekommen war und sich unserem Ritte angeschlossen hatte, ergriff die Stange und

versuchte daran seine Kraft. Meiner Schätzung nach dürfte ihr Gewicht etwa dreißig Kilo betragen. — Wahrscheinlich liegt der Sage von dem General eine historische Begebenheit zugrunde, da die Gegend von Wu-tai-schan der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen den Chinesen und Tataren war. Ich fand später die sitzende Figur dieses Generals in einem Tempel zu Ku-peï-kou. — Wiederholt scheinen Krieger die Waffen mit dem Mönchsgewande vertauscht zu haben. Der aus dem 13. Jahrhundert stammende Roman Schui-hu-tschuan, der von unserem Begleiter, Herrn Li-te-schun, verdeutscht in der Reclam-Bücherei erschien, schildert in ergötzlicher Weise das Klosterleben zu Wu-tai-schan und das tolle Treiben des zum Mönche gewordenen Kriegers Lo-ta, dessen Gestalt an jene des Mönches Ilsank der deutschen Sage gemahnt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Pe-king

Der erste Eindruck, den ich von Pe-king empfing, war ein ungemein imposanter. Im Zwielicht der abendlichen Dämmerung sahen die Mauern der Chinesenstadt düsterer und gewaltiger aus, als sie bei Tage erschienen; noch mächtiger aber jene der Tatarenstadt, vor denen angekommen wir den Zug verließen, um in der deutschen Gesandtschaft Aufnahme zu finden.

Eine genaue Schilderung der Stadt ist noch nicht geschrieben und würde jahrelanges Forschen voraussetzen.

Trotzdem bietet eine oberflächliche Schilderung Pekings infolge seiner symmetrischen Anlage keine besonderen Schwierigkeiten. Den Kern Pe-kings bildet die „verbotene Stadt“ mit dem in nordsüdlicher Richtung orientierten Kaiserpalast. Ihre Länge beträgt 1000, ihre Breite 786 Meter. Eine sieben Meter hohe Mauer und ein Wassergraben scheidet sie allseits von der Kaiserstadt, die auch die gelbe Stadt genannt wird. Das umwallte Rechteck der Kaiserstadt ist in das Quadrat der Tatarenstadt eingeschachtelt. Weniger lang wie diese, dafür aber breiter ist die südlich sich anschließende Chinesenstadt. Sie wird durch die breite Kaiserstraße, die von dem in der Verlängerung der Palastachse gelegenen Tsien-an-mönn, dem Haupttore der Tatarenstadt, zum Yun-tin-mönn, dem mittleren Südtor führt, in zwei Hälften geteilt.

Betritt man die Kaiserstraße durch dieses Tor, gewahrt

man zunächst ausgedehnte Parks: östlich der Straße den des Himmelstempels, westlich jenen des Ackerbautempels. Außer in diesen Tempeln opfert der Kaiser in den teils innerhalb, teils außerhalb der Mauern gelegenen Tempeln der Erde, der Sonne und des Mondes und jenem der Schutzgeister des Ackerbaues und Zerealien, indes der Kaiserin die Darbringung der Opfer im Tempel der Seidenraupenzucht obliegt. Der Tempel des Ackerbaues, richtiger „der ersten Ackerbauer", ist deshalb berühmt, weil auf seinen Gründen der Kaiser zu Frühlingsbeginn die Zeremonie des Pflügens vornimmt. Während die übrigen Tempel der Staatsreligion immer nur je einen unter freiem Himmel stehenden, terrassierten Altar besitzen, besitzt der Ackerbautempel deren drei, die den ersten Ackerbauern und den Geistern des Himmels und der Erde geweiht sind. Außerdem wird dort vor Tafeln mit dem Namen des Schang-ti geopfert und den Namen der Geister der Wolken, des Regens, Windes und Donners, der Geister der fünf heiligen Berge, der vier Meere und vier großen Flüsse.

Das nahezu quadratische Areal des Himmelstempels ist von einem doppelten, an den Ecken der Nordseite abgerundeten Mauerzuge umschlossen. Den Raum zwischen dem äußeren und inneren Mauerzug füllt ein Gehölz von Zedern. Zwischen den beiden Eingangstoren an der Westseite ein freier Platz mit Ställen für die Opfertiere, südlich hiervon Magazine zur Aufbewahrung der Musikinstrumente und rituellen Geräte. — Der Raum innerhalb der zweiten, höheren Mauer ist durch eine Querstraße und eine Quermauer in drei Teile geschieden.

Im mittleren befindet sich im Westen der von einem

Graben und zwei Mauern umfriedete Tsai-kong, der „Palast der Reinigung", in welchem der Kaiser die Nacht vor Darbringung der Opfer wachend und fastend verbringt. Eine geräumige Halle enthält die Namenstafeln der kaiserlichen Vorfahren und ein schmuckloser Saal den breiten Thronsessel aus Ulmenholz, dessen Lehne mit prachtvoll geschnitzten Landschafts- und Genreszenen geziert ist. Zwei kleine Zimmer im hintersten Hofe, geradezu dürftig in ihrer Ausstattung und keineswegs besser wie die irgendeines chinesischen Gasthauses, dienen dem Kaiser zur Wohnung, und die anliegenden Gebäude, zwischen denen im Bedarfsfalle Zelte aufgeschlagen werden, den Leuten seines Gefolges.

Im nördlichen Teile erhebt sich in einem Haine vielhundertjähriger Wacholderbäume auf drei je neunstufigen Marmorterrassen mit eleganten Geländern ein 33 Meter hoher hölzerner Rundtempel, Tsi-nien-tien. Die Verschalung seiner Wände ist bunt bemalt und reich vergoldet, sein dreifaches Dach mit blauen Ziegeln gedeckt und durch eine goldene Kugel gekrönt. Der Innenraum der Rotunde ist leer. Ein Kranz mächtiger Tikholzsäulen stützt ihr falsches Gewölbe. — Der Tempel wurde 1420 von dem Ming-Kaiser Jung-loh errichtet, 1530 umgestaltet und seitdem mehrfach restauriert, zum letztenmal 1889 nach einem durch Blitzschlag verursachten Brand.

Vom Tsi-nien-tien zieht sich zwischen Bäumen hindurch eine Straße gegen die Scheidemauer des südlichen Teiles, welche um einen kleinen Rundbau sich ausbuchtet, den Hoang-Kiong-Yin. Südlich dieses Rundbaues der neun Meter hohe Tien-tan, der „Himmels-Altar". Aus weißem Marmor

errichtet, ist er ähnlich gestaltet wie der Unterbau des Tsiennien-tien. Der Durchmesser seiner Bodenfläche beträgt 80, jener der oberen Plattform 30 Meter. Nach den vier Himmelsrichtungen orientiert, führen zu dieser Treppen hinan. Auf der Plattform werden bei den Opfern die gewöhnlich im Hoang-Kiong-Yin verwahrten Tafeln mit dem Namen des Schang-ti und anderer Götter aufgestellt. Die Opfer erfolgen anläßlich der Wintersonnenwende, sowie im ersten Frühlingsmonat zur Erlangung einer günstigen Ernte, im ersten Sommermonat und zu Zeiten der Dürre zur Erlangung von Regen. — Eine niedere Mauer mit hohen Portalen umgibt den Altar, und diese Mauer wiederum ein niederes Mauerquadrat. Quadratisch ist nämlich die Form der Erde gedacht und rund jene des Himmels. Der Himmel wird dem männlichen Prinzipe zugerechnet, dem Yang, die Erde dem weiblichen, dem Yin. Diesem entspricht in der chinesischen Zahlenmystik die Zweizahl mit ihren Multiplikationen, jenem in gleicher Weise die Dreizahl. Es ist demnach bei den Tempeln der Staatsreligion die Grundrißgestaltung wie die Folge der Stockwerke stets von symbolischer Bedeutung, ebenso die Farbe der Dächer. Sind die des Himmelstempels blau, sind jene des Tempels der Erde gelb, des Sonnentempels rot und des Mondtempels graublau.

Von der Kaiserstraße abgesehen, sind die Straßen der Chinesenstadt ziemlich schmal. Ein pestilenzialischer Gestank machte es mir unmöglich, länger in ihnen zu verweilen. Es waren nämlich sämtliche Kloaken aufgerissen, da man an der Wiederherstellung der seit Jahrhunderten vernachlässigten Kanalisation arbeitete, deren Spuren man selbst weit außerhalb der Stadt gelegentlich antrifft. Über-

haupt muß einst der Zustand der Straßen ein viel besserer gewesen sein wie im heutigen Pe-king, wo der aus den Häusern geschüttete Unrat dazu beigetragen hat, den Straßendamm derart zu erhöhen, daß er die Fußpfade vor den Wohnungen mindestens um einen Meter überragt. Bei nassem Wetter versinkt man bis über die Knöchel im Kot, während bei Trockenheit der Wind wahre Staubstürme erzeugt. Will man vor dem Schmutz sich bewahren, ist man genötigt, sich in der Sänfte tragen zu lassen oder zu reiten; aber auch das Reiten ist kein rechtes Vergnügen, besonders an den Stellen, wo, wie unter den Toren, das ursprüngliche, seit Menschengedenken nicht mehr ausgebesserte Steinpflaster zutage tritt. Daß die Chinesen es einstmals verstanden, gute Straßen herzustellen, steht außer Frage; wenig bekannt dürfte es aber sein, daß wir ihnen das Mac-Adam-Pflaster verdanken, welches der Schotte Mac Adam in Peking zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts kennen lernte, als er sich dort im Gefolge des englischen Gesandten Mac Carthney befand. Gegenwärtig ist ein derartiges Pflaster nur mehr in den Höfen des Palastes und beim sogenannten Kohlenhügel erhalten.

Damit bin ich bereits in die Tatarenstadt gelangt, deren Mauern jene der Chinesenstadt an Wuchtigkeit weit übertreffen. Ihre nach außen abgerundeten Torbauten sind vorne wie rückwärts durch aufgesetzte Holztürme verstärkt. Viele dieser Türme verbrannten 1900 anläßlich der Kämpfe. An den erhalten gebliebenen ergötzten mich die in renommistischer Weise aufgemalten Kanonenmündungen. In den geräumigen Höfen der Tore steht regelmäßig eine Kapelle des Kuan-ti, an welcher vorbei, im rechten Winkel ge-

brochen, der Weg zum Ausgange geführt ist. Längs der Mauern sieht man immer noch junge Bannerleute im Bogenschießen sich üben, obgleich dies neuerdings aufgehört hat, einen Bestandteil der Offiziersprüfung der Bannertruppen zu bilden. In kurzem Galopp ansprengend, nähern sich die Schützen einer großen Papierscheibe bis auf nächste Distanz, um dann ihren Pfeil zwischen zwei Pfosten hindurch zu entsenden. Soviel ich bemerkte, trafen sie fast nie, obwohl sie sich die Sache möglichst erleichterten.

Die Straßen der Tatarenstadt zerlegen diese in ziemlich rechteckige Blöcke. Sie sind im allgemeinen breiter wie jene der Chinesenstadt, am breitesten drei, welche die Tatarenstadt geradlinig von Norden nach Süden durchziehen. Die bedeutendste von diesen erlangte durch die darin erfolgte Ermordung des deutschen Gesandten Freiherrn von Ketteler traurige Berühmtheit. Außer dem marmornen Pei-lo, das zu Kettelers Gedächtnis errichtet wurde, finden sich in der gleichen Straße etliche Pei-los aus Holz, deren vier, an einem Wegekreuz vereinigt, die vier Triumphbögen genannt werden. Der schönste Pei-lo Pekings, ein fünftoriger, ist jedoch jener der Kaiserstraße.

In ihr wie in der Kettelerstraße stehen die stattlichsten Häuser. Die Holzpfeiler der Fassaden wie die dazwischenliegenden Flächen sind mit vergoldetem Schnitzwerk verziert, dessen Geranke zahllose Figürchen umschließt. An Stangen und Masten hängen buntbedruckte Flaggen, Firmenschilde und geschnitzte Embleme der verschiedenen Berufsarten. So beispielsweise vor den Buden der Geldwechsler Schnüre mit durchlochten Münzen von riesiger Größe, die zuweilen in der Form eines Schwertes anein-

andergereiht sind, da die ältesten Münzen diese Form besaßen als Surrogat für die einst im Tauschhandel an Stelle des Geldes verwendeten Klingen. Ein weit über mannshoher Stiefel vor einem Schusterladen sperrt den Verkehr auf dem engen Fußpfade. Niemand nimmt hieran Anstoß. Die Händler stellen ihre Waren mitten auf die Straße, und man bedarf steter Vorsicht, um nicht über die Herde und Töpfe der Garköche zu stolpern, deren ambulante Restaurants stets von Hungrigen belagert sind. Ein nicht geringeres Hindernis bereiten die Gärtner, die ihr Gemüse möglichst breit auslegen und außerdem mit Eiern und Geflügel Handel treiben. Unter diesem Geflügel sah ich rosa bemalte Gänse, die zu Hochzeitsgeschenken bestimmt sind. Dicht neben dem Garkoche treibt im ärgsten Getriebe ein Barbier sein grausames Handwerk, indem er ohne Anwendung von Wasser und Seife seinen Kunden die Köpfe rasiert. An anderen Stellen sammeln Märchenerzähler Gruppen neugieriger Leute um sich, die, auf den Absätzen hockend, atemlos lauschen. Weitaus das störendste Hemmnis sind die zahllosen Bettler, schmutzige und aufdringliche Gesellen, die fast alle durch Arbeit ihren Unterhalt sich verdienen könnten. Allein wozu? Ihr Vater war schon ein Bettler, desgleichen der Großvater, und so sind auch sie wohlbestallte Mitglieder der Bettlerzunft. Selbst auf der Fahrstraße ist es nicht einfach, vorwärts zu kommen. Plötzlich stockt aller Verkehr: ein endloser Leichenzug mit soundso viel Musikbanden und einigen hundert Begleitern, die phantastische Waffen, Prozessionsstangen, Ahnen- und Ehrentafeln tragen, kreuzt den Weg, oder eine Karawane zottig behaarter mongolischer Kamele, vor denen die Po-

nys ausreißen, wobei sie gewöhnlich die Straßenböschungen herabstürzen und ihre Reiter abschleudern. Mittlerweile haben sich auf beiden Seiten die Karren zu einem unentwirrbaren Knäuel zusammengeballt. Mit lautem Geschrei suchen die Läufer, welche den Sänften vorauseilen, diesen den Weg zu bahnen. Die Kutscher schimpfen zurück, der Lärm wird immer größer, er stört aber nicht die in den engen Karren kauernden Schläfer, die es auch nicht im geringsten stört, wenn ihre Köpfe während der Fahrt über das holprige Pflaster hin und her geschleudert werden.

Einer der umfangreichsten Bauten der Tatarenstadt ist der nüchterne Tempel des Kung-fu-tse, dem an Nüchternheit die ihn ergänzende Halle der Klassiker gleichkommt. In seiner unmittelbaren Nähe liegt der Palast, in welchem der Kaiser Yung-tscheng geboren wurde, der ihn 1745 in ein lamaistisches Kloster umwandelte, welches den Namen Yung-ho-kung, „Kloster des ewigen Friedens", erhielt. Es ist von 300—400 Mönchen bewohnt, die meist Chinesen sind. Wie die Mehrzahl der chinesischen Wohngebäude und Tempel, bestehen auch jene des Yung-ho-kung großenteils aus Holz. Die in geometrischen Ornamenten durchgeführte Dekorationsmalerei ist auf einer Gipsschicht aufgetragen, die ihrerseits auf dem groben Rupfenuntergrunde lagert, mit dem die Säulen und Flächen überspannt sind. Selbstverständlich ist diese Dekorationsweise sehr wenig beständig. Die vierte und höchste Halle des Tempels enthält das stehende Kolossalbild eines Buddha, vermutlich Maitreyas. Ihre Wände schmücken bis hoch hinauf Szenen der buddhistischen Legende, und von der Decke hängen eine Menge auf Seide gemalter Bilder hernieder. Die die Höfe seitlich

einfassenden Räume dienen zu Vorlesungen und Predigten. In einem dieser Räume stehen auf Altären fünf tibetanische Fratzengestalten, die bis auf die Köpfe mit Tüchern verhüllt sind, seit amerikanische Missionare, welche sich über die Obszönität der Darstellungen ärgerten, sie zu zertrümmern versuchten. Der überraschende Fund in diesem Raume war mir ein Perserteppich von vorzüglicher Schönheit. Von sonstigen im Besitze des Klosters befindlichen Kunstwerken verdienen Hervorhebung prächtige, von Kaiser Tschien-lung gestiftete Cloisonné-Vasen, sowie die bizarren Bronzelöwen hinter dem Eingangstore. Derartige Löwenfiguren findet man vielfach an den Eingängen kaiserlicher Paläste und Klöster. Sie halten unter der einen Vorderpranke einen zusammengerollten jungen Löwen oder einen Ball. Ich vermute in dem Ball eine mißverständliche und später schablonisierte Wiedergabe eben des jungen Löwen; was aber die Bedeutung der Löwenfiguren betrifft, glaube ich eine Erklärung im Physiologus gefunden zu haben, einer im 4. Jahrhundert in Ostrom zusammengestellten, von orientalischen Überlieferungen beeinflußten und im Mittelalter viel gelesenen Naturgeschichte, in der die Löwin als Symbol der Mutterliebe gedeutet wird, da sie ihr Junges tot zur Welt bringe und es durch Gebrüll, Behauchen und Betasten zum Leben erwecke.

Das nördlich der Stadtmauer gelegene lamaistische Kloster Hoang-szö, das unter der Regierung des Kaisers Sun-tschi für den 5. Dalai-Lama, der 1653 Pe-king besuchte, erbaut und unter Kaiser Kang-hi vollendet wurde, erhielt den Namen eines „Gelben Tempels“ von der Farbe seiner Dachziegel. Es besteht aus zwei einander parallelen Ge-

bäudegruppen, der östlichen „Tung-hoang-szö“ und der westlichen „Hsi-hoang-szö“. Teils durch den Zahn der Zeit beschädigt, teils durch die Einquartierung japanischer Truppen, welche nach der Einnahme von Pe-king dort untergebracht wurden, befinden sich die von Mönchen verlassenen Bauten in einem trostlosen Zustande. Ein mit Marmorquadern eingefaßter und von kleinen Marmorbrücken überwölbter Graben liegt gleichsam als Geistermauer vor dem Eingange zum Tung-hoang-szö, dessen Inneres gründlichst zerstört ist. Bedeutender war von jeher der Hsi-hoang-szö, der bereits unter dem Kaiser Tschien-lung von Grund aus restauriert wurde, um in seinen Räumen den zur Tributleistung nach Pe-king kommenden Mongolenfürsten Unterkunft zu gewähren. Sein vorderstes Gebäude ist an beiden Stockwerken mit offenen Säulengalerien versehen. Tibetanische Schriftzeichen zieren die Kapitelle, deren seitlich ausladende Gebälkstützen an indopersische Vorbilder erinnern, und tibetanisch ist die geschweifte Gestaltung der Fensterstöcke. Über eine morsche Treppe erklomm ich das Obergeschoß, dessen kassettierte Decke in ihren Feldern mit Drachen oder tibetanischen Schriftzeichen geschmückt ist. Auf dem Altare thront ein auf einem Ungeheuer reitender kriegerischer Gott, der eine Ratte auf der Hand trägt, und auf den beiden Kurzseiten stehen je vier Reiterfiguren. Als nächster Bau folgt eine hohe Halle mit den Figuren mehrerer Buddhas und Bodhisattwas, von der eine erhöhte Prozessionsstraße zu einer Marmor-Stupa führt, unter der die Gewänder eines 1779 in Pe-king verstorbenen Panschen-Erdeni-Lamas beerdigt sind, dessen Leiche in einem goldenen Behälter nach Tibet überführt wurde. Um den Fuß

der Stupa zieht sich ein Reliefband von hohem künstlerischen Wert. Besonders gelungen ist die Wiedergabe des landschaftlichen Hintergrundes, vor welchem Szenen aus dem Leben des dahingeschiedenen Lamas sich abspielen. Es ist ein Jammer, daß dieses Meisterwerk nicht früher publiziert wurde, da in neuester Zeit barbarische Hände die Köpfe der Figuren verstümmelten. Der obere Teil der von einer Balustrade umschlossenen Stupa ist wie die vier turmartigen Eckpfeiler in handwerksmäßiger Weise mit Reliefs von Bodhisattwas und Heiligen geziert. Das blendende Weiß des Marmors wird gemildert durch das dunkle Grün des Föhrenhaines, der die Stupa umgibt.

Auf dem Rückwege vom Gelben Tempel überschritten wir den Exerzierplatz, auf dem ein kleiner Hügel aufgeschüttet ist, der dem inspizierenden General den Überblick über die Truppen ermöglicht. Man sah dort einen Wagenpark und eine Gruppe von Zelten. Im größten der Zelte saß eine vielköpfige Kommission von Mandarinen, denen mongolische Mönche und Knechte kleine struppige Steppenpferde vorführten. Auf jedes der zu musternden Tiere trafen mindestens zwei bis drei Mandarine. Sie hatten den Auftrag, die Vorbereitungen für die Reise des Kaiserlichen Hofes nach den Hsi-ling-Gräbern zu treffen, da die Feier des Totenfestes bevorstand. Für diese Reise waren Hunderte von Wägen zusammengezogen worden und standen in einzelne Parks geordnet, deren Fahrzeuge durch verschiedenfarbige, hübsch gestickte Wimpel gekennzeichnet waren, auf dem großen Platze östlich des Kohlenhügels.

Bevor die Bahn nach Pao-ting-fu gebaut war, von welcher der Kaiser nun eine Zweigbahn nach den Gräbern her-

stellen läßt, soll die Reise des Hofes vier Millionen Taël gekostet haben. Noch jetzt kommt sie einer kleinen Völkerwanderung gleich. Längs der ganzen Bahnstrecke sah ich zum Schutze gegen räuberische Überfälle einen doppelten Kordon von Infanteriepostierungen zu je acht bis zehn Mann mit riesigen violetten Fahnen. Auf jeder Bahnstation waren zum Empfange des Kaisers hallenartige Mattenzelte errichtet und mit Drachen und allerlei Ornamenten bemalt worden; in Pao-ting-fu aber und in der Nähe der Gräber arbeiteten Hunderte von Händen an der Improvisation von Hoflagern.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Die kaiserlichen Paläste in und bei Pe-king

Ausflug nach Pi-yün-szö

Vor der Abreise des Hofes nach den Hsi-ling-Gräbern wurden wir im Palaste empfangen. Man hatte uns vierzehn Sänften an das Gesandtschaftsgebäude entgegengeschickt, von denen die für meinen Vetter und mich bestimmten mit Bändern in der gelben kaiserlichen Farbe geschmückt waren. Unter Vorantritt eines Halbzuges chinesischer Infanterie, sowie mehrerer Reiter begann sich unsere lange Karawane in Bewegung zu setzen. Von Zeit zu Zeit stieß der Führer der vordersten Sänfte einen Ruf aus, der durch die ganze Kolonne weitergegeben wurde. Die Karawane stockte dann einen Augenblick, den die Träger zum Wechsel der Schultern benützten. Wir betraten den Palast von Süden her, aus der Richtung des Tschien-mönn oder „Kaisertores". Nachdem wir das Ta-tsching-mönn passiert, ein niederes, unansehnliches Tor, gelangten wir durch einen langgestreckten, schmalen Hof, der vor dem Tien-an-mönn, dem „himmlischen Friedenstore", in einen breiteren mündet. Zwei von Balustraden umgebene Pfeiler mit Löwenfiguren auf den Kapitellen stehen hier vor dem Eingange zur eigentlichen Kaiserstadt, vor dem die Eskorte zurückblieb. Im nächsten Hofe wurden wir von vielen Mandarinen empfangen und vertauschten die schwerfälligen Sänften mit leichteren Trag-

sesseln, die aber nur meinem Vetter und mir, sowie dem Geschäftsträger Freiherrn von der Goltz zugebilligt wurden, während die übrigen Herren zu Fuß gehen mußten. Das nächste Tor, jenes der „Erhabenheit", „Tu-an-mönn", ist, wie das vorige, fünfbogig. Nachdem wir abermals einen sehr langen Hof durchzogen hatten, kamen wir ans „Wumönn", das „Mittagstor". Dieses ist höher als das vorhergehende, da bei Tempeln wie bei Palastbauten von den vordersten zu den hauptsächlichsten Gebäuden stets eine Steigerung der Höhenverhältnisse stattfindet. Beim Wumönn muß ich einen Augenblick innehalten. Wie ganz Peking, dann wieder die Tatarenstadt für sich, so ist auch die Kaiserstadt durch einen Wassergraben umzogen, der vor dem Tien-an-mönn von fünf gewölbten Marmorbrücken überspannt ist und weiter westlich in die Seen des Palastgartens mündet. Ein innerer Graben, breiter als der vorerwähnte, umgibt die verbotene Stadt und fließt in einem überwölbten Kanale unter den Flankierungstürmen des Wumönn hindurch. Hinter diesem Tore stößt man im Hofe wiederum auf einen schmalen Wasserlauf, der ebenfalls von fünf Brücken überquert ist. Der Hof, der sich zwischen dem Wu-mönn und dem nächstfolgenden „Tai-ho-mönn", dem „Eintrachtstore", erstreckt, ist durchweg gepflastert und das Tor selbst, des Festungscharakters entkleidet, nieder, in die Breite gezogen und mit zwei Nebenhallen versehen. Es folgt ein geräumiger Hof, in welchem beiderseits der mit Marmorplatten belegten Mittelstraße in den Boden eingelassene geflammte Bronzetafeln durch ihre Aufschrift die Plätze anweisen, die bei der Neujahrsaudienz und jener am kaiserlichen Geburtstage die Angehörigen der verschie-

denen Rangklassen einzunehmen haben und auf denen sie beim Erscheinen des Kaisers neunmaligen Ko-tau erweisen müssen. Der Kaiser steht dann in der gegenüber befindlichen Halle, die gleich den Gebäuden des Himmelstempels auf einer dreigeschossigen Marmorbasis errichtet ist. Diese Audienzhalle, den „Saal der Eintracht", „Tai-ho-tien", außen umgehend, kamen wir an dem dahinter liegenden „Tschung-ho-tien" vorüber, dem „mittleren Saale der Eintracht", einem verhältnismäßig unbedeutenden Gebäude (fünf Interkolumnien gegenüber neun beim Tai-ho-tien und Pa-ho-tien). Es dient zur Besichtigung der Ernte-Erstlinge und zur Ergänzung der genealogischen Register des Kaiserhauses. Das Pa-ho-tien, der „Saal der beschützenden Eintracht", ist wesentlich breiter und gleich dem Ta-ho-tien mit einem doppelten Dache versehen. In seinen Räumen werden die Annalen verfaßt und die Sitzungen des Staatsrates abgehalten. Außerdem finden dort die Examen zum Han-lin statt, der obersten literarischen Akademie. Die drei genannten Gebäude bilden, wenn man so will, ein Ganzes, indem sie auf ein und demselben fortlaufenden Marmorunterbaue sich erheben, der bei dem schmalen Tschung-ho-tien sich verengt. Wir gelangten nun an das „Tien-tsching-mönn", das „Tor der himmlischen Reinheit", welches auf einer Marmorterrasse ruht und durch einen Damm mit dem Tien-tsching-kung, dem Hause des Kaisers, verbunden ist. Hier empfing uns Prinz Tsching an der Spitze chinesischer Würdenträger. Alle waren in prunkvolle Kostüme gekleidet, nicht aber in die eigentlichen Galagewänder, die offenbar nur bei den höchsten Festen gebraucht werden. Während der gegenseitigen Begrüßung bemerkte ich in der Torhalle

viele Gestelle mit Bögen und Pfeilköchern. Nach kurzem Aufenthalte führte man uns in ein Gemach an der Ostseite des Hofes, das mir als das Studierzimmer des Kaisers bezeichnet wurde. Die Wände dieses Zimmers sind weiß getüncht und mit einigen kalligraphischen Spruchrollen geschmückt. Von sonstigen Gegenständen fesselten meine Aufmerksamkeit ein paar Tischchen mit kostbaren Tellern und Vasen aus dem violettrot geflammten Schadonporzellan, das die Chinesen so ungemein bewerten, wir Europäer aber weniger zu würdigen wissen. Man lud uns ein, ein Weilchen zu rasten und an einer gedeckten Tafel Platz zu nehmen, an der wir mit Früchten, Backwerk und Champagner bewirtet wurden, bis die schrille Stimme eines Eunuchen verkündete, daß die Stunde der Audienz gekommen sei. So schritten wir denn zum Tore zurück, wo sich unser Zug zwischen den Marmorbalustraden des Dammes ordnete und auf den Thronsaal hin in Bewegung sich setzte. Einer nach dem anderen gingen wir im Gänsemarsch einher, ich voran, von meinen chinesischen Begleitern sofort sachte am Ärmel gezupft, wie ich auch nur das mindeste von der Mittellinie abwich, deren Innehaltung die Etikette erfordert, was gar nicht so leicht ist, da als Treppen schrägliegende Platten dienen, aus welchen im Relief Drachenfiguren gemeißelt sind. Im Inneren des Thronsaales war es so dunkel, daß ich, aus dem hellen Sonnenlichte kommend, anfänglich gar nichts unterscheiden konnte, bis ich mich plötzlich der Kaiserin-Regentin gegenüber befand, die mit starr geradeaus gewendetem Blick uns ansah. Sie saß auf den gelben Kissen eines Thronsessels, welcher auf einer erhöhten Estrade errichtet war. Die üblichen drei Verbeugungen vollführend,

traten wir näher, und man bedeutete uns, mit Freiherrn von der Goltz, sowie Herrn von Borcht, der als Dolmetscher fungierte, die Estrade zu besteigen, während die folgenden Herren auf zehn Schritte Abstand dem Throne gegenüber halten blieben und zwei Reihen chinesischer Würdenträger zur Rechten und Linken sich aufstellten. Ich hatte nun eine kurze Adresse zu verlesen, die in gleicher Weise von der Kaiserin beantwortet wurde, welche hernach verschiedene konventionelle Fragen von bereitliegenden Papierzetteln ablas. Sowie die Kaiserin den Mund öffnete, ließ sich ihr Dolmetscher Lien-fang, der erste Sekretär des Auswärtigen Amtes, auf beide Knie nieder und übersetzte in dieser Stellung ihre Worte ins Französische.

Das Auffallendste an der äußeren Erscheinung der Kaiserin sind ihre kleinen stechenden Augen. Ihre Nase ist gut entwickelt, ihr Teint, der gegen die Gepflogenheiten der Mandschurinnen durch keine Schminke verdeckt ist, von gelblicher Farbe. Trotz ihrer neunundsechzig Jahre ist sie außerordentlich gut konserviert und ihr nach mandschurischem Brauche gescheiteltes Haar ist noch immer von glänzender Schwärze. An dem Stirnbande hatte sie Monstreperlen und durchsichtige Jadsteine befestigt. Ihre Hände waren mit Ringen bedeckt und die langen Nägel an den zwei letzten Fingern jeder Hand durch durchbrochene und emaillierte Silberfutterale geschützt. Die Kleidung war dunkel und trotz der vielen Stickereien einfach und vornehm. Auf dem Tische vor der Kaiserin standen zwei Gefäße mit Blumen, die ihr Gesicht einrahmten, und zwischen diesen Gefäßen lag ein gebogenes Zepter von ungemeiner Kostbarkeit, das aus einem rosenroten Korallenzweige gefertigt

war. Beiderseits des Tisches gewahrte ich je einen Pagodenturm aus prächtigem Cloisonné, sowie auf geschnitzten Konsolen befindliche Cloisonnélöwen, die gleich den im Vordergrunde der Estrade stehenden Bronzereihern als Räucherbecken zu verwenden waren. Die Lehne des Thronsessels ist mit vielen Drachenfiguren geziert, ebenso der dahinter befindliche Wandschirm, in dessen Rahmen Inschrifttafeln gefügt sind. Seine goldglänzende Fläche wirkt wie der Nimbus eines Götterbildes. Düster wie ein Tempel ist ja auch die Audienzhalle, und ihre tiefrote Farbe soll offenbar bezwecken, alle Aufmerksamkeit zu konzentrieren auf den strahlenden Goldthron des Himmelssohnes. Hinter dem Wandschirme konnte man ab und zu eine leichte Bewegung bemerken, denn hier hatten sich bei unserem Eintritte die kaiserlichen Prinzessinnen und Hofdamen versteckt, die durch das durchbrochene Schnitzwerk den Vorgängen zuschauten.

Mit wiederholter Verbeugung verabschiedeten wir uns von der Kaiserin und wurden nun in ein Gemach zur Linken zum Kaiser geführt, der auf einer teppichbedeckten Fensterbank im schlichten, grauen Hausgewande saß und auf seinem Hute nicht das mindeste Abzeichen hatte. Mit schüchterner Gebärde lud er mich ein, neben ihm Platz zu nehmen. Es folgte wiederum die Verlesung einer Adresse, auf die der Kaiser mit vorgeneigtem Kopfe leise erwiderte.

Nach beendeter Audienz begaben wir uns in das Studierzimmer zurück, wo nach wenigen Minuten der Kaiser unsern Besuch erwiderte. Als er gegangen, setzte sich der ganze Zug wieder in Bewegung, und auf dem gleichen Wege, den wir gekommen, verließen wir den Palast.

Das in seinem Innern herrschende Zeremoniell, die entfaltete Pracht, die Anordnung der Höfe und Gebäude, ja selbst der leuchtende Glanz der Ziegel erinnerte mich an die Schilderung babylonischer Königspaläste.

Bald nach der Audienz wurden uns die vom Kaiser verliehenen Orden überreicht. Außerdem erhielten wir seitens der Kaiserin gestickte Stuhlkissen, Papierrollen mit von ihr eigenhändig in kräftigen Tuschstrichen ausgeführten Glückszeichen und zwei von ihr gemalte und auf rote Brokatstreifen gespannte Aquarelle. Eines dieser Gemälde stellt blühende Päonien dar. In der Mitte enthält es den Stempel der Kaiserin-Regentin Tszè-hsi und links die Aufschrift: „Im siebenundzwanzigsten Jahre des Kaisers Kuang-hsü (1901), in der mittleren Dekade des letzten Wintermonates.“ Rechts steht folgendes Gedicht:

„Blumen, strahlend schön wie Edelsteine,
mit perlengleichem Tau benetzt,
umgeben uns wie eine Hülle aus
durchbrochener Seide und Brokat;
gemalt bringen sie uns den ewigen
Frühling und zaubern ein Himmelsbild herbei,
das sich in seinem glückverheißenden
Glanz mit den rosigen Wolken vermählt.
Von Tschang-po-hsi (dem Direktor des Unterrichtswesens)
ehrfurchtsvoll geschrieben (in siebensilbigen Versen).“

Meine Gattin, die wegen Erkrankung verhindert war, die Kaiserin zu besuchen, erhielt von ihr vier mit Birnen, Nüssen, Bananen und Pompelmusen gefüllte Scheffel zugeschickt, sowie drei Holzschachteln, deren Inhalt aus einer gebratenen Ente, einem Hammelragout und vielen künst-

lichen Papierblumen und Schmetterlingen bestand. Wenige Tage später sandte die Kaiserin sechs Scheffel voll Obst und Oliven. Nachdem meine Gattin sich wieder erholt hatte, wurde sie eingeladen, die Kaiserin im südlichen Jagdparke zu besuchen. Da aber die dortigen Gebäude nicht im besten Zustande waren, wurde die Einladung bis zu dem Zeitpunkte vertagt, an welchem der Hof nach Rückkehr von den Hsi-ling-Gräbern in Pao-ting-fu sich aufhalten sollte. Die diesbezügliche Nachricht wurde uns in der üblichen Form eines kaiserlichen Edikts mitgeteilt, das, auf einem gelben Papierstreifen gedruckt, in einer gelben Holzschachtel überreicht wurde. Als ich dieses Edikt in Händen hielt, entriß es mir ein zufällig herbeigekommener Engländer in der Meinung, daß es für ihn bestimmt sei, da er ein solches in bezug auf eine erbetene Konzession sehnlichst erwartete. Ich mußte herzlich lachen, als er, über den Irrtum aufgeklärt, sich entschuldigte, und führe die Tatsache nur an, weil sie bezeichnend ist für das Gebaren der industriellen Konquistadoren.

Außerordentlich lohnend ist die Besteigung des siebzig Meter hohen Mei-schan oder „Kohlenhügels", der als Geistermauer unmittelbar hinter der verbotenen Stadt aufgeschüttet ist, um die üblen Einflüsse des Nordens von ihr ferne zu halten. Gleichzeitig mit dem Palaste wurde er von den Ming-Kaisern errichtet, deren letzter bei dem Andringen der Rebellen dort an einem Föhrenast sich erhängte. Der Kamm des Hügels ist in fünf Kuppen gegliedert, welche die fünf heiligen Berge veranschaulichen sollen und je einen vier- oder achteckigen Pavillon tragen, von denen der mittlere und höchste ein großes Buddhabild enthält. Nördlich

des Hügels liegt der Ahnentempel und die Leichenhalle der kaiserlichen Familie innerhalb der nämlichen Umfassungsmauer, welche auch den Hügel umzieht, und die dem Palast gegenüber ein dreiteiliges Pei-lo durchbricht.

Der Ausblick über die Stadt ist großartig: geradeaus in nördlicher Richtung fallen zunächst in die Augen der Ku-lu und Tschung-lu, der Pauken- und Glockenturm.

Man erblickt ferner die Stadtmauern mit ihren Toren, viele Pagodentürme im Westen und Südwesten, die Spitzdächer des Himmelstempels im Südosten, und vor allem im Süden die verbotene Stadt. Hier erst gewinnt man einen Begriff von ihrer Ausdehnung, indem man nicht bloß den Mitteltrakt gewahrt, sondern auch seine Seitenhöfe und Nebengebäude mit Tempeln, Schatzhäusern, Magazinen, Theatern, Lustgärten, Wohnungen der Kaiserinnen, Konkubinen, Eunuchen und Hofbeamten, so daß man nicht staunt, zu vernehmen, daß die Bevölkerung der verbotenen Stadt an fünftausend Leute beträgt.

Überaus hübsch ist das Farbenspiel ihrer Dächer. Die mittleren sind gleichmäßig mit gelben Ziegeln gedeckt und die seitlichen zum Teil mit grünen und blauen. Der Name einer „violetten Stadt", welcher der verbotenen Stadt mitunter gegeben wird, rührt nicht von den Dächern her, sondern vielmehr von der Farbe des zu den Umfassungsmauern verwendeten Mörtels.

Auch die Weiher und Wasserpaläste der Kaiserstadt übersieht man vom Mei-schan, dem westlich gegenüber auf einer Insel die Pe-ta emporragt, eine weißschimmernde Stupa. Nach längeren Bemühungen erhielten wir die Erlaubnis, auch diesen Teil der Palastgebäude zu betreten.

Als wir auf dem Wege dahin durch die Straßen der Gelben Stadt fuhren, mißfiel mir das Benehmen der Bevölkerung, die uns mit argwöhnischen Blicken betrachtete. Wir waren noch nicht weit gelangt, da sperrte uns eine Militärwache plötzlich den Weg, ließ uns jedoch nach erfolgter Aufklärung passieren. Ein ernstlicheres Hindernis bereitete uns eine zweite Wache unmittelbar vor dem Palasttore, die unter großem Tumulte die Gewehre ergriff und den vordersten Wagen zum Stehen brachte. Da ich mit den Soldaten, von denen einer in den Zügeln sich festgeklammert hatte, mich nicht verständigen konnte, blieb ich ruhig sitzen, bis Freiherr von der Goltz, der im zweiten Wagen folgte, herbeikam und bald auf chinesisch, bald auf deutsch laut zu schelten begann. Dies hatte wenigstens den Erfolg, daß ein Offizier geholt wurde, welcher einen weiteren Offizier herbeiholen ließ und schließlich einen Oberst, der uns trotz der Versicherung des Freiherrn von der Goltz, daß wir seitens des Wai-wu-pu die Erlaubnis hätten, den Palast zu betreten, nicht einlassen wollte, weil ihm kein diesbezüglicher Befehl des Palastkommandanten zugegangen sei. Dabei sah man hinter dem weitgeöffneten Tore, keine drei Schritte von der Wache, die mit gefälltem Bajonette uns den Zugang sperrte, die Teetische, Sänften und Tragstühle für unseren Empfang bereitstehen, und bei den Tischen eine Schar von Eunuchen, Palastbeamten und Mandarinen des Wai-wu-pu, die uns erwarteten und wirr durcheinanderredeten, ohne sich jedoch zu rühren, da das Militär sie nichts anging. „Den Kerls gebührt eine tüchtige Bestrafung!“ rief nun von der Goltz; mir aber flüsterte er mit verstohlenem Lächeln zu: „Dies ist das erstemal, daß ich sehe, daß ein

Chinese seine Pflicht tut; das Wai-wu-pu hat offenbar vergessen, den Palastkommandanten zu benachrichtigen.“ Und nun erhob er seine Stimme aufs neue: „Das ist mir ganz recht, das sollen sie nur büßen, das kostet ihnen zum mindesten eine Eisenbahnkonzession!“ Dieses Wort wirkte Wunder, denn es wurde von den des Deutschen kundigen Mandarinen des Auswärtigen Amtes verstanden, die sich daraufhin ernstlich bemühten, den Widerstand des Obersten zu brechen, der sich auf ihr Zureden hin entschuldigte und uns den Eintritt gestattete. So endete dieser chinesische Kompetenzkonflikt. Noch am gleichen Nachmittage erschienen auf der Gesandtschaft nacheinander Vertreter des Wai-wu-pu, des Palastamtes und des Tatarengenerals, um wegen des bedauerlichen Mißverständnisses am Morgen Abbitte zu leisten und zu berichten, daß der Soldat, welcher die Unverschämtheit beging, dem Kutscher in die Zügel zu fallen, mit fünfzig Bambushieben bestraft worden sei. So geht es nun einmal in China: die Prügel bekommt immer der Unschuldige.

Nach Überwindung der Schwierigkeiten, die sich unserem Eintritt in die kaiserlichen Lustgärten entgegenstellten, begaben wir uns zunächst zum südlichen Teiche, auf dessen Insel der Kaiser gefangengesetzt war. Während der Zeit seiner Gefangenschaft hatte man, um ihm jede Verbindung mit der Außenwelt unmöglich zu machen, den Belag von den Brücken abgenommen, der nur dann wieder aufgelegt wurde, wenn die mit der Überbringung der Lebensmittel betrauten Eunuchen sich näherten. Der Palast besteht aus einer Anzahl niederer Hallen, Kioske und Korridore, die in malerischer Weise auf dem engen Raume zu-

sammengedrängt sind. Ebenso unregelmäßig sind auch die anderen Gebäude am Ufer gestaltet, durch deren Gärten künstliche Wasserläufe sich winden. Ich halte mich nicht länger mit ihrer Schilderung auf und sage nur, daß, soweit ich Innenräume betrat, ich sie leer und geplündert fand. Auch die Bronzefiguren zu seiten des Thrones in der westlich des mittleren Teiches gelegenen Mongolen-Audienzhalle schienen entwendet worden zu sein, denn die jetzt dort vorhandenen sind neue Stücke aus minderwertigem Materiale.

Der schönste Teil des Gesamtparkes ist jener an dem nördlichen Lotosteiche, den eine 1392 erbaute, zehnbogige Marmorbrücke von dem mittleren trennt. Das Bild, das sich hier bietet, ist ein höchst seltsames, und die Pé-ta, die sogenannte Flaschenpagode, eines der merkwürdigsten Wahrzeichen Pe-kings. Sie erhebt sich auf dem bewaldeten Hügel der Insel Tschiung-hia-tao, die bereits zuzeiten der tatarischen Kin-Dynastie einen Bestandteil der kaiserlichen Lustgärten bildete, welche unter den mongolischen Yuan-Kaisern in die Stadtumfassung einbezogen wurden, die sich damals viel weiter nach Norden erstreckte, und deren aus dichten Lehmwällen bestehende Reste sich außerhalb der heutigen Tatarenstadt verfolgen lassen. Pe-king hieß unter den mongolischen Herrschern Kambalik, und seine Mitte bezeichnete gleichwie in Nan-king der Glockenturm. Das gegenwärtige Pe-king, speziell die Kaiserstadt, verdankt der Hauptsache nach ihre Entstehung den Mings; die Pé-ta-Pagode aber wurde 1651 vom ersten Kaiser der Mandschu-Dynastie errichtet, der sich zum Lamaismus bekannte und ihn als Stütze seiner Herrschaft betrachtete. Dementsprechend

fehlen auch nicht typisch lamaistische Embleme am Fuße der Stupa, zu deren Marmorplattform man auf steiler Treppe hinansteigt.

Sehr schade ist es, daß die am unteren Teile der Stupa befindlichen Fayencekacheln mit ihren hübsch kolorierten Buddhafigürchen mutwilligerweise zerschlagen wurden. Glücklicherweise blieb wenigstens die Geistermauer im Vorhofe des Ta-fo-lu-Tempels nordwestlich des Sees erhalten, die mit den prächtig glasierten Reliefs von vier Drachenpaaren geschmückt ist. Da sie durch Wind und Wetter einem sicheren Verfalle entgegengehen, wäre es wünschenswert, wenn eine farbige Abbildung derselben veröffentlicht würde. Auch der Tempel verdient größere Beachtung. Die Lamas sind nicht wiedergekehrt, die Räume verödet, ausgeraubt und gänzlich vernachlässigt, ebenso jene des benachbarten Tai-tschün-hsing-kung. Der tausendarmige Tschien-scho-fo daselbst, ein dreiundzwanzig Meter hoher, scheußlicher Holzgötze, ragt bis über das erste Stockwerk der hohen Halle, die mit Hunderten buddhistischer Wandbilder geziert ist. Von den Tausenden von Messingfigürchen, die früher hier standen, ist kein einziges an Ort und Stelle verblieben.

Der dahinter befindliche Wan-lo-fou, ein Steinbau tibetanischen Stiles, ist an seinen Außenflächen mit glasierten Platten verkleidet. Sein tonnengewölbtes Innere ist leider ebenso geplündert und beschädigt wie jenes des unmittelbar vorliegenden Kioskes, welcher mehrere Inschrifttafeln und schwarze Marmorplatten mit Reliefs en creux enthält.

Immer und immer wieder mußte ich bedauern, daß während der langen Okkupationsdauer all diese Merkwür-

digkeiten nicht von fachmännischer Seite aufgenommen und beschrieben wurden, und daß keine der beteiligten Mächte daran dachte, ihrem Kontingente einen Sinologen zuzuteilen, dem Beispiele folgend, das der große Napoleon bei seiner ägyptischen Expedition gegeben, die nicht bloß eine militärische, sondern auch eine wissenschaftliche war, und deren wissenschaftliche Erfolge die militärischen überlebt haben.

Während unseres Rundganges unterhielt uns nicht wenig das galante Benehmen eines baumlangen und mit der schwarzen Rabenfeder ausgezeichneten Ober-Eunuchen, der meiner Gattin auf Schritt und Tritt folgte. Näherte sie sich einer Stufe, sprang er augenblicklich herbei, ihr behilflich zu sein, und gewahrte er eine Blume, die der Kälte ungeachtet sich hervorgewagt hatte, eilte er, sie zu pflücken und höflichst zu überreichen.

Wenige Tage später besuchten wir den sogenannten Sommerpalast, der eigentlich die Herbstresidenz genannt werden sollte. Die Herbstresidenz ist mit der Hauptstadt durch einen Kanal verbunden, der aus ästhetischen oder abergläubischen Gründen in vielen Schlangenlinien geführt ist. Ehedem bestand sie aus mehreren Gruppen von Palästen, die, dem hügeligen Gelände angepaßt, von gewollt unregelmäßiger Anlage waren, da es auf die Erzielung hübscher Effekte ankam und die einzelnen Gebäude nicht offiziellen Zwecken dienten, sondern lediglich dem Vergnügen. Die von den Kaisern Yung-tscheng und Tschien-lung errichteten Paläste wurden bekanntlich 1860 während der Plünderung durch französische und englische Truppen ein Opfer der Flammen. Unermeßliche Schätze gingen hiebei zugrunde. Die Verwüstung vollendeten die Hände räube-

rischer Bauern, die aus den Wänden die Eisenklammern rissen und die Marmorplatten wegschleiften, so daß mit Ausnahme der kahlen Mauern fast nichts mehr übrig ist. Nur an wenigen Stellen läßt sich noch die Stuckdekoration jener Gebäude erkennen, die in einem chinesierten Rokoko-Stile von französischen Jesuiten-Architekten für Tschien-lung erbaut wurden.

Jene Palastgruppe, welche die landschaftlich schönste Lage besaß, wurde in den Jahren 1895 und 1896 neu aufgebaut, aber schon 1900 durch Plünderung wieder beschädigt. Sie liegt am Hange eines Ausläufers der westlichen Berge und reicht hinab bis zum Ufer des Kuen-meng-hu, eines großen Stausees.

Die Gebäude am Seeufer verdienen keine besondere Erwähnung. Die früher hier vorhanden gewesenen Bronzelöwen sind fast alle verschleppt, und die einzelnen Bronzetiere, die vor dem Palaste der Kaiserin-Regentin aufgestellt sind, sind minderwertige Güsse.

Hinter einem Pei-lo zieht sich das Hauptgebäude mit vielen Höfen, buntbemalten Hallen, Pavillons und offenen Galerien bergan. Darüber erhebt sich auf einer klotzigen Untermauerung ein breiter, vierstöckiger Holzturm, der in seinem Inneren eine große Amitabha-Figur enthält. Rechts unterhalb dieses Turmes liegt eine hübsche kleine Tempelanlage mit einem reichverzierten hohen Denkstein, über dem Turme aber, auf der höchsten Stelle des Wan-schuschan oder „Tausend-Freuden-Berges“, ein zweigeschossiger Tempel tibetanischen Stiles, der, wie der Wan-lo-fu zu Pe-king, da er weder eine Gebets- noch eine Opferhalle besitzt, als eine Stupa zu betrachten ist. Seine Außenwände

sind von Rundbogenfenstern durchbrochen und mit glasierten Kacheln bedeckt. Leider wurden diese mit kleinen Buddha-Bildern geschmückten Kacheln, soweit sie in erreichbarer Höhe waren, 1900 zertrümmert. Der dunkle Innenraum ist in mehrere Tonnengewölbe gegliedert, in denen ich einige Buddhafiguren erkennen konnte.

Wenige Schritte dahinter erblickt man am jenseitigen Abhange ein Chaos beschädigter Terrassen, geborstener Pagoden, eingestürzter Mauern und verfallener Häuser, die traurigen Überreste des Yuen-ming-yuen-Palastes, des Palastes „des ursprünglichen Glanzes", von denen sich einzig der sogenannte Porzellanturm am Nordrande erhielt.

Zwischen künstlich aufgetürmten Felsen und durch verschiedene Tunnels nahmen wir auf gewundenen Pfaden den Rückweg zum See und begaben uns auf das Marmorschiff, die plumpe Nachbildung eines Raddampfers, in dessem Salon uns ein opulentes Frühstück erwartete, von dem mir bei der herrschenden Kälte der warme Reiswein am besten behagte. In der Nähe des Marmorschiffes ist eine hübsche Marmorbrücke mit einem Pavillon. Von einem anderen Pavillon auf einer Halbinsel ergibt sich ein besonders schöner Blick über die Gesamtanlage der Paläste, deren übereinandergeschobenen und frei von der herkömmlichen Norm dem Gelände angepaßten Gebäude auf der Wasserfläche im Spiegelbild erscheinen.

An einem der folgenden Tage ritten wir nach dem Kloster von Pi-yün-szö am Hange der westlichen Berge. Hiebei kamen wir an dem Wu-ta-szö vorüber, dem „fünffachen großen Tempel", so benannt nach den fünf Stupas auf der Plattform seines 16 Meter hohen viereckigen Unterbaues.

Dieser enthält ein schmales Tonnengewölbe und ist außen mit Marmorreliefs verkleidet: in der untersten Reihe mit Darstellungen von Ritualgeräten und religiösen Emblemen, in den oberen fünf Reihen mit zahllosen Buddhagestalten. Von den Stupas ist jede der äußeren vier in elf Miniaturgeschosse gegliedert, die mittlere in dreizehn. Die Stupas umschließen vergoldete Buddhafiguren, die nebst dem Modell des Mahabodhi-Tempels von Buddha-Gaya ein indischer Mönch dem Kaiser Yung-loh brachte, der den Wu-ta-szö nach diesem Modell errichten ließ. Das Bauwerk wurde 1473 unter dem Kaiser Tscheng-hoa vollendet und von Tschien-lung restauriert.

Am Fuße der Berge besichtigten wir das Grab einer prinzlichen Familie, dessen Anlage jener der Kaisergräber in wesentlich verkleinertem Maßstabe entspricht.

Unweit hievon liegt der Tschin-yü-yüan oder „Gold-Fisch-Hof", ein kaiserlicher Park mit vielen Quellen, die früher Wasserwerke, Brunnen und Weiher zu speisen hatten, deren Marmorbestandteile allenthalben verstreut sind. Das Hauptgebäude des Parkes, ein zweigeschossiger Tempel tibetanischen Stiles, wurde wahrscheinlich unter Kang-hi errichtet und 1860 zerstört. Seine Außenwände sind wie die zugehörigen Pei-los mit gelben Kacheln bekleidet. Die Innenräume sind verschüttet. Intakt geblieben ist hingegen ein schlanker, grün glasierter Pagodenturm auf einem Rusticosockel, dessen Nischen Relieffiguren enthalten.

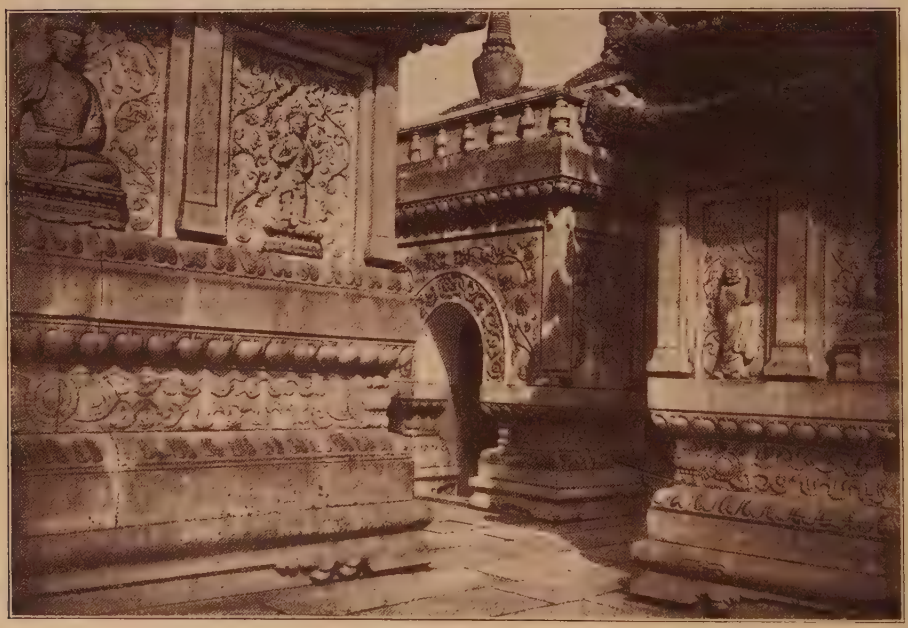
Beträchtlich höher und weithin sichtbar ist ein zweiter Pagodenturm auf dem Yü-yüan-schan, einer steilen Bergkuppe über dem Parke.

Das benachbarte Kloster von Pi-yün-szö ist trotz seiner

Grünglasierte Pagode auf Steinunterbau im Kaiserlichen Lustgarten. Tschin-yü-yuan in den westlichen Bergen bei Peking

(Seite 296)

Tempel von Pi-yün-szö in den Bergen westlich von Peking.
Westseite des Marmor Pei-lo vor der Marmorstupa (Seite 297)



Tempel von Pi-yün-szö in den Bergen westlich von Peking.
Detail von der Plattform der Marmorstupa (Seite 297)

ausgedehnten Räumlichkeiten nur von wenigen Ho-schang-Mönchen bewohnt. Ein Teilnehmer am Ritte, der erst im Vorjahre hier geweilt, wollte seinen Augen nicht trauen, als er sah, welche Veränderungen sich seitdem vollzogen hatten. Gut die Hälfte der Hallen war infolge von Baufälligkeit zusammengestürzt, und Hunderte von bemalten Tonfiguren lagen in Trümmern umher. Es ist das namentlich deshalb zu bedauern, weil längs der ganzen einen Seite der Höfe ein Paradieses-Zyklus, längs der anderen ein solcher der Unterwelt in seltener Vollständigkeit vorhanden war. Ein Anbau mit den Holzstatuen der fünfhundert Lo-hans blieb glücklicherweise erhalten, in welchem eine unter der Decke befestigte Kinderfigur mir als jene Maitreyas bezeichnet wurde, dessen Menschwerdung und Geburt zu erwarten stehe. Das Schönste am Kloster ist seine von einem Föhrenwäldchen umgebene Marmor-Stupa, auf deren Plattform sich fünf mit figürlichen Reliefs geschmückte kleinere Stupas erheben. Wie der Wu-ta-szö, wurde auch die Stupa von Pi-yün-szö dem Mahabodhi-Tempel nachgebildet und samt dem zugehörigen Marmor-Pei-lo, den die Reliefdarstellungen der Pa-hsien schmücken, 1750 auf Befehl des Kaisers Tschien-lung errichtet, welcher das hiesige Kloster gelegentlich bewohnte.

Am Rückwege kamen wir über einen Platz, auf dem Zinnenmauern, Türme und scheinbare Kastelle unsere Neugierde erregten. Wie ich hörte, wurden sie von Tschienlung erbaut, um seine Truppen, die bei der Belagerung einiger Festungen in Ostturkestan versagt hatten, im Eskaladieren zu üben.

Die Sonne stand schon tief am Horizonte, als wir den dreizehnstöckigen, aus der Ming-Zeit stammenden Pagodenturm von Pa-li-tschuang erreichten, so daß wir eilen mußten, um in die Stadt zu gelangen, deren Tore bei Dunkelheit geschlossen werden.

Noch manches andere habe ich in der Umgebung Pekings gesehen, wie die berühmte, unter dem Ming-Kaiser Yung-lo gegossene Glocke im Ta-tung-szö, einem Tempel nordwestlich der Stadt, die als die größte Glocke Chinas gilt. Sie ist auf der Außen- wie Innenseite mit Tausenden von Schriftzeichen aus dem buddhistischen Gebetbuche Hoa-yien-king bedeckt und unbeweglich im Glockenstuhle verankert. Will man ihr Töne entlocken, setzt man einen Balken gegen ihren Rand in Bewegung.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Besuche in den prinzlichen Palästen

Chinesische Tafelfreuden und andere Vergnügungen

Dem Besuche im Pe-kinger Palaste folgten solche bei den kaiserlichen Prinzen. —

Prinz Su, ein Mann von intelligentem Aussehen, dem strengste Rechtlichkeit und großer Eifer in der Erfüllung seiner Pflichten nachgerühmt wird, ist Stadtpräfekt. Er ist bestrebt, den Augiasstall der Pe-kinger Straßen zu säubern und den Straßenkörper zu bessern.

Die von ihm nach japanischem Muster organisierte Polizei machte mir keinen üblen Eindruck und soll sich schon mehrfach bewährt haben. Besonders gut, sagt man, sei die Geheimpolizei, was ich gerne glaube, da das Spionieren den Orientalen im Blute liegt.

Prinz Tschun, der zweite Bruder des Kaisers, hat durch seine Fahrt nach Europa seinen Gesichtskreis erweitert. Er ist seit kurzem mit einer Tochter des Großsekretärs Yung-lu verheiratet. Ein allenfallsiger Sohn aus dieser Ehe dürfte als präsumtiver Thronerbe zu betrachten sein.

Prinz Tsching, ein älterer und bedeutend vorgealterter Herr, persönlich liebenswürdig und gutmütig, scheint 1900 durch die Ereignisse überwältigt worden zu sein. Er gehört der alten Richtung an.

Sein Sohn, ein lebhafter junger Herr, gefiel mir durch seine Frische. Er war in London gewesen und sollte eben mit einer Gesandtschaft nach Osaka, zur Eröffnung der dortigen Ausstellung.

Die prinzlichen Palais sind in der Art geräumiger Privathäuser gestaltet. Ihre Empfangssäle sind einfach ausgestattet, um nicht zu sagen dürftig. Die unteren Teile der Wände nehmen Büchergestelle ein und Etageren mit primitiven alten Bronzegefäßen und aus Nephrit geschnitzten Gegenständen. Häufiger als Bilder sieht man als Wandschmuck in erhabener Pietra-Dura-Arbeit gefertigte Stillleben und noch häufiger lange Papierstreifen, die mit kalligraphisch ausgeführten Sprüchen bemalt sind.

Ein Diener bei Prinz Tsching sollte mich in die kulinarischen Geheimnisse der chinesischen Küche einweihen.

Die einzelnen Speisen, die in reicher Auswahl serviert wurden, fand ich gar nicht so übel; es war eben mit ordentlichem Fette gekocht worden und nicht mit dem sonst gebräuchlichen Schweineschmalz. Fast alles wurde in halbflüssigem Zustande in runden Näpfen aufgetragen, und das Fleisch war immer schon im voraus in kleine Stückchen zerschnitten, um es mit den Eßstäbchen besser fassen zu können. Verschiedene Beilagen, wie geräucherte Lachsforellen, Schinken, faule Eier, Salat, verzuckerte Nüsse, gesalzene Mandeln und Bohnen, standen zum allgemeinen Gebrauche über die Tafel verteilt, und manche dieser Dinge mundeten vortrefflich. Die faulen Eier, so benannt wegen ihres blauschwarzen Aussehens, sollten eigentlich marinierte Eier heißen. Ich gebe das Rezept ihrer Zubereitung: Die Eier werden in rohem Zustande unter der Erde in einer

Schicht ungelöschten Kalkes vergraben, der sich durch die Bodenfeuchtigkeit entzündet und sie langsam zum Kochen bringt. — Wie die altrömischen Goumands legen auch die chinesischen nicht wenig Gewicht auf die Seltenheit der Speisen, und wie jene Pfauenzungen als besondere Leckerbissen erachteten, so halten diese gekochte Baumflechten, Schwalbennester und Haifischflossen für die köstlichsten Gerichte. Die Baumflechten fand ich geschmacklos und ebenso die in feine Fäden zerschnittenen Vogelnester, welche als Aphrodisiacum gelten. Sie werden in den Felsklüften des malaiischen Archipels gesammelt und bestehen aus der im verhärteten Speichel eines Seglers enthaltenen Fischgallerte. Am besten mundeten mir die Haifischflossen, obwohl auch diese nach unseren Begriffen keine besonderen Vorzüge besitzen.

Während der Tafel wurde wacker gezecht. Man trank sich mit warmem Reisweine zu, der wie schlechter Sherry schmeckt, sowie mit zuckersüßem Champagner. Besonders mein Gegenüber, der dicke Na-tung, leistete hierin Erhebliches. Dieser, der gegenwärtig im Wai-wu-pu angestellt ist, war zur Zeit der Boxerunruhen Polizeipräsident in Peking gewesen und nach der Einnahme der Stadt wegen seines zweideutigen Verhaltens auf die von den Gesandtschaften erstellte Proskriptionsliste gesetzt worden, von der er jedoch wieder gestrichen wurde, als sich ergab, daß er lediglich aus Angst unter dem Drucke von Todesdrohungen gehandelt hatte.

Ein weiteres chinesisches Diner hatte Freiherr von der Goltz in einem Pe-kinger Restaurant inszeniert, dessen Gar-

ten mit einer Menge höchst barocker Felsen geziert war, und in dem sich eine kleine Bühne befand.

Theater besuchte ich in Pe-king nicht, dafür sah ich ein Schattenspiel, dessen Figuren wie Dekorationen äußerst geschickt und künstlerisch gearbeitet waren, dergestalt, daß man nicht bloß ihre Umrisse, sondern auch ihre wichtigsten Innenkonturen gewahren konnte. In Kürze sei der Inhalt des Stückes geschildert: Ein Schlangenmädchen (chinesisch: Hsiao, indisch: Nagi) verliebt sich in einen Studenten und gewinnt ihn zum Manne. Das junge Paar lebt glücklich und in Eintracht bis zum Mittsommerfeste, an dem, vom Weine trunken, die Hsiao in ihrer wahren Gestalt ihrem Gatten sich zeigt. Aufs höchste erschrocken, flüchtet er in ein Kloster, vor dessen Tor der Abt mit Beschwörungsformeln der Hsiao und ihrer Schwester entgegentritt, und als sie die Herausgabe des Flüchtlings mit Gewalt zu erzwingen suchen, Wei-to zu Hilfe ruft, den Beschützer des Glaubens. Wei-to bedroht das dämonische Schwesternpaar mit seiner Keule, dieses aber läßt die Meeresfluten anschwellen, welche Wei-to durch eine Zauberperle bannt, die er in das Gewässer versenkt. Mit Rücksicht darauf, daß die Hsiao die Geburt eines Sohnes erwartet, befiehlt der Abt ihrem Manne, zu ihr zurückzukehren, um das Kind am Leben zu erhalten. Wie aber das Knäblein den ersten Monat erreicht hat, erscheint der Abt im Hause, zwingt die Hsiao, als Schlange in seinen Almosentopf zu kriechen, und verbannt sie nach einer felsigen Insel, von der ihr herangewachsener Sohn, der die höchsten literarischen Ehren erlangte, auf einem Schiffe sie heimführt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Besuch in Pao-ting-fu und Aufenthalt im Ya-men Yuan-schi-kais

Kurz bevor wir China verließen, wurden wir von der Kaiserin in ihr Hoflager nach Pao-ting-fu, der Provinzhauptstadt von Tschi-li, geladen, wo sie das Ya-men des Generalgouverneurs Yuan-schi-kai bewohnte, der gewöhnlich in dem wichtigeren und näher an Pe-king gelegenen Tien-tsin sich aufhält. —

Wir wurden in Sänften durch die engen Straßen getragen, eskortiert von chinesischen Soldaten und acht berittenen Infanteristen der deutschen Schutzwache in Peking, deren Erscheinen zu dem törichten Gerüchte Anlaß gab, die Deutschen wollten Pao-ting-fu okkupieren!

Dieses Gerücht war um so törichter, als — die zum Bahnschutz verwendeten Truppen eingerechnet — mindestens achttausend Mann um Pao-ting-fu versammelt waren, wo Yuan-schi-kai in Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin eine Revue veranstaltet hatte. Die Soldaten waren dunkelblau uniformiert und trugen über den schwarzen Turbans kleine Strohhüte. Sie biwakierten außerhalb der Stadtmauern.

Nahe den Biwaks befand sich in den geräumigen Höfen des Ya-mens das kaiserliche Hoflager, in dem uns etwa zwanzig Würdenträger empfingen, an ihrer Spitze Prinz Tsching und Yuan-schi-kai. Sie alle trugen kurze Jacken aus glatter Seide, die sogenannten „gelben Reitjacken", die anscheinend nur außerhalb der Hauptstadt angelegt wer-

den und als eine der höchsten Auszeichnungen gelten, die der Kaiser zu verleihen vermag. Während meine Gattin mit ihrer Begleitung vom Obereunuchen zur Kaiserin geführt wurde, wurde ich vom Kaiser empfangen, der, da der Besuch diesmal einen weniger formellen Charakter trug, viel ungezwungener sich gab. Nach wenigen Minuten verabschiedeten wir uns, und nun bat uns Yuan-schi-kai zur Tafel, bei der ich die Bekanntschaft des Generals Mah machte, welcher die Truppen in Tschi-li befehligt.

General Mah, zu deutsch General „Pferd", ist ein wohlbeleibter, heiterer Herr, der mir einen sympathischen Eindruck hinterließ. Er gehört zu den wenigen verständigen Leuten, die, ohne ins Extrem zu verfallen, die Schädlichkeit der früheren Vogel-Strauß-Politik erkennen und die Verderblichkeit veralteter Anschauungen.

Im Frühjahr 1901 zeichnete er sich durch eine höchst besonnene Haltung aus, als er an der Schan-si-Grenze ein Korps kommandierte. Gegenwärtig erblickt er seine Hauptaufgabe darin, dem Räuberunwesen in den nördlichen Teilen von Tsch-li ein Ende zu bereiten. —

Yuan-schi-kai ist aus der Provinz Ho-nan gebürtig. Er steht im 53. Jahre, ist mittelgroß, breitschultrig und korpulent. Ungewöhnlich ist der Umfang seines Kopfes; seine Stirne ist gut entwickelt und seine Augen sind weniger schmal wie jene der Durchschnittschinesen. Intelligenz, gepaart mit Energie, spricht aus seinen Zügen. Seit dem vor zwei Tagen erfolgten Tode des Mandschus Yung-lu, zu dessen Nachfolger Prinz Tsching ernannt wurde, ist er unstreitig der erste Mann in China geworden. Obwohl ihm, der seine Laufbahn als Militärmandarin begann, tief-

gehende literarische Kenntnisse mangelten, gelang es ihm dank der Gunst Li-hung-tschangs rasch sich emporzuschwingen. Als Gesandter in Korea, zur Zeit der chinesisch-japanischen Differenzen, trug er durch sein Auftreten dazu bei, den Ausbruch des Krieges mit Japan zu beschleunigen. Die Ereignisse dieses Krieges brachten ihn zu der Einsicht, daß Reformen im chinesischen Heerwesen unbedingt geboten seien, und er stellte daher japanische Instrukteure an, als er kurz vor der Entthronung des Kaisers den Befehl über das Truppenkontingent von Tschi-li erhielt. Vor Beginn der Boxerunruhen zum Gouverneur von Schan-tung ernannt, dem Hauptsitze des Boxertums, fand er den Mut, auf das bekannte, das Treiben der Boxer lobende Dekret der Kaiserin hin ein Gegendekret zu erlassen, in welchem er gleichfalls die Boxer als Patrioten belobte, aber hinzufügte, daß die Leute, welche in Schan-tung den ehrenvollen Namen von Boxern sich beilegten, gar keine Boxer seien, sondern gemeine Räuber und Aufrührer, die mit den schärfsten Mitteln bekämpft werden müssten. Gesagt, getan. Es fielen Hunderte von Köpfen. So ward mit blutiger Strenge jede Regung des Aufstandes unterdrückt und das Wort eingelöst, das Yuan-schi-kai dem deutschen Gouverneur von Tsing-tau gegeben hatte, daß dieser für eine Verstärkung der dortigen Garnison nicht zu sorgen brauche. Ebenso energisch verfuhr Yuan-schi-kai als Generalgouverneur von Tschi-li, indem er im Frühjahre 1902 in der Gegend von Pao-ting-fu ausgebrochene Unruhen im Keime erstickte. Überall in Tschi-li merkt man seine feste Hand. Die wichtigste Neuerung, die er einführte, ist, daß er begonnen hat, die Beamten am Sitze des Generalgouvernements, sowie die

Truppen regelmäßig zu besolden. Viel nötiger als die begonnene militärische Reorganisation und die von Kang-yü-wei und den übrigen Reformern vorzugsweise erstrebte Umgestaltung des Rechtswesens ist eine Ordnung des Finanzwesens. Neuerdings bietet die Aufbringung einer Kriegsentschädigung den Beamten eine willkommene Gelegenheit, sich zu bereichern, indem sie die Steuerschraube fester denn je anziehen und die Schuld hiefür den Fremden zuschieben. Die Steuereintreibung war von jeher eine höchst willkürliche. Besonders schlimm ist, daß der kaiserliche Hof sich nicht mit den Abgaben begnügt, welche die Provinzialbehörden an ihn zu entrichten haben, sondern außerdem noch durch eigene Emissäre Steuern erheben läßt, wodurch zu vielen Ungehörigkeiten und Beschwerden Anlaß gegeben wird. Was an sogenannten Geschenken dem Kaiser und seiner Umgebung zufällt, entzieht sich jeder Berechnung. Bei seinem letztjährigen Aufenthalt in Paoting-fu überreichte ihm Yuan-schi-kai eine Gabe von 16000 Taël. Weit beträchtlicher waren vermutlich die Nebenausgaben, denn wenn der Herr beschenkt wird, müssen auch die Diener Geschenke erhalten, und schon mancher scheiterte daran, daß er diesen Umstand nicht gebührend in Rechnung zog. So fiel ein hoher Beamter in Ungnade, weil das von ihm als Geschenk bestimmte Prunkgewand dem Kaiser durch einen Eunuchen, der sich nicht genügend entlohnt wähnte, in beschmutztem Zustand überreicht wurde. Ebenso zerschlagen die Diener der Mandarine häufig die diesen zu überreichenden Ehrengaben, wie z. B. Vasen, um eine abermalige Gabe und ein erhöhtes Trinkgeld zu erzwingen.

Ein in die Praxis übersetzter Patriotismus ist dem Chinesen fremd, so schöne Redensarten er auch im Munde führt, und ein krasser Eigennutz ist die Haupttriebfeder alles Handelns, nicht zum mindesten in den leitenden Kreisen. Wer die eigentlich treibenden Elemente in Pe-king sind, weiß vielleicht niemand, und ein jeder, der mit Chinesen zu tun hatte, wird bemerkt haben, daß, wenn es gilt, irgendeine Abmachung zu treffen, stets Unbefugte in das Gespräch sich mischen.

Der Mann, der die letzten Jahre auf die Kaiserin-Regentin den größten Einfluß hatte, war Yung-lu; von ihm oder dem Ober-Eunuchen ließ sie sich Berichte erstatten, und durch ihn wurde der kaiserliche Wille den Räten kundgetan, die diesen in Dekretform veröffentlichten. Die uralte Sitte, daß das Staatsoberhaupt bereits bei Tagesgrauen die Minister zum Vortrag empfängt, wurde von Yung-lu abgestellt. Die Vorträge bei der Kaiserin beginnen nun um 7 Uhr morgens und dauern bis 11 Uhr. Gegenstände geringerer Wichtigkeit werden in einer weiteren Stunde am Nachmittage erledigt.

Als einer der größten Mißstände am Hofe, ja geradezu als das Unglück Chinas, wird von einsichtigen Männern die Eunuchenwirtschaft bezeichnet, deren Beseitigung der Generalgouverneur der Kwang-Provinzen vergebens beantragte. Die Eunuchen sind allgemein verachtet und entstammen den niedrigsten Kreisen. Manche von ihnen sind verheiratet, indem sie erst nach Erzeugung des für ihre künftigen Totenopfer benötigten Sohnes ihre neue Karriere ergriffen, andere begnadigte Verbrecher oder Söhne von Verbrechern. Sie gelten als ungemein habsüchtig, aber-

gläubisch und perfid. Da fast alles, was an den Kaiser oder vielmehr die Kaiserin gelangt, durch ihre Hände geht, läßt sich leicht ermessen, wie gewaltig ihr Einfluß ist, zu dessen Wahrung sie eifersüchtig bemüht sind, die geheiligten Personen von jedem Verkehre mit der Außenwelt fernezuhalten. In den Wall steifster Etikette, der den Kaiser wie die Kaiserin umschloß, wurde freilich in den letzten Jahren eine gewaltige Bresche gelegt, die zu vergrößern unser Besuch wohl einiges beitrug.

Von den Änderungen, die in neuester Zeit sich in China vollzogen, sind die bedeutendsten jene auf dem Gebiete des Bildungswesens. Ich nenne die Modernisierung des Prüfungsstatuts, die Errichtung zahlreicher Hoch- und Mittelschulen mit ausländischen Lehrern und die Einführung neuer Lehrfächer. Selbst in kleinen Orten sieht man bereits in den Schulhäusern aus Japan bezogene Weltkarten.

Von sonstigen Neuerungen ist ein Berggesetz zu erwähnen, das im Winter 1902/03 erlassen wurde, um Ausländern die Erlangung von Konzessionen unmöglich zu machen. Gleichzeitig wurden japanische Ingenieure berufen zur Inbetriebsetzung staatlicher Bergwerke. Die Bahnbauten schreiten vorwärts, und es ist bemerkenswert, daß das chinesische überaus finanzkräftige Großkapital erfolgreich bestrebt ist, alle Aktien der in China bestehenden Bahnen allmählich in die Hand zu bekommen.

Nach aufgehobener Tafel schenkte mir Yuan-schi-kai eine von ihm bisher getragene altertümliche Generalsuniform samt dem zugehörigen Helm, der mit einem korallenen Knaufe geschmückt ist, dem Abzeichen der obersten Rangstufe.

Auch meine Gattin sollte Pao-ting-fu nicht unbeschenkt verlassen. Als sie von der Kaiserin empfangen wurde und an deren Brust einen Schmuck aus kunstreich geschnittenem Rosenquarz bewunderte, nicht wissend, daß man bei den Chinesen ebensowenig einen Gegenstand bewundern darf wie bei den übrigen Orientalen, machte ihr die Kaiserin ihn zum Geschenk, worauf sie sofort zum Gegengeschenk ein schönes Armband überreichte, das die Kaiserin mit ungeheuchelter Freude entgegennahm.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Zu den Ming-Gräbern, nach Ku-peï-kou und Pei-lung-tau

Auf dem Ritte zu den Ming-Gräbern drängte sich mir abermals die Wahrnehmung auf, wie heruntergekommen das heutige China ist. Allenthalben gewahrte ich Reste des einstigen Pflasters und an versandeten Kanälen die Ruinen von Brücken. Infolge der schlechten Wege und der zahlreichen aus der Mongolei kommenden Kamelkarawanen, die in den engen Straßen der Ortschaften Aufenthalt bereiteten, erreichten wir erst gegen Mittag des 4. April Tschang-ping-tscho, den Sitz des Generals der acht chinesischen Banner, eine nun verödete Stadt, die einst größere Bedeutung besaß.

Die kahlen Berge waren in gelbbraunen Dunst gehüllt, gelb war der Himmel, und nur ab und zu vermochte sich die Sonne Geltung zu verschaffen und die aufsteigenden Wolken zu durchbrechen, die das Herannahen eines Staubsturmes verkündeten. Wir hatten gerade noch Gelegenheit, einen Blick auf das Nan-kau-Tal zu werfen und auf dessen rückwärtige, der Reihenfolge nach dritte Paßsperre, bevor sich die Luft verfinsterte und der Sturm einsetzte, der zum Glück von kurzer Dauer war.

Die Gräber der Ming-Kaiser liegen im Grunde und an den Hängen eines etwa zwei Kilometer breiten, nach Süden geöffneten Talkessels. Am Beginn der Geisterstraße ein dreiteiliges Tor. Ihm folgen ein fünfteiliges Marmor-

Pei-lo, das 1546 errichtet wurde, die Ruinen einer Marmorbrücke und ein Pavillon, den Pfeiler mit Wolkenarmen umgeben. Im Pavillon, auf dem Rücken einer Schildkröte, eine Inschrifttafel mit Gedichten aus der Feder Kaiser Tschien-lungs. Weiter zwei Pfeiler auf Lotosbasen und mit Lotosknospen bekrönt — Wang-tschu, die „Entgegenblickenden" benannt —, dann zehn steinerne Tierpaare, vier Paare Militär- und Zivilmandarine und zum Schluß die Statuen zweier Großwürdenträger. Diese seit dem Jahre 1435 errichteten Statuenpaare folgen sich in einer Entfernung von je 43 Metern. Ihre Höhe beträgt 4—5, ihr seitlicher Abstand 10 Meter.

Die Geisterstraße, die von den Wang-tschu nach Osten sich wendet, endigt in ziemlicher Entfernung vor dem Tschang-ling, dem Grabe des 1424 gestorbenen dritten Ming-Kaisers Yung-lo, der Pe-king an Stelle von Nan-king wieder zur Hauptstadt erhob.

Das Tschang-ling liegt über dem Talgrunde erhöht. In seinem ummauerten Vorhof erhebt sich zwischen Wacholderbäumen und Zypressen ein kleiner Turm. Er enthält einen liegenden Marmordrachen als Träger einer Tafel, die auf drei Seiten in chinesischer, mandschurischer und mongolischer Sprache kundgibt, daß Kaiser Sun-tschi für die Wiederinstandsetzung der verwahrlosten Gräber gesorgt und das Fällen von Bäumen im Grabbezirke verboten habe. Weitere Edikte von Kang-hi und Tschien-lung lauten ähnlich, doch ließ Tschien-lung das Tschang-ling zur Ausstattung des Sommerpalastes plündern, wofür zur Buße er sich auf ein halbes Jahr nach der Provinz Kiang-nan verbannte.

In neuerer Zeit geschah nichts mehr zum Schutze der

Gräber, vor denen alljährlich am Totenfeste ein Nachkomme der Mings im Auftrage des Kaisers die üblichen Opfer verrichtet.

Weiter rückwärts im Vorhof steht auf einer Marmorterrasse eine kleine, von Balustraden umzäunte Halle, eine größere im nächsten Hofe auf einem dreifach gegliederten Unterbau. Ihre flache Decke stützen mächtige Säulen aus Tikholz. Der Thronsessel auf dem Altare trägt eine Tafel mit dem Namen Yung-los.

Am Ende des dritten Hofes der Seelenturm. In seinem Inneren eine Doppeltreppe. Auf der Plattform unter dem Dache ein Pfeiler mit dem posthumen Namen Yung-los und Inschriften neuerer Besucher. Von diesen Inschriften erregte eine Elegie wegen ihrer poetischen Schönheit und vollendeten Diktion die Bewunderung unserer chinesischen Begleiter. Sie begann mit der Schilderung der herbstlichen Natur, verglich damit die verfallene Pracht der Gräber und den Verfall des Reiches, sprach von Yung-lo und der alten glorreichen Zeit und klang in die Klage aus: „Wer aber ist es, der jetzt das Reich regiert?“ Kaiserföhren mit dunkelgrünen Nadeln und weißer Rinde, die gleich jener der Platane sich abschält, bedecken den an den Turm sich lehnenden Tumulus. Noch schöner sind die Föhren auf dem Grabhügel des 1566 gestorbenen Kaisers Tschia-tsching, die zum Teil aus den Fugen des rot geäderten Marmors der Rundmauer hervorwachsen und die gestürzten Zinnen in ihren Kronen festhalten. Die Hallen vor dem Grabe Tschia-tschings sind mit braunglasierten Ziegeln gedeckt.

Ich ließ es bei dem Besuche dieser beiden Kaisergräber bewenden, da die übrigen elf ihnen gleichen. Die Gräber

Mi-yün: Yamendiener vor der Stadtmauer (Seite 314)

der Kaiserinnen sind wesentlich einfacher gestaltet, und noch einfacher jene der gleichfalls hier beigesetzten Obereunuchen, deren Grabhügel halbkreisförmige Steinmauern umschließen.

Wir nächtigten in Tschang-ping-tscho und ritten am nächsten Morgen über eine weite Fläche gegen einen zweigipfligen Kalkberg, den Ta-tang-schan. Er trägt auf dem Sattel einen buddhistischen Tempel, einen zweiten auf dem Ostgipfel und darunter, an eine Felsnadel gelehnt, einen taoistischen. In einem Dörfchen südlich des Berges Häuser mit spitzen Dachgiebeln. In seiner Nähe das größere Tangschan. In zwei ovalen Marmorbassins sind dort Schwefelquellen gefaßt. Die Temperatur der einen ist als lauwarm zu bezeichnen, jene der anderen dürfte über 30° Celsius betragen. Ihr Wasser speist die in den Boden eingelassenen Wannen eines Volksbades, sowie jene des kaiserlichen Badehauses. Bis vor einigen fünfzig Jahren nämlich reiste die kaiserliche Familie zum Kurgebrauche hieher, was man in Anbetracht des ruinenhaften Zustandes der Bauten nicht glauben möchte, deren Einsturz stündlich zu erwarten steht.

Der kaiserliche Park ist völlig verwildert und mit Zwergbambus durchsetzt. In seinem Weiher eine felsige Insel. — Da es an Wasser nicht mangelt, wird in der hiesigen Gegend viel Reis gepflanzt.

Gegen Nachmittag gelangten wir an einen kleinen Fluß. An seinem Ufer erwarteten uns die von Hwei-yu entgegengesandten Ya-mendiener, die, da sie das Wasser zu durchwaten scheuten, uns zu einer entfernten Brücke führen wollten. Wir hießen sie ihren Weg über die Brücke nehmen und ritten durch das seichte Flußbett dem Städtchen zu. Dieses

ist mit hohen Mauern umwallt, von denen die rückwärtigen, da auf steilen Lößwänden errichtet, die vorderen um ein Beträchtliches überragen. Ein Hügelkranz mit Tempelgebäuden liegt im Osten und Südosten von Hwei-yu, im Norden aber erblickt man die große Mauer, die an dieser Stelle gegen einen Nebenfluß des Pei-ho sich hinabzieht. Wir sahen nun einige große Grenzsteine aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts und trafen alle zehn Li Wachtürme, da wir uns im einstigen Grenzbezirke befanden. Nach Durchschreiten eines weiteren Flusses gelangten wir in ebenes Land und hatten dort unter einem lästigen Sandsturm zu leiden. Die Kamelkarawanen, die uns begegneten, beförderten getrocknete Bohnen, das Hauptprodukt der inneren Mongolei, nach Pe-king. Jede Kamellast betrug hundertundsechzig Pfund, und war in zwei Säcke verteilt. Abends erreichten wir den Pei-ho bei Mi-yün, einer ärmlichen, mit starken Mauern befestigten Stadt. Am Westtore empfing uns der Mandarin, verabschiedete sich aber wieder sofort, während uns zu unserem Staunen die Yamenläufer im Bogen außen um die Mauern herum zum Osttore führten, wo der Mandarin, der sich inzwischen in seiner Sänfte quer durch den Ort hatte tragen lassen, abermals zur Bewillkommnung erschien. Wir ärgerten uns über den unnützen Umweg, und erst lange nachher habe ich verstanden, was die Sache bezweckte. Der Einzug durch das Osttor oder „das Tor des Lebens“ gilt nämlich in allen chinesischen Städten als gutes Vorzeichen, wogegen der Einzug durch das Westtor deshalb gemieden wird, weil durch dieses die Verbrecher zur Richtstätte geschafft werden.

Bei Mi-yün gabelt sich der Pei-ho. Wir folgten am näch-

sten Tage dem etwa drei Kilometer breiten Tale seines östlichen Zuflusses, des Tschau-ho, welcher als dessen Quellfluß zu betrachten ist, insoferne er größere Wassermengen führt. Auf den Bergen westlich des Tschau-ho gewahrt man streckenweise die große Mauer, die hier ein Knie beschreibt, dem Oberlaufe des Pei-ho zu folgen scheint und dabei einen Zweig in dessen Tal hinabsendet. Auf den Höhen östlich des Tschau-ho erblickte ich einen Wachtturm, der möglicherweise ebenfalls zur großen Mauer gehört, die in diesem Bezirke weit nach Norden hin vorspringt.

Es war der Tag des Frühlings-Totenfestes. In festliche Gewänder gekleidet, verbrannten die Angehörigen der reicheren Familien Papiernachahmungen von Silberbarren vor den Gräbern und tischten ein Mahl auf, das sie nach vollbrachtem Opfer gemeinschaftlich verzehrten; die ärmeren Leute hingegen begnügten sich mit geringeren Opfergaben und legten auf die Grabhügel mit Steinen beschwerte Papierstückchen, welche, in der Mitte durchlocht, Scheidemünzen darstellen sollten.

Offenbar infolge des kalkhaltigen Wassers sind in der hiesigen Gegend Kröpfe sehr häufig.

Bisher hatte ich in China nirgends Schafe gesehen, hier aber sah ich ganze Herden, die vermutlich aus der Mongolei herübergekommen waren. Das Fell der Tiere war nicht wollig, sondern glich jenem langhaariger Ziegen. — Wenig zweckmäßig ist die Art der Bespannung der zweirädrigen Lastwägen. Das hintere Pferd schreitet neben der Deichsel, und die drei vorderen Pferde ziehen in einem Sielengeschirr. Zuweilen werden statt der Pferde oder neben diesen Ochsen und Esel verwendet. — An einer Stelle des

Weges fielen mir zwei barhäuptige Männer auf wegen ihrer seltsamen Handschuhe, die an der Innenseite mit Holzbrettchen versehen waren. Ein dritter, der das gemeinschaftliche Gepäck auf dem Rücken trug, rastete, auf seinen Stab gestützt. Auf die Frage, was sie da machten, antwortete er, sie seien lamaistische Mönche vom Stamme der um den Dolo-nor ansässigen Tschahar-Mongolen und befänden sich auf der Pilgerschaft nach Wu-tai-schan. Um die Gesundung ihrer kranken Eltern zu erwirken, hätten seine Gefährten das Gelübde getan, den ganzen Weg im Ko-tau zurückzulegen. Bereits zweihundert Tage seien sie unterwegs, und sie würden noch etwa ein halbes Jahr brauchen, da die gewöhnliche Tagesleistung nur 16 Li betrage. Bei Regenwetter — das die Mongolen ebenso scheuen wie die Chinesen — würde die Wanderung unterbrochen und mit dem Stabe ein Strich über den Weg gezogen, um am nächsten Tage von der gleichen Stelle die Wanderung wieder aufnehmen zu können. Nachdem wir den Mönchen etwas Kleingeld gespendet, setzten die zwei mit den Holzhandschuhen ihre durch unser Kommen gestörte Gebetsübung fort, indem sie sich zu Boden warfen, mit der Stirne die Erde berührten, vorrutschten, sich wieder erhoben und aufs neue sich niederwarfen. — Nachmittags herrschte eine empfindliche Hitze. Wiederum erhob sich ein Staubsturm, der dritte binnen zwei Tagen. Wir verließen das Tal des Tschau-ho, der in starken Krümmungen sich zu winden begann, und bogen in ein schmales Tal ein, in welchem granitisches Urgestein zutage trat. Viele Wirtshäuser und ein Tempel lagen am Wege, den Kaiser Kang-hi ausbessern ließ, wie eine Gedenktafel auf der Paßhöhe beim Nan-tien-mönn kündet,

dem „südlichen Himmelstor“. An das Tor lehnt sich ein Ho-schang-Klösterchen mit einem Heiligtume des Kwan-yin, und über dem Tore steht in einem Schreine der bewaffnete Schutzgeist des Passes. Am jenseitigen Ausgange mahnt eine Tafel die Reiter, vom Pferde zu steigen, was sich wegen des steilen Abstieges dringend empfiehlt. Es überraschte uns eine großartige Aussicht. Zur Linken erblickten wir die große Mauer, von der anscheinend ein Zweig in südöstlicher Richtung nach dem Tale des Tschauho sich hinabzieht, dessen Südufer im Vordergrunde eine Reihe von Warttürmen begleitet. Dort, wo der Fluß gegen Norden sich wendet, tritt im Hintergrunde der spitze Wulo-schan in Erscheinung, den die Mauer im Zickzack erklettert. Östlich hievon sieht man ein wildzerklüftetes Gebirge und davor auf der anderen Talseite einen Höhenkamm, welchem der gegen Dsche-hol zu ausspringende Teil der Mauer sich anschmiegt. — Nach Durchfurtung des Flusses gelangten wir zum Tien-hen-miau, dem „Tempel der Himmelskönigin“, der auch Niang-Niang-miau genannt wird. In seiner rückwärtigen Halle stehen die Figuren der Sung-tsi-niang-niang, ihrer acht Gehilfinnen und ihres Gefolges. Die Embleme der einzelnen weiblichen Figuren weisen auf die von ihnen zu erhoffende Hilfe hin. Zwei werden bei Augenleiden angerufen, und zu den übrigen flehen die Frauen um Kindersegen, Beistand in Kindsnöten und Abwehr von Kinderkrankheiten.

Wir kamen nun in ein kleines Dorf, das nebst mehreren Tempeln im Grunde eines Kessels liegt, den schmale Lößkämme umringen. Die ihnen unmittelbar vorgelagerte Mauer besitzt eine Außenhöhe von mindestens 20 Metern. Offen-

bar war hier unter Ausnützung des Geländes ein Stützpunkt für die vordere Verteidigungslinie der alten Landesgrenze geschaffen worden, eine Art von Zitadelle.

Ein zwanzig Meter langer Toreinschnitt an der Westseite der Umwallung vermittelt den Zugang nach Ku-peï-ku, einem offenen Marktflecken. Das erste Gebäude dieses Ortes, ein dem Kuan-ti heiliges Taoistenkloster, ist an die Umwallung gelehnt. An seiner Geistermauer gewahrte ich ein bunt glasiertes Relief, das laut Inschrift in der Fayencefabrik des letzten Ming-Kaisers gefertigt wurde, und den Kampf zweier Drachen mit einer Gestalt darstellt, welche die Priester als den Spinnendämon bezeichneten. Sie ist geflügelt, hat lange Krallen und einen stark vortretenden Leib. Die gleiche Gestalt sieht man auf dem mir aus Abbildungen bekannten älteren Relief am Torbogen des Nankau-Passes im Kampf mit schlangenfüßigen Menschen. Es ist der aus der altindischen Mythologie bekannte Kampf des Göttervogels Garuda mit seinen Feinden, den Nagas, der in beiden Fällen zur Darstellung gelangte.

Der merkwürdigste Tempel Ku-peï-kus ist jener, der einem Feldherrn der Sung-Dynastie, namens Yuang, und seinen acht Söhnen errichtet wurde. Einer von ihnen erlangte als Literat Berühmtheit, ein anderer als Priester. Dieser ist in dem Tempel mit einem schwarzen Gesicht dargestellt und soll in einer kleinen Stupa auf den jenseitigen Uferhöhen beigesetzt sein. Von den übrigen Brüdern, die den Beruf ihres Vaters ergriffen, tat sich am meisten jener hervor, der später zu Wu-tai-schan das Mönchsgewand anlegte und dort im Wu-lang-miau bestattet wurde.

Am anderen Flußufer, Ku-peï-ku gegenüber, liegt in

einem Orte, dessen Torturm die Figur des Dämonenkönigs trägt, das Ya-men des Generals Mah, der von hier aus seine Streifzüge zur Unterdrückung des Räuberunwesens unternahm. Meist bilden sich die Räuberbanden auf Grund von Streitigkeiten zwischen verschiedenen Dörfern, und es ist daher im allgemeinen der Fremde vor Angriffen sicher. Als im Vorjahre Räuber einem Europäer sein Gepäck entführt hatten, in der Meinung, es gehöre einem durchreisenden Chinesen, sandten sie es ihm unter vielen Entschuldigungen zurück.

Da in Ku-peï-ku die Karawanen zu rasten pflegen, die den Teehandel nach der Mongolei vermitteln, mangelt es nicht an Gasthäusern. Wir wählten das beste zum Nachtquartier. Der folgende Tag war der Besichtigung der großen Mauer gewidmet.

Oberhalb von Ku-peï-ku erhält der von Norden kommende Tschau-ho einen östlichen Zufluß, längs dessen Südufer die große Mauer in vielen Serpentinen die Straße nach Dsche-hol etliche zwanzig Kilometer begleitet. Die Talsohle ist oberhalb von Ku-peï-ku etwa eineinhalb Kilometer breit und beiderseits von Türmen eingefaßt, welche durch angefügte Mauerstücke zu Bastionen verstärkt sind. Auf dem Westufer erklimmen achtzehn miteinander verbundene Türme, deren Abstand je nach dem Gelände wechselt, aber nirgends über Pfeilschußweite, also 100—150 Meter, beträgt, den steilen, 600—700 Meter hohen Wu-lo-schan oder „Fünf-Stufen-Berg", welcher auch der „schlafende Tiger" benannt wird. Hinter dem Wu-lo-schan erhebt sich, ihn überragend, der Kamm des Feuersteinberges, der nach der rötlichen Farbe seines Porphyrs diesen Namen erhielt.

Während die große Mauer in allgemein westlicher Richtung sich erstreckt, zweigt von ihr am Wu-lo-schan nahezu in rechtem Winkel eine Mauersperre nach dem Kamme des Feuersteinberges ab, die dort als an einem natürlichen Hindernis endet.

Dicht unterhalb von Ku-peï-ku wendet sich der Tschauho nach Westen, in einer Schleife eine Halbinsel umschließend, die an ihrer engsten Stelle durch zwei Türme gesperrt ist. Sie ist gewissermaßen als Außenwerk der Zitadelle von Ku-peï-ku zu betrachten. Ihr gegenüber sperrt ein am Südhange des Wu-lo-schan angelehntes Mauerstück das gangbare Gelände zwischen diesem und dem Flusse.

Überlegt man sich, daß mit der Errichtung der großen Mauer bezweckt wurde, die am meisten gefährdete Grenze des altchinesischen Reiches in einer Länge von über 3000 Kilometern zu schützen, muß man sich sagen, daß dieser Gedanke verfehlt war, da zur Verteidigung so langer Linien es an Mannschaften mangelte. Der Befehl zur Errichtung der Mauer wird dem Kaiser Tsin-sih-huang-ti zugeschrieben, welcher den Einbrüchen der hunnischen Reiter einen Riegel vorzuschieben beabsichtigte. Dieser Kaiser war es, der das durch einen hundertjährigen Kampf zerrüttete und in einen Nord- und Südstaat zerfallene Reich 221 v. Chr. aufs neue aufrichtete. Er bereitete dem bestehenden Feudalwesen ein Ende und verfolgte die confucianischen Literaten, weil sie gegen ihn, den tatarischen Emporkömmling, Stellung nahmen. Als wenige Jahre nach seinem Tode die Han-Dynastie zur Herrschaft gelangte, rächten sich die von ihr begünstigten Confucianer, indem sie Tsin-sih-huang-ti als grausamen Tyrannen darstellten, der die Verbrennung der

klassischen Schriften angeordnet und durch die anstrengenden Frondienste beim Bau der großen Mauer den Tod zahlloser Menschen verschuldet habe.

„Geburt der Knaben sorglich wird verschwiegen,
Die Mädchen zieht mit trock'nem Fleisch man auf.
Sieht längs der großen Mauer nicht zu Hauf'
Gerippe man und Totenknochen liegen?",

so klagte ein alter Dichter, dessen Verse A. Forke in den „Blüten chinesischer Dichtung" verdeutschte.

Zweifellos wurde an verschiedenen Stellen der Mauer gleichzeitig zu bauen begonnen, und zwar in ziemlich kopfloser Weise, und ebenso zweifellos stammen nicht alle Zweige der Mauer aus ein und derselben Periode. Die Einzeichnungen auf den Karten sind großenteils irrig. So konnten wir am Tschang-tschönn-ling feststellen, daß in der dortigen Hochgebirgsgegend die Mauer nur aus einzelnen Paß- und Talsperren besteht. Die Erforschung der Mauer wäre eine zwar zeitraubende, aber für die Geschichte Chinas hochwichtige Aufgabe. — Auf ihrer hiesigen Strecke ist die Mauer etwa sechs Meter hoch und vier Meter breit. Ihre Außenwände sind aus je drei Lagen blauer, sehr harter Ziegelsteine errichtet, und ihr Kern besteht aus Feldsteinen und Gußwerk. Die Türme, die meist die Zinnen eingebüßt haben, besitzen eine Höhe von rund zwölf Metern. Ihr Untergeschoß ist aus Quadern gefügt, das Obergeschoß enthält drei schmale, einander parallele Tonnengewölbe.

Im Glanze der abendlichen Beleuchtung erschien mir der Wu-lo-schan mit seinen kühnen Mauern und Türmen wie das Asgard in der Dekoration von Richard Wagners Walküre.

Unseren Rückweg teilten wir derart ein, daß am 8. April in Schy-hsia genächtigt wurde, einem elenden Dorf, das seinen Namen „Steinkasten“ vollauf verdient.

Für den 9. ersahen wir Mi-yün zur Mittagsrast, machten aber zuvor einen Abstecher nach Pei-lung-tau am linken Ufer des Tschau-ho. Wir folgten dem Laufe eines reißenden Baches. Hohe Berge, von denen verwitterte Felsbänder sich herabzogen, umsäumten das Tal. An den Eichen hingen noch die verwelkten Blätter des Vorjahres, indes die Obstbäume bereits in voller Blüte standen. Ein Föhrenwald zur Rechten gehörte dem Ho-schang-Kloster von Pei-lung-tau, vor dessen Pforte wir die Pferde verließen. Als wir die zu den Tempeln führenden Stufen erklommen, störten wir einen Flug blauer Elstern auf, die ich im ersten Augenblick, ihres langen Stoßes wegen, für Fasanen hielt. Die Tempelgebäude verdienen keine besondere Erwähnung. Vor ihrem Eingange steht eine offene Bühne. Eines der Sommerhäuschen über dem Friedhofe der Mönche ist mit den Symbolen des langen Lebens bemalt, nämlich der Schildkröte und dem Kraniche, dem Affen mit dem Pfirsiche und dem spitzköpfigen Tscheou-lao, einem der acht Seligen, der nebst seinem Hirsche unser Sternbild des großen Bären personifiziert. — Eine Halle neben den Sommerhäusern enthält an ihrer Rückwand die Figuren der Wu-hai-lung-wang, der „fünf Meeresdrachengötter“, in alter Mandarinentracht. Eine dieser Figuren hat ein geschwärztes Gesicht. An den Seiten stehen der Donnergott mit Hammer und Donnerkeil, die Blitzgöttin mit zwei Spiegeln, der Buchhalter der Unterwelt mit seinem Register, der Regengott

mit einer Schale in der Hand, die Frau des Windgottes mit einem Sacke, und ein Teufel, der Bote der Unterwelt.

Der Name Pei-lung-tau, „weiße Drachen-Quelle", bezieht sich auf eine unter den Tempeln befindliche Quelle, richtiger eine Gumpe, die das von den Bergen abfließende Wasser in ihr Granitbecken aufnimmt, aus dem es sich in ein tieferliegendes ergießt und nach dem Tale zu abläuft. Der Sage nach soll in dieser Quelle ein weißer Drache hausen. Da ihr Wasser selbst im heißesten Sommer niemals versiegt, wallfahrtet der Kaiser hieher, wenn alle in Pe-king dargebrachten Opfer um Regen erfolglos blieben, um das ersehnte Naß aufs neue zu erflehen.

Der frühere Generalgouverneur Li-hung-tschang, der auf Befehl des Kaisers die Tempel hatte instand setzen müssen, schien von dieser Zumutung an seinen Säckel wenig erbaut gewesen zu sein, da er auf der Gedenktafel, die von diesem Vorgange berichtet, den weißen Drachen ins Gebiet der Fabel verweist. Wie der von den Bewohnern der westlichen Länder dienstbar gemachte Donner und Blitz — das heißt die Elektrizität — nichts weiter sei als eine Naturkraft, sei nach dem Zeugnisse soundso vieler altchinesischer Schriftsteller der weiße Drache nichts anderes wie eine Umdeutung der Elementarkraft des Wassers.

Der Glaube an die regenbringende Kraft des Drachens erklärt sich aus der Beobachtung, daß in Südchina zu Beginn der Regenzeit die Alligatoren aus dem Schlamme der Flüsse emporsteigen. Es wird deshalb im Süden die Regenzeit das Erscheinen des Drachens genannt.

In Mi-yün erkrankte das Pferd eines unserer chinesischen Begleiter, das schon am Morgen Zeichen von Unbe-

hagen gewiesen hatte. Als man uns rief, hatte ich wenig Hoffnung. Meine Meinung teilte ein herbeigerufener Tierarzt. Man zog nun einen weiteren Sachverständigen bei, welcher dem armen Tiere einen Einschnitt in die Augenlider machte und ihm die Bindehaut herausriß. Als dies nichts wirkte, durchstach er ihm die Nüstern, in die er ein gelbes Pulver blies, und peinigte es solange durch Stiche in die Köten und in den Rücken, bis es mit Aufbietung seiner letzten Kräfte sich erhob und verendend zu Boden stürzte.

Die Nacht verbrachten wir in Niu-lang-schan („Kuhstallberg"). Das dortige Wirtshaus scheint bessere Tage gekannt zu haben. So schmutzig es war, waren doch seine Wände mit Malereien und Vertäfelungen geschmückt.

Nach einem anstrengenden Ritt, bei dem unsere ermüdeten Ponys öfters in Hohlwege hinabstürzten, erreichten wir zerschlagen und beschmutzt Pe-king am Abend des 9. April.

DRITTES BUCH

JAPAN

★

Achtundzwanzigstes Kapitel

Von Ta-ku nach Tokio

Am 16. April schieden wir von China. Ganz allmählich wandelte sich die gelbliche Färbung des Meeres in ein herrliches Grün. Die kahlen Miau-tau-Inseln, die von wenigen Fischern bewohnt sind, kamen am folgenden Morgen in Sicht, bei Sonnenuntergang die fahlen Berge der Schantung-Küste. In den Frühstunden des 18. erblickten wir in weiter Ferne die Inselgruppe der Hydrographen und gegen Mittag die Roßinseln. An den Felswänden der Insel Maury gewahrten wir hohe Basaltpfeiler und eine Grotte, die mich an die Fingalshöhle erinnerte. Abends passierten wir Quelpart und am folgenden Morgen die vordersten Gotoinseln. Von hier beginnend, änderte sich die Szenerie. Es mehrte sich der Wald, und zwischen die Basaltblöcke des Ufers drängten sich Büsche. Der Stumpfkegel eines erloschenen Vulkanes hob sich über dem langgestreckten Fukue-schima. Insel reihte sich an Insel, Klippe an Klippe. Die Luft war wunderbar mild, der leichtbedeckte Himmel von einer duftigen Farbe und die See tiefblau durch die Strömung des Kuro-Siwo. Algen bedeckten die Meeresoberfläche, und eine Menge Fischerboote kreuzten umher, alle tadellos sauber, und statt mit den viereckigen Mattensegeln der Chinesen mit moderner Takelage versehen. Die Inseln vor Nagasaki sind sämtlich bewaldet. Eine Anzahl auf ihnen versteckter Mörserbatterien sollen eine feindliche Flotte verhindern, in der Nähe der Bucht Anker zu legen. Die

Bucht gleicht einem von grünen Höhen umgebenen Binnensee. Herrliche Kampferbäume finden sich an ihrem Gestade, die schönsten in den Gärten der Tempel, von denen der O-suwa der bedeutendste ist. Der Weg dahin führt durch die reinlichen Straßen der Stadt und überwindet auf einer hübschen Brücke einen Bach, der durch viele Felsblöcke sich durchzwängt und eine Reihe von Mühlen mit Wasser versorgt. Eine freistehende Pforte aus Bronze, ein sogenanntes Torii, das in seiner Schlichtheit der umgebenden Natur vorzüglich sich anpaßt, leitet zu verschiedenen Terrassen hinan, von denen sich ein trefflicher Ausblick auf den Hafen ergibt. Ihre Gartenanlagen sind allerliebst und waren es besonders zur Zeit meines Aufenthaltes, da die Kirschbäume in rosiger Blüte prangten und die Azaleen ihre Kelche zu entfalten begannen. Am Gesimse einer offenen Holzgalerie sah ich kleine Tafeln befestigt mit den Namen jener, welche zur Erhaltung des Tempels Beiträge stifteten. Da der Tempel ohne besondere Genehmigung Fremden nicht zugänglich ist, wanderte ich durch die Gärten der benachbarten Teehäuser zur Hauptstraße hinunter, deren Läden für den Export gefertigte Artikel enthalten, von denen einzig die Schildpattware Beachtung verdient. Was man an Satsuma-Porzellan ausgestellt sieht, ist zwar technisch vorzüglich, aber wegen der allzu bunten Farben wenig erfreulich. — De-schima, die einstige Faktorei der Holländer, die wie eine Insel von Kanälen umgeben ist, hat jede Bedeutung außer der historischen verloren. Gegenwärtig wohnen die in Nagasaki ansässigen Europäer im Gegensatz zu den Verhältnissen in anderen japanischen Städten in einer geschlossenen Kolonie vereint, deren Häu-

ser den Hängen über dem Hafen sich anschmiegen. Am stärksten sind in dieser Siedelung die Russen vertreten, da die Familien der in der Halbinsel Liao-tung stationierten Offiziere und Beamten hier zu überwintern pflegen. Entsprechend ihrer geringen Handelsinteressen sind nur wenige Deutsche hier seßhaft.

Mit erstaunlicher Behendigkeit warfen die Mädchen, die unseren Dampfer umlagerten, sich einen Korb Kohle nach dem anderen zu und entleerten ihn in die geöffneten Bunker, so daß wir bald unseren Vorrat gedeckt hatten und die Anker zu lichten vermochten. Am Morgen des 21. liefen wir durch die Straße von Schimonoseki. Sie ist zwischen diesem Orte und Modschi so eng wie ein Fluß und erinnert mit ihrer düsteren Föhrenbewaldung an die Schären von Stockholm. Zahlreiche Batterien sperren die Enge besonders bei Modschi, aber auch gegen die Binnensee hin, die durch die breite Bungo-Straße einer feindlichen Flotte offen steht und nur in ihrem östlichen Teile von Hiro-schima beginnend, durch Batterien gesichert ist.

Bis spät in der Nacht blieb ich auf der Brücke und hörte auf die Erzählungen des Lotsen, eines alten Irländers, der im amerikanischen Sezessionskriege auf der Alabama, dem berühmten Kaperfahrzeuge der Südstaaten, gedient hatte.

Gerne hätten wir in Miya-schima angelegt, die heilige Insel zu sehen, auf der weder ein lebendes Wesen geboren werden darf, noch ein totes beerdigt, allein wir hatten versäumt, die Erlaubnis einzuholen, dort vor Anker zu gehen. So fuhren wir weiter nach Kobe. — Was ich während der paar Stunden meines Aufenthalts in Kobe gesehen, ist so

ziemlich meinem Gedächtnis entschwunden, da mich eine Trauernachricht aus der Heimat bedrückte. Ich erinnere mich nur noch eines Wasserfalles, an dessen Rande Pilgerinnen vor einem Schreine zum Gebet sich niederließen.

Am Morgen des 24. April erblickten wir den gewaltigen Kegel des Fudschi-san, den eine Schneehaube bedeckte. Wenige Stunden später verließen wir zu Yokohama das Schiff, um nach dem nahen Tokyo zu fahren, wo wir fast zwei Monate verweilten.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Urbevölkerung und Rasse, auffallende Eigentümlichkeiten des japanischen Wesens

Die japanische Tracht

Einst bevölkerten das östliche Inselreich die Ainos, die von den japanischen Eroberern immer weiter nach Norden verdrängt wurden und jetzt auf Yeso und den Kurilen ihre Wohnsitze haben. Die Ainos sind nach Sprache wie Aussehen von den Japanern völlig verschieden. Auffallend sind ihre großen Augen und auffallend ist ihr starker Bartwuchs, der ihnen eine Ähnlichkeit mit russischen Bauern verleiht. Die Frauen tätowieren sich einen blauen Schnurrbart auf die Oberlippe. Beide Geschlechter tragen silberne Ohrringe. Die Männer winden Bänder aus Bast sich ins Haar, und die Frauen bedecken es mit zylindrischen Tuchhauben. Wie diese Hauben, bestehen auch die Gewänder aus einem blauen, mit weißen Mustern durchwobenen Stoffe. Die Ainos leben vom Fischfang und von der Jagd. Ihre aus Bambusrohr gefertigten Pfeile sind an der Spitze im Feuer gehärtet. Das verwendete Pfeilgift soll nur den Bären gefährlich sein, nicht aber den Menschen. Beim Bärenfeste wird ein junger Bär, den eine Ainofrau an der Brust aufzog, mit stumpfen Pfeilen beschossen, um ihn in Zorn zu versetzen und seine Leber zum Schwellen zu bringen, dann zwischen zwei Bal-

ken erdrückt und unter reichlichem Reisweingenusse verspeist. Die Frauen tanzen hiebei im Ringelreihen, indem sie unter Händeklatschen bald nach rechts, bald nach links stampfende Schritte vollführen.

Die ältesten in Japan gefundenen Bronzewaffen sind den altchinesischen unähnlich, deren Formen ungefähr jenen der europäischen Hallstadtperiode entsprechen. Auf eine südliche Herkunft deutet der in Japan übliche Hausbau, der im wesentlichen mit dem malaiisch-hinterindischen übereinstimmt. Anders die Sprache, deren Zugehörigkeit zur uraltaiischen Gruppe feststeht, während die hinterindischen Idiome zur chinesischen gerechnet werden. In körperlicher Hinsicht ähneln die Japaner den Südchinesen, Anamiten und Talaings. Manche haben in ihrem Aussehen etwas nahezu Malaienhaftes, andere wieder sehen Koreanern zum Verwechseln ähnlich, so daß es scheint, wie wenn die japanische Nation sich in früher Zeit aus verschiedenen Völkern Ostasiens zusammengesetzt hätte. Wie Professor Baelz richtig bemerkt, lassen sich zwei weit auseinandergehende Typen beobachten, ein gröberer, mehr mongolischer, und ein feinerer, dem insbesondere die Mitglieder der Adelsgeschlechter zuzurechnen sind. Diese sind von hellerer Hautfarbe und haben längliche Gesichter mit leicht gekrümmten Nasen. Der Bartwuchs der Japaner ist wohl dank des vorhandenen Ainoblutes stärker als jener der übrigen Ostasiaten.

Die Südjapaner sind kleiner wie ihre nördlichen Landsleute, und sehr klein ist auch der rundköpfige Menschenschlag im Gebirge um Nikko.

Im Familienleben sind die confucianischen Grundsätze

ebenso maßgebend wie in China, das heißt diejenigen der Ahnenverehrung und der unbedingten Unterwerfung unter den Willen der Eltern. Der kindlichen Liebe gebührt nach japanischer Auffassung der Vorrang vor der ehelichen. Demgemäß wohnt der verheiratete Sohn im Hause der Eltern, ein Umstand, der das Leben der jungen Frau nicht eben erleichtert, besonders wenn sie die Frau eines Adoptivsohnes ist. Zur Adoption greift jede nicht mit Söhnen gesegnete Familie, um sich eine Versorgung im Alter und die Totenopfer nach dem Hinscheiden zu sichern. Die Stellung des weiblichen Geschlechtes ist bei den Japanern eine bessere als bei den Chinesen. Dies gilt wenigstens für die höheren Stände; am Lande freilich wird der Hauptteil der Arbeit den Frauen überlassen.

Unfruchtbarkeit der Gattin ist ein gesetzlich anerkannter Scheidungsgrund; aber auch sonst ist die Scheidung leicht zu erlangen; trotzdem scheint das eheliche Zusammenleben im allgemeinen ein gutes zu sein. Die Frau ist von klein auf erzogen, sich den Wünschen des Mannes zu fügen, so daß ein Japaner zweifellos recht hatte, der gelegentlich eines Gespräches über die Erziehung des weiblichen Geschlechtes in Europa erwiderte: „Ja, das ist alles ganz schön, doch unsere Frauen gehorchen uns besser.“

Die Japanerin besitzt ein hingebendes Wesen und ist, wie ich öfters beobachten konnte, voll zärtlicher Aufmerksamkeit für ihren Gatten. Außerdem versteht sie die Kunst, in allen Lebenslagen ein heiteres Gesicht zur Schau zu tragen.

Wie überall auf der Welt, ist der Einfluß der Frauen auf das öffentliche Leben kein geringer. Vielleicht ist er

in Japan weniger auffällig als bei uns, doch versichern die Japaner, daß sie besonders in früheren Zeiten ebensogut ihre „femmes politiques“ gehabt hätten wie die Völker des Westens.

Als Mutter ist die Japanerin vorzüglich. Sie pflegt ihre Kinder lange zu stillen und hängt mit großer Liebe an ihnen. Japan ist ein Paradies der Kinder, die von jedermann freundlich behandelt und gehätschelt werden, aber sie sehen auch zu nett aus, zu drollig und putzig, sind fröhlich, artig und sauber.

Die Selbstbeherrschung wird ihnen von klein auf anerzogen. Ich erinnere mich, wie ich ein etwa vierjähriges Kind auf den Kiesboden hinfallen sah. Obgleich es sich tüchtig aufgeschlagen hatte, lächelte es mich an, kroch dann aber hinter einen Busch, um dort in der Verborgenheit zu weinen. Niemals wird der Japaner seine Gemütsbewegung verraten, und schon gar nicht eine schmerzliche. Wenn sein Haus abbrennt, lacht er aus vollem Halse, und mein Dolmetsch, der einige Semester Medizin studiert hatte, erzählte mir wie einen schlechten Witz, daß sein elterliches Gut durch ein Hochwasser ruiniert worden sei und er infolgedessen nicht hätte weiter studieren können.

Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung gelten als oberste Tugenden, Verstöße hiegegen als Mangel an vornehmer Gesinnung oder zum mindesten als Unhöflichkeit gegen die Mitmenschen.

Bekannt ist die einstige Sitte des vor Zeugen in feierlicher Weise verübten Selbstmordes, des Hara-kiri, oder, wie man richtiger sagen sollte, Seppuku; weniger bekannt aber ist, daß diesem Seppuku nicht bloß adelige Männer

sich unterzogen, sondern in seltenen Fällen auch adelige Frauen. Das Seppuku diente zur Sühne begangener Verbrechen oder zur Wiederherstellung der verletzten Ehre; es konnte aber auch begangen werden, um sich für andere aufzuopfern und sie zur Umkehr auf den Pfad der Tugend zu weisen.

So tötete sich ein getreuer Vasall, dessen Mahnungen sein ausschweifender Lehensherr nicht beachtet hatte, um ihn durch diesen Treuebeweis zu bekehren, vor einem öffentlichen Hause des Yoschiwaraviertels in Tokyo, wofür zum Dank ihm dort ein Gedächtnistempel errichtet wurde.

Wenngleich das Seppuku seit der neuen Ära verpönt ist, ereignen sich noch immer Selbstmorde, die sich auf die altherkömmlichen Beweggründe zurückführen lassen.

Als die Räumung der Halbinsel Liao-tung nach dem siegreichen Chinakriege erfolgte, tötete sich gemeinschaftlich eine Anzahl von Offizieren, um hiedurch ihren Protest gegen den Frieden von Schimonoseki zum Ausdruck zu bringen, und 1902 erschoß sich der japanische Militärattaché in Pe-king nach Veröffentlichung des anglo-japanischen Allianzvertrages, weil er sich schämte, der englischen Sprache nicht mächtig zu sein.

Ein ähnlicher, freilich nicht so ausgeprägter Ehrbegriff herrscht auch im niederen Volk. So kannte ich einen Kutscher, der eines Tages seinem europäischen Dienstherrn auf einem Teller drei Finger präsentierte, die er sich abgeschnitten hatte, um seine Ehre wiederherzustellen, welche er durch Entlassung eines von ihm nachdrücklich empfohlenen Stallknechtes verletzt wähnte.

Sonderbar berührt uns Europäer das kichernde Lachen

der Japaner, hinter dem sie die verschiedensten Gefühlsregungen wie hinter einer Maske verbergen. Ihr Lachen kann ein Ausdruck der Höflichkeit wie Verlegenheit sein, ein solcher erlittener Kränkung, ein nicht Eingestehenwollen eigenen Schmerzes oder Kummers; am häufigsten ist es jedoch ein echtes, richtiges Lachen, denn die Leute haben Sinn für Humor. Wie oft sah ich nicht erwachsene Leute wie Kinder scherzen, Bäume erklettern und mit dem Fange der über den Weg huschenden Krabben sich ergötzen. Ebenso sonderbar wie das geschilderte Lachen erscheint uns die Gewohnheit der Japaner, nach Beendigung eines jeden Satzes oder vor Erteilung einer Antwort die Luft schlürfend einzuziehen, und nicht minder die auch bei den Chinesen bestehende Sitte, im Gespräche stets die eigene Person oder Sache herabzusetzen. Wir vergessen hiebei, daß auch wir allerlei derartige Sprüche im Munde führen, deren Bedeutung uns gar nicht mehr in den Sinn kommt, zum Beispiel: „Mein niederes Haus“, „mein einfaches Mahl“, „meine Wenigkeit“, und daß vor noch nicht langer Zeit in unserem Briefstile Phrasen gebraucht wurden wie „Ihr ergebenster Diener“, „ich lege mich untertänigst zu Füßen“, oder „ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht“.

Ein Vorwurf, der gegen die Japaner häufig erhoben wird, ist der der Unaufrichtigkeit, gegen den ich sie einigermaßen in Schutz nehmen möchte. Der Satzbau der japanischen Sprache ist jenem der europäischen Sprachen durchaus entgegengesetzt und der Erfassung unserer Denkweise nicht günstig. Zudem ist das Japanische ziemlich wortarm, beispielsweise besteht für grün und blau nur ein einziges Wort, so daß beide Farben stets durch Hinzufügen weiterer Ad-

jektive näher präzisiert werden müssen. Es entstehen daher im Gespräche zwischen Japanern und Ausländern häufig Mißverständnisse, und wenn der Japaner eine an ihn gerichtete Frage auch nicht versteht, wird er dennoch aus Höflichkeit nach kurzem Besinnen eine Antwort geben, gleichviel, ob sie auf die Frage paßt oder nicht.

„Die Kleider machen doch nicht die Leute," sagte zu mir ein bekannter japanischer Staatsmann, indem er sein Bedauern ausdrückte, daß man vorschnell die schöne Nationaltracht abgeschafft habe. Obgleich die europäische Kleidung sich nur bei den Männern der gebildeten Stände allgemein einbürgerte, die übrigens zu Hause meist den bequemeren Kimono anlegen, ist doch die alte Farbenfreudigkeit gänzlich entschwunden. Auch die Frauen begnügen sich mit einfachen Stoffen von perlgrauer, blauer oder brauner Farbe, und nur Kinder und Geishas tragen bunte Gewänder. Der einzige Schmuck der Frauen besteht in ihrem geschmackvoll geordneten, üppigen Haar. Das entstellende Rasieren der Augenbrauen und das häßliche Schwärzen der Zähne ist in Wegfall gekommen. Man sieht es noch gelegentlich am Lande bei alten Frauen, wie man dort auch noch alten Männern begegnet mit Nackenzöpfchen und rasierten Scheiteln. Das Rasieren des Scheitels soll zuerst bei den Rittern in Aufnahme gekommen sein, um einer übermäßigen Erhitzung des Kopfes unter dem schwerlastenden Visierhelm vorzubeugen. Sehr drollig nehmen sich die kleinen Knaben aus, denen der Kopf zur Förderung des Wachstums der Haare bis auf einen Kranz um die Schläfen rasiert wird. — Bauern wie Bäuerinnen kleiden sich zur Feldarbeit in blaue, bis zum halben Ober-

schenkel reichende Kittel und in enganliegende blaue Hosen. Um den Kopf winden sie sich ein Tuch, über das der breitkrempige Strohhut gestülpt wird.

Die Prunkgewänder, die ehedem bei festlichen Gelegenheiten und an den Höfen der Großen getragen wurden, sieht man außer in den Schatzkammern und Museen nur noch bei Theateraufführungen, die eine Fülle von Aufschlüssen über die einst herrschenden Sitten und Anschauungen erteilen. Besonders prächtig war die Hoftracht der Damen. Sie bestand aus einem kunstvoll gestickten Gewande, das durch die breite Schleife des Obi am Rücken gerafft wurde, und einem Oberkleide mit langen Tuchflügeln. Kaum minder kostbar waren die aus herrlichem Seidenbrokate gefertigten Gewänder vornehmer Herren, breit an den Schultern und gegen die Hüften spitz zulaufend geschnitten. Die mit scharfen Bügelfalten versehenen weiten Beinkleider wurden nur außer Hause getragen, wogegen zur Hoftracht Hosen mit langen Schleppen gehörten. Der Anblick eines in solchen Schlepphosen schreitenden Mannes ist höchst wunderlich: es sieht aus, wie wenn der Betreffende auf den Knien rutschend sich fortbewegen würde. Der Kleiderluxus beschränkte sich nicht nur auf die Kreise der Hofleute und Samurais, sondern griff sogar in manchen Klöstern um sich. Selbst die aus der Monto-Sekte hervorgegangenen Yama-buschi, die „Berg-Ritter“, die auf den Bergen die Seelsorge ausübten und zur Selbstverteidigung auf ihren einsamen Wanderungen ein Langschwert im Gurte mit sich führten, waren stattlich gekleidet. Sie trugen weiße Beinkleider, grüne Gewänder und auf dem Vorderkopfe winzige schwarze

Kappen. Über die zum Teil höchst absonderlichen Kopfbedeckungen ließe sich eine ganze Abhandlung schreiben, so vielgestaltig waren sie je nach dem Range ihres Trägers und der Gelegenheit, bei der sie gebraucht wurden. So bedienten sich bei Kriegszügen jene Ritter, die sich in erhöhter Kampfbereitschaft hielten, eines Kopfbundes, um sofort den Helm darüber schnallen zu können.

Dreißigstes Kapitel

Betrachtungen über japanische Zustände

Bei Beurteilung aller japanischen Verhältnisse muß man von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß noch vor wenigen Jahrzehnten Japan sich in völlig mittelalterlichem Zustande befand. Das Feudalsystem war das herrschende, und die Bevölkerung in die Klassen des Adels, der Bauern, Handwerker und Kaufleute aufs schärfste geschieden. So staunenswert rasch sich die Umwandlung zu einem modernen Staatswesen vollzog, sind doch die Nachwirkungen aus alter Zeit erheblicher, als man bei oberflächlicher Betrachtung vermuten möchte. — Ursprünglich bestanden in Japan viele Stammesfürsten nebeneinander, von denen der mächtigste es verstand, sich die Oberherrschaft anzueignen unter dem Titel eines „Tenno“ oder „himmlischen Königs“, ein Titel, der noch heutigentags von seinen kaiserlichen Nachfolgern geführt wird. Ebenso wie die fränkischen Könige nach römischem Muster ihr Reich zu organisieren begannen und einen Beamtenadel zu dessen Verwaltung einsetzten, verfuhren nach chinesischem Vorbilde die Tennos, und ebenso wie bei den Franken der Beamtenstaat nur von kurzer Dauer war, war er es bei den Japanern. In gleicher Weise entwickelte sich auch hier aus seinen Resten und aus jenen der einstigen Stammesverbände das Feudalsystem und gestaltete sich weiter, indem in beiden Ländern die Schwachen und Mindervermöglichen gegen Überlassung

von Landstrecken oder sonstigem Entgelt den Schutz der Stärkeren nachsuchten, die für sie die Pflichten der Heeresfolge übernahmen. — Die königliche Gewalt schwächte sich zusehends, und wie bei den Merowingern die Hausmeier sich derselben bemächtigten, so taten dies in Japan die Kuge, die Geschlechter des Hochadels, von denen jenes der Fudschiwara es erreichte, daß aus dem Kreise seiner Töchter die Tennos ihre Gemahlinnen entnahmen, ein Brauch, der sich bis zum heutigen Tage erhielt. Der Tenno wurde durch steifes Zeremoniell unnahbar gemacht und durch die Erweisung nahezu göttlicher Ehren über die Einbuße seiner Gewalt hinweggetäuscht. Die Bevormundung des Herrschers steigerte sich, als die Buke, die Männer des Schwertadels, die Kuge in der führenden Rolle ablösten und die Schogune oder Kronfeldherren zur Macht gelangten. Meist wurden die Tennos vor erreichter Volljährigkeit zur Abdankung zugunsten unmündiger Nachfolger veranlaßt, und dann nach einem Landsitze oder Kloster überführt, wo sie in ehrenvoller Gefangenschaft ihr Leben beschlossen. — Es folgte eine Zeit wilder Fehden zwischen verschiedenen Schogun-Dynastien, die sämtlich entfernten Seitenlinien des kaiserlichen Hauses entstammten und die durch innere Zwiste und Palastintriguen nacheinander zugrunde gingen. Der Schogun Yoritomo, 1147—1199, schien für eine Zeitlang Ordnung zu schaffen, doch nach seinem Tode begannen die Wirren von neuem. So kam es, daß gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die einzelnen Feudalherren und Statthalter unter dem Titel von „Daimiyos“ oder „großen Namen“ sich selbständig machten und durch ihre Lehensleute, die „Samurais“, sich gegenseitig

bekriegten. Der allgemeinen Anarchie setzte erst der tatkräftige Hideyoschi ein Ziel, der wegen seiner niederen Herkunft es nicht wagte, sich beim Kaiser den Titel eines Schoguns zu erwirken, den sein Nachfolger in der Herrschaft, der große Yeyas aus dem Hause der Tokugawas, 1603 sich neuerdings beilegte. Dieser trachtete durch sein sorgfältig ausgedachtes System, alle die verschiedenen Interessen im Gleichgewichte zu halten und der von ihm begründeten Dynastie eine sichere Grundlage zu geben. Aber erst sein Enkel, der energische Yemits, brachte es zustande, die widerspenstigen Daimiyos völlig zu unterwerfen. Während seine Vorgänger diesen gegenüber aus politischen Gründen sich mit der Stellung eines „primus inter pares" begnügt hatten, erklärte ihnen Yemits, daß er sich als ihren Herrn betrachte, da er im Gegensatz zu Vater und Großvater bereits als Thronfolger geboren sei. Zugleich setzte er ihnen eine Monatsfrist, sich für ihn zu erklären oder ihn zu bekämpfen, bei welcher Gelegenheit sich der mächtige Daimiyo von Sendai auf seine Seite schlug und sich erbot, in einem allenfalls ausbrechenden Bürgerkriege den Oberbefehl über die Truppen des Schoguns zu übernehmen. Der endgültige Sieg des Schogunates entschied sich offenkundig, als bald darauf Yemits sämtliche Daimiyos nacheinander zu einer Privataudienz einlud und ihnen hiebei Schwerter schenkte, um ihnen „pro forma" Gelegenheit zu geben, ihn zu töten. Keiner aber wagte es, und ein jeder zückte das Schwert nur ein wenig aus der Scheide, ohne es ganz zu entblößen, um so anzudeuten, daß es ihm möglich gewesen wäre, einen Anschlag zu verüben.

Die Daimiyos verloren immer mehr an Macht und wurden gezwungen, alle Jahre mehrere Monate in Tokyo am Hoflager des Schoguns zu verbringen und während der übrigen Zeit ihre Familien dort als Geiseln zurückzulassen. Außerdem wurden sie mit erheblichen Auflagen belastet. Unter anderem wurden sie zur Ausstattung der Paläste und der Grabanlagen der Schogune in größtem Maßstabe herangezogen. Es stammen z. B. sämtliche Bronzelaternen im Schiba- und Ueno-Park zu Tokyo wie jene zu Nikko von solch angeforderten Gaben. Auch mit anderen Aufträgen wurden die Feudalherren beglückt. So wurde ein Daimiyo von Sendai veranlaßt, einen großen Kanaldurchstich in Tokyo auf eigene Kosten ausführen zu lassen. Um die Daimiyos für den Verlust ihrer Macht zu entschädigen, trachtete man, sie durch vermehrten Prunk zu trösten, und förderte in jeder Hinsicht Luxus und Vergnügungssucht. Dahingegen war man bestrebt, jede selbständige Regung zu unterdrücken, und man scheute sich nicht, unbequeme Elemente auf gewaltsame Weise oder durch vergifteten Tee zu beseitigen. Die Daimiyos verfuhren in ähnlicher Art, und es ist bezeichnend, daß ein Daimiyo von Etschigo einen nicht der Samurai-Klasse angehörigen Gutsbesitzer deshalb töten ließ, weil dieser, der ein tüchtiger Mathematiker und Geometer war, unaufgefordert ein Kanalprojekt zur Entwässerung der Gegend entworfen hatte, welches nach seinem Tode durch den Daimiyo zur Ausführung gelangte. — Das Schogunat war wegen seines Bevormundungs- und Aussaugungssystems längst allgemein verhaßt und hatte sich auch sonst in jeglicher Hinsicht überlebt, als die ersten Zusammenstöße mit den

fremden Mächten den Stein ins Rollen brachten und unter der Führung Iwakuras, eines Fudschiwara, jene Bewegung sich einleitete, die 1868 mit dem endgültigen Sturze des Schoguns, der Restaurierung des Kaisers und der Modernisierung des ganzen Staatswesens endigte.

Es war eine Umwälzung sondergleichen, und es ist bewundernswert, mit wie geringen Reibungen sie sich vollzog und wie der Kaiser sich in die neuen Verhältnisse zu schicken wußte, wenn man die Umstände bedenkt, unter denen er aufwuchs. Niemand durfte sich seiner geheiligten Person nähern. War er krank, wurde sein Puls vom Arzte durch Auflegen von elfenbeinernen Eßstäbchen zu ermitteln versucht; erteilte er ausnahmsweise Audienzen, saß er hinter einem mit Brokatstreifen verhängten Gestelle unsichtbar für jedermann, außer für die Leute seiner nächsten Umgebung, und verließ er sein Palastgefängnis, wurde er, von Wachen umgeben, in einer dichtverhüllten Sänfte über die Straße getragen.

Von seiner Gemahlin besitzt der Kaiser keine Kinder, wohl aber von den acht Nebenfrauen, die er nach altem Herkommen beibehielt, obwohl die Monogamie gesetzlich zur Einführung gelangte.

Die Urheber der Reformbewegung waren Leute aus den Südprovinzen gewesen. So kam es, daß sie und ihre Anhänger die wichtigsten Posten im neugeschaffenen Staatswesen besetzten, und noch jetzt haben sie ihren Einfluß nicht völlig verloren und spielen in beiden Häusern des seit 1890 bestehenden Parlaments eine gewichtige Rolle. Die Verfassung, welche in mancher Hinsicht der bayerischen nachgebildet wurde, ist streng konstitutionell. Dem

Kaiser steht jedoch ein Notverordnungs- und Vetorecht zu. Auch sind alle Fragen über Heerwesen und Marine der Beratung des Parlamentes entzogen, dessen Tagung auf die kurze Frist von drei Wochen beschränkt ist. Zur Wahlagitation wird häufig von den Politikern der Name irgendeines früheren Daimiyo benützt, um die Stimmen seiner einstigen Untertanen zu gewinnen. Die Wahlunkosten sind sehr bedeutend und sollen bis zu 10000 Jen für einen Sitz im Parlamente betragen. Eigentliche Parteien in unserem Sinne scheinen nicht zu bestehen, und die innerpolitischen Kämpfe sich weniger um Prinzipien als um Personalfragen zu drehen. Bezeichnend ist, daß vor einiger Zeit eine sozialistische Partei nach europäischem Muster sich auftun wollte, daß aber deren Leiter sich zuvor um die ministerielle Gutheißung bewarben, und daß nach erfolgter Verweigerung die Sache zusammenbrach. — Eine der größten Taten der gegenwärtigen Regierung war die Einführung der allgemeinen Volksschule. Mit dem Elementarunterrichte ist zugleich die Hebung vaterländischer Gesinnung aufs innigste verbunden. Die Lesefibel beginnt mit der Darlegung, daß es das höchste Glück sei, als Japaner geboren zu sein, und daß das Glück einer gesicherten Existenz der weisen und gerechten Regierung des Tenno und den Verdiensten der Vorfahren zu danken sei. In den Pausen zwischen den Stunden werden unter dem Gesang patriotischer Lieder einfache Exerzierbewegungen vorgenommen, und an den Mittelschulen sind Offiziere angestellt, um die Schüler für den Militärdienst vorzubereiten. Die Volksschüler tragen Mützen von vorgeschriebener Form, die Schülerinnen

Röcke aus rotem Baumwollstoffe und die Mittelschüler Uniformen von militärischem Schnitte. Im Gegensatze zu den Volksschülern leben sie meist in Internaten.

Der Fleiß der Japaner ist außerordentlich. Ihr Bildungsstreben geht darauf hinaus, möglichst viel dem Gedächtnisse einzuprägen, und unter dieser etwas einseitigen Förderung reproduktiver Geistestätigkeit leidet mitunter die Fähigkeit eigenen Schaffens. Der Umstand, daß außer der klassisch-chinesischen Schrift noch die japanischen Silbenschriften des Hira-gana- und Kata-kana-Systems und des weiteren eine Art Stenographie gelehrt wird, führt allein schon zu einer Überlastung des Gedächtnisses. Obendrein ist das Pensum, besonders jenes der Mittelschulen, viel zu umfangreich. Daß die chinesischen Klassiker gelesen werden, erklärt sich aus dem Umstande, daß die japanische Kultur auf der chinesischen fußt; aber was soll zum Beispiel die Aufnahme von Philosophie und gar Psychologie in den Lehrplan eines Gymnasiums? Kein Wunder, wenn manche junge Leute aufgeblasen und oberflächlich zugleich werden.

Das zähe Festhalten an den chinesischen Wortzeichen erklärt sich weniger aus der Macht der Gewohnheit, als vielmehr aus dem Vorteile einer leichten Verständigung mit den chinesischen Nachbarn. Dieser Vorteil bewirkt es, daß die Japaner, welche sich ohnehin besser in chinesische Anschauungen hineinleben können als die Europäer, diesen in der kommerziellen wie kulturellen Erschließung Chinas überlegen sind, die sie emphatisch für den Idealberuf Japans in Anspruch nehmen.

Gegenwärtig besuchen an zweihundert chinesische Studenten verschiedene japanische Militär- wie Zivilschulen, und acht chinesische Mädchen die Höhere Töchterschule in Tokyo. Ob der augenblickliche Zuzug anhalten wird, ist fraglich. Die chinesische Regierung fürchtet nämlich das Zuströmen halbgebildeter Elemente aus Japan und ist bestrebt, im eigenen Lande Hochschulen zu errichten, den Chinesen aber den Besuch der japanischen zu erschweren, um so mehr als die chinesischen Studenten in Japan dem eigenen Gesandten gegenüber sich unbotmäßig erwiesen. Unbotmäßigkeiten sind auch unter den japanischen Studenten keine Seltenheit, und wiederholt kamen Krawalle und Boykottierungen von Lehrern vor, die sich über einzelne Hörer oder eine Klasse mißliebig geäußert hatten. Die Studenten sind im allgemeinen mit Glücksgütern nur spärlich bedacht, und bei der dürftigen Ernährung macht das übermäßige Studium, statt sie zu Übermenschen zu erheben, sie häufig zu Nervenkrüppeln. Die Kurzsichtigkeit ist im ganzen Volke in erschreckender Zunahme begriffen und wird irrigerweise den kleinen europäischen Schriftzeichen zugeschoben, die doch verhältnismäßig wenige kennen; ebenso mehren sich unter der studierenden Jugend Fälle hochgradiger Neurasthenie. Zur Zeit meines Aufenthaltes hatte sich ein Neurastheniker in einen Wasserfall bei Nikko gestürzt, nachdem er an einem Baumzweige einen Zettel befestigt hatte, auf dem geschrieben war, daß ihn das Leben nicht mehr befriedige, da des Wissens kein Ende sei. Der Bedauerliche fand viele Nachfolger. Es entstand eine förmliche Selbstmordepidemie, und es mußte

schließlich der Wasserfall während einiger Zeit polizeilich überwacht werden, um weitere Selbstmorde zu verhüten.

Das Bestreben, das eigene Wissen leuchten zu lassen, ist vielleicht die unangenehmste Eigenschaft des modernen Durchschnittsjapaners. Bei einer Tour in das Landesinnere begegnete es einem meiner Bekannten, daß im Gasthause die Honoratioren des Ortes sich um ihn sammelten und ihn mit allerlei neugierigen Fragen überschütteten. Als sie erfuhren, daß er ein Deutscher sei, sagte einer der Anwesenden: „Kant war ein großer Philosoph.“ Erstaunt erwiderte der Deutsche: „Was, Sie kennen Kant?“ — „Ja, und Schelling war auch ein großer Philosoph.“ — „So, Sie kennen also auch Schelling? Welche seiner Schriften haben Sie gelesen?“ — Antwort: „Montesquieu war auch ein großer Philosoph.“

Was die wissenschaftlichen Leistungen Jung-Japans anlangt, maße ich mir keinerlei Urteil an, nur möchte ich meinen, daß man gut daran täte, sich auch fernerhin bewährte europäische Lehrkräfte für die Universitäten zu sichern. Die Wissenschaft in Japan ist eben doch sehr neuen Datums. Diejenige, in der bisher am meisten geleistet wurde, und zwar unter deutscher Anleitung, ist die medizinische. Der erste Eindruck, den ich von japanischen Heilkünstlern empfing, war freilich ein etwas seltsamer, insoferne bei unserer Ankunft in Nagasaki nicht weniger als drei Quarantäneärzte an Bord kamen, von denen jeder je zwei chinesischen Matrosen gleichzeitig den Puls fühlte, um sie auf Pestverdacht zu untersuchen.

Sehr imponierten mir hingegen die einschneidenden Maßnahmen, die getroffen wurden, als in Tokyo zwei oder

drei Pestfälle sich ereigneten. Da wurde einfach befohlen, um die und die Stunde haben sämtliche Erdgeschosse von allem Mobiliar geräumt zu sein, ist der Bodenbelag abzuheben und der Grund darunter mit Karbollösung zu desinfizieren, was auch prompt zur Ausführung gelangte. Um die Pestgefahr zu mindern, waren schon vorher Prämien zu je fünf Sen für jede auf dem Distriktspolizeiamte abgelieferte Ratte gewährt worden, wobei der Überbringer außer den fünf Sen auch noch ein abgestempeltes Los erhielt, das nach erfolgter Ziehung einen Gewinn bis zu dem Betrage von hundert Jen (zweihundertfünfzig Mark) erzielen konnte. Einigen Widerstand fand die Rattenvertilgung bei den Frauen, die diese Tiere als die Diener des Reisgottes Daikoku betrachten und ihnen deshalb allabendlich einen mit Reis gefüllten Napf auf den Boden stellen.

Die Quacksalberei, die leider auch bei uns nicht erstorben ist, floriert in Japan aufs höchste. Das Aufsetzen von glühenden Moxa-Kügelchen ist ein Universalmittel, und nächstdem spielt in der Volksmedizin die Bärenleber eine wesentliche Rolle. Die Asche einer in einem erhitzten Porzellangefäße verbrannten Amsel soll ein vorzügliches Medikament gegen Diphtherie sein, das zu Asche verwandelte Gehirn von Schlangen und Schildkröten gegen andere Krankheiten wirken, ebenso jenes von Affen, das selbst in minimalen Dosen teuer bezahlt wird. Noch geschätzter ist die Asche von Menschenhirn. Erst im letzten Jahre wurde zu Osaka ein Mann verurteilt, der über hundert Gräber geöffnet hatte, um den Leichen das Hirn zu entnehmen.

Die Heilquellen des Landes, zumeist Schwefelquellen und Thermen, sind teilweise sehr wirksam und seit altersher

besucht, wohingegen der Gebrauch von Seebädern früher unbekannt war und erst auf Anraten europäischer Ärzte in Aufnahme kam. An verschiedenen Stellen der japanischen Küste findet sich ein herrlicher Badestrand, und nur im äußersten Süden ist er von Haifischen gefährdet. Als Amulett werden den Knaben zum Schwimmen Reiskörner von der kaiserlichen oder sonst einer fürstlichen Tafel mitgegeben. Sehr gefürchtet ist nämlich der Schwimmkrampf, den man der Einwirkung des Kappa zuschreibt, eines Ungeheuers, das den Badenden hinabzuziehen trachte. Da dem Kappa eine besondere Vorliebe für Gurken nachgesagt wird, gilt es als gefährlich, solche vor dem Baden zu essen.

Ob das im Reformeifer eingeführte europäische Rechts- und Verwaltungssystem für Japan durchweg passend sei, bezweifeln heute manche der gebildetsten Japaner. Der Verwaltungsapparat, heißt es, sei ziemlich umständlich, die Menge nicht immer übereinstimmender Verordnungen beträchtlich und die Vielschreiberei ebenso in Blüte wie in gewissen Ländern des Westens. Mitunter ereignen sich örtliche Unruhen, denn ein so guter Untertan der Japaner ist, kann er ebenso aufrührerisch sein, wenn etwas verfügt wird, was seinem Rechtsgefühle zuwiderläuft. Im nördlichen Japan — so hörte ich — habe sich das alte Dorfrecht, das in jedem Ort seine Besonderheiten besitzt, dem neuen Zivilrechte gegenüber erfolgreich behauptet, und noch immer sei es der Ortsvorstand, der kraft der ihm seit Generationen gewohnheitsmäßig vererbten Würde alle Zwiste begliche. Sehr selten kämen Streitfälle vor Gericht, und derjenige, welcher die richterliche Entscheidung anrufe,

habe dann häufig den Boykott seiner Nachbarn zu gewärtigen. Der Ortsvorstand wird gewissermaßen als Vater der Gemeinde betrachtet. Früher war er berechtigt, seine Untergebenen bis zu 30 Tage im Jahre zu Frondiensten heranzuziehen, und auch jetzt noch stellen sie ihm ihre Arbeitskraft unentgeltlich zur Verfügung, wenn er sie auf Grund dieses Herkommens hiezu auffordert. Sollte er jedoch Arbeit gegen Taglohn fordern, kann es sein, daß sein Verlangen nicht berücksichtigt wird, da die Leute sich dann nicht für zur Arbeit verpflichtet erachten.

Auch hier heißt es: keine Würde ohne Bürde. Der großen Macht des Ortsvorstandes steht nämlich die moralische Pflicht gegenüber, bei Mißernten die Bauern unterstützen zu müssen.

Die Landwirtschaft wird in Japan immer noch wie in alten Zeiten betrieben, und es macht sich vorläufig wenig Fortschritt auf diesem Gebiet bemerkbar, obwohl in Tokyo eine hochmoderne landwirtschaftliche Akademie besteht. Vielleicht wird auf dieser die Theorie zu Ungunsten der praktischen Unterweisung bevorzugt. In den trefflich eingerichteten Laboratorien werden alle nur erdenklichen chemischen Untersuchungen vorgenommen, und alljährlich wird ein stattlicher Band wissenschaftlicher Publikationen in englischer und deutscher Sprache herausgegeben, auf der Versuchsstation hingegen finden sich nur wenige Kühe. Die Viehzucht im Lande steht auf niederer Stufe, und eine Verbesserung wird nicht so bald eintreten, da die Bauern das Kastrieren der männlichen Tiere als eine der buddhistischen Lehre widerstrebende Grausamkeit betrachten, wohingegen sie andererseits von lebenden

Karpfen ganze Stücke herunterschneiden, um sie, in Soyasauce getaucht, als besondere Leckerbissen zu speisen.

Das Mästen des Viehes ist unbekannt, und der Konsum von Rindfleisch minimal. Milch, Butter und Käse sind unbekannte Dinge. Schweine werden nirgends gezüchtet, die Eier der Hühner und Enten nicht eingesammelt, da ein Aberglaube die Bäuerinnen hievon abhält. Das Riedgras der Berghänge eignet sich nur zum Futter der Packpferde wie zum Dachbelage der Häuser. Wo besseres Gras sich findet, wird es zur Düngung der gewässerten Reisfelder verwendet.

An Getreide wird vorwiegend Reis gebaut, obwohl, besonders im Norden, der Weizen besser fortkäme und der Reisbau außerordentlich viel Arbeit erfordert. Die Bewässerung der Reisfelder erfolgt häufig durch ein hohes Tretrad, welches ein darauf balancierender Mann in Bewegung setzt, um aus dem Zuleitungskanale das Wasser in die Seitenrinnen zu fördern. Der Reis wird nicht gemahlen, sondern in Stampfmühlen gebrochen, die durch Menschenkraft betrieben werden.

Während die japanischen Handwerker ungemein fleißig sind, kann man den Bauern besonderen Fleiß nicht nachrühmen. Ihr Ideal ist, womöglich schon nach erreichtem vierzigsten Jahre sich von der Arbeit zurückzuziehen.

Die Lage der Landwirtschaft ist keine günstige. Die Darlehen auf Grund und Boden erfolgen wegen des damit verbundenen Risikos nur gegen hohe Zinsen, und manche Geschäftsleute scheinen das „Bauernlegen“ gewerbsmäßig zu betreiben. Japan ist bei der großen Zunahme seiner Bevölkerung, die bereits über vierundvierzig Millionen zählt,

nicht mehr in der Lage, sie mit den eigenen Produkten zu ernähren, und daher auf fremde Zufuhr angewiesen. Sie erfolgt großenteils aus Korea, und schon deshalb sind die Japaner dort so interessiert. Außerdem beziehen sie einen guten Teil ihres Holzbedarfes aus diesem Lande, denn obgleich sechsundsechzig Prozent der gesamten Oberfläche Japans ausgesprochener Waldboden ist, haben sich seit der Aufhebung des Lehensystems die Waldbestände bedenklich gelichtet. Einzig dem feuchten Klima ist es zu danken, daß die geschlagenen Flächen sich mit Buschwerk wieder bedeckten. Die Entwaldung der steilen Hänge hatte wiederholte Hochwasserkatastrophen zur Folge, und es war sehr an der Zeit, daß vor etwa zehn Jahren mit Neuaufforstungen begonnen wurde.

Von Edelgewächsen ist vor allem der Tee zu erwähnen. Er ist im Durchschnitt teuerer und weniger wohlschmeckend wie der chinesische. Die Seidenzucht ist im Aufschwunge begriffen, allein verbesserungsfähig. Man füttert die Raupen nicht wie in Italien mit sorgfältig ausgesuchten Blättern des Maulbeerbaumes, sondern wirft ihnen, um Arbeit zu sparen, ganze Zweige hin, ein Verfahren, das die Bäume wesentlich schädigt.

Wenig entwickelt ist die Obstzucht. Am häufigsten sieht man Melonen, die im Wechsel mit Kürbissen, Auberginen und Bohnen in den Ackerfurchen gepflanzt werden.

Die Übervölkerung des Landes zwingt Japan auf neue Wege, und es ist im Begriffe, aus einem Agrar- zu einem Industriestaate allmählich sich umzuwandeln. Was der japanischen Industrie vorderhand zugute kommt, ist die Billigkeit der Löhne; allein es läßt sich nicht verkennen, daß

sie sich in aufsteigender Richtung bewegen. Die Frauenarbeit in den Fabriken wird mit nur 19 Sen (gleich 40 Pfennigen) im Tage bezahlt, da die Arbeiterinnen in der Regel gegen eine Pauschalsumme von ihren Eltern an die Fabriken verpachtet werden. Die übrigen Löhne wechseln von zehn Sen bis zu einem Jen (zwei Mark zehn Pfennige) und sind höher für Arbeiten, die eine besondere Geschicklichkeit erfordern.

Einigermaßen ein Bild von der industriellen Leistungsfähigkeit des Landes konnte man auf der Ausstellung zu Osaka gewinnen. Sie war mit großem Geschick und riesigem Fleiß veranstaltet. Der Zudrang wißbegieriger Besucher war enorm und betrug in den ersten Tagen je fünfzigtausend Leute. Die Agrikultur- und Serikulturabteilung gefiel mir wegen des übersichtlich geordneten Materials, weniger jedoch der industrielle Teil, wenngleich Kenner versicherten, daß gerade auf diesem Gebiet seit der letzten Ausstellung ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen sei.

„Billig und schlecht", so nannte 1876 Professor Reuleaux die Erzeugnisse der damals noch jungen deutschen Industrie, ein Urteil, das sich auf jene einer jeden jungen Industrie verallgemeinern läßt, mithin auch der japanischen, die erst seit zwei Jahrzehnten entstand. Hinderlich für ihre Entwicklung ist die minderwertige Beschaffenheit der heimischen Kohle und der geringe Vorrat an Eisen.

Eine Klage, die man vielfach vernimmt, betrifft das Geschäftsgebaren japanischer Kaufleute. Der Handel Japans war bis zur Öffnung der Häfen ein lokal beschränkter, die Kaufmannsgilde verachtet. Noch jetzt wird kein Kommis oder kleinerer Kaufmann es wagen, als seinem Stande nicht

ziemend, eine goldene Uhrkette oder einen seidenen Kimono sehen zu lassen, wohl aber wird er seidene Unterkleider tragen und das Gold seiner Uhrkette unter einer oberflächlichen Versilberung verbergen.

Das Zudrängen zahlreicher Samurais zum Kaufmannsstande infolge ihrer seit der Revolution eingetretenen Verarmung hat nach japanischen Angaben den Stand nicht gehoben, da die neuen Kaufleute der Routine ermangelten und in ihrer Geschäftsunkenntnis leichtsinnig verfuhren. In neuerer Zeit hat der japanische Handel jedoch einen erheblichen Aufschwung genommen und gleichzeitig eine wirksame Reklametätigkeit entfaltet. Kaum irgendwo in Amerika kann ich mich erinnern, so viele Reklameschilder gesehen zu haben als längs der Bahnstrecke zwischen Yokohama und Tokyo.

Eine besondere Art der Reklame bilden mit Firmenstempeln versehene Tücher, die gewissermaßen als Weihegaben neben den Tempelbrunnen aufgehängt werden. Ähnliche Tücher sieht man an der Stirnseite der Häuser. Es sind die Jahresquittungen der Feuerwehrgilde über den Empfang eines neuen Anzuges und eines Betrages von 15 Jen. Mit der Feuerwehr sich gut zu stellen, ist von Wichtigkeit, da sie befugt ist, zur Isolierung von Bränden die benachbarten Gebäude niederzulegen. — Brände sind bei der leichten Bauart der Häuser überaus häufig. In allen Stadtvierteln sind daher Beobachtungsgerüste für Feuerwachen errichtet, deren Posten auf hohen Leitern Auslug halten. Auch befindet sich bei jedem Hause eine feuersichere Kammer zur Aufnahme kostbarer Gegenstände, die nur bei be-

sonderen Anlässen zur Schmückung der Räume verwendet werden.

Von der Feuerpolizei komme ich auf die Straßenpolizei, die streng gehandhabt wird.

Außerordentlich entwickelt und noch aus der alten Zeit stammend, ist das Institut der Geheimpolizei. Über jeden Menschen werden genaue Listen geführt, und besonders wird jeder Fremde sorgfältig überwacht.

Insoferne die Gefängnisse aus früherer Zeit herrühren, bestehen sie aus offenen, mit Lattengittern umzäunten Schuppen, deren Boden mit Strohmatten belegt ist; im Winter ein kühler Aufenthalt. Die modernen Bauten sind nach Art unserer Zellengefängnisse gestaltet. Die jugendlichen Verbrecher erhalten regelmäßigen Unterricht. Einmal in der Woche werden sämtliche Sträflinge in einem Saale versammelt, um eine zweistündige Moralpredigt anzuhören. Ich kam gerade dazu, wie ein Sträfling in diesen Saal geführt wurde, um gelegentlich der sechsten Wiederkehr des Todestages seines Vaters den Zuspruch eines buddhistischen Priesters zu erhalten, der in seinem Ornat neben dem mit einer Amidafigur versehenen Altare den Ankömmling erwartete.

Die Kost der Gefangenen reguliert sich je nach ihrer Arbeitsleistung in drei genau abgestufte Portionen von Reis und Gemüse. Zweimal die Woche wird Fleisch mit Bohnen verabreicht. Das Getränke ist heißes Wasser, das einen Ersatz für den landesüblichen Tee gewähren soll. Ein deutscher Sträfling erhielt europäische Kost und hiezu jedesmal zwei Zigarren, weil man glaubte, daß dies zu einer europäischen Mahlzeit gehöre. Als er entlassen wurde,

sagte zu ihm der Gefängnisdirektor in echt japanischer Höflichkeit: „Bitte, beehren Sie uns nur recht bald wieder mit ihrem Besuche."

Betritt ein Beamter die Räume, haben alle Sträflinge auf Kommando des Aufsehers gleichzeitig zur Begrüßung Ko-tau zu erweisen. Widersetzliche werden mit Arbeitsentzug bestraft und in eigene Räume zusammengesperrt, in denen sie unbeweglich und ohne zu sprechen, unter steter Aufsicht zu sitzen haben. Diejenigen, welche sich gut führen, erhalten ein Abzeichen am Ärmel. Sowie sie drei solche Streifen errungen haben, werden sie dem Kaiser zur Begnadigung vorgeschlagen, der ihnen in der Regel einen Teil ihrer Strafzeit erläßt. Die Arbeit wird in eigenen Hallen verrichtet und währt neun Stunden. Wer nicht im Besitze besonderer Kunstfertigkeit ist, wird in allen Betriebsarten nacheinander geschult, die im Gefängnisse gelehrt werden. Ein Drittel der aus dem Verkaufe erlösten Summen fällt den Sträflingen zu, bei besonderen Leistungen auch mehr. Die Frauen sind von den Männern getrennt und werden mit Handarbeit beschäftigt. Tuberkulöse kommen in abgesonderte Räume. Eine irrsinnige Frau sah ich in einem Holzkäfig sitzen, in welchem sie mit Spielzeug sich unterhielt.

Die Richtstätte ist innerhalb der Gefängnismauern. Hinrichtungen sind häufiger als bei uns, da auch Brandstiftung mit dem Tode bestraft werden kann. Die Vollziehung erfolgt durch den Strang, indem der Delinquent auf eine Falltüre gestellt wird und durch seine Schwere sich im Sturz das Genick bricht.

Insgesamt sollen die Gefängnisse Japans 160 000 Sträflinge enthalten, von denen viele wegen geringfügiger Ver-

gehen verurteilt sind, so namentlich wegen des aufs schärfste verfolgten Hasardspieles.

Wie sorgfältig die in Japan ansässigen Fremden überwacht werden, erzählte ich schon. Keinem Fremden ist es gestattet, in Japan Grundbesitz zu erwerben, und fremden Schiffen ist bei Strafe der Konfiskation untersagt, ohne besondere Erlaubnis in anderen als den vertragsmäßig bestimmten Häfen vor Anker zu gehen. Das Mißtrauen gegen die Fremden erklärt sich aus früheren Vorgängen der japanischen Geschichte wie aus den Vorgängen im benachbarten China. Von den Ausländern sind nächst den Russen die Deutschen am wenigsten beliebt. Man macht es der deutschen Politik zum Vorwurf, daß Japan das unter großen Opfern eroberte Port Arthur habe räumen müssen. Bekanntlich hatten nach Ablauf des chinesisch-japanischen Krieges Rußland und Frankreich gegen die dauernde Festsetzung der Japaner in Port Arthur protestiert und zur Verstärkung dieses Protestes eine Flottendemonstration ins Werk gesetzt, an der sich zu beteiligen ein deutsches Kriegsschiff den Befehl erhielt, da das Auswärtige Amt in Berlin sich hievon die Möglichkeit der Erwerbung eines Hafens in China versprach und zugleich sich der verfehlten Hoffnung hingab, auf diese Weise zu einer Annäherung an Rußland und Frankreich zu gelangen. Unglücklicherweise war gerade um diese Zeit der deutsche Gesandte in Tokyo dienstälter wie sein russischer und französischer Kollege und ließ sich deshalb von diesen bereden, der japanischen Regierung das gemeinschaftliche Ultimatum zur Räumung Port Arthurs zu überreichen, wodurch das ganze Odium dieses Schrittes auf das am wenigsten beteiligte Deutsche Reich fiel.

Port Arthur wurde von den Russen besetzt, deren neuerliches Vordringen in der Mandschurei und im koreanischen Grenzgebiete die öffentliche Meinung Japans zunehmend erregt. Die Befürchtungen sind auch nicht grundlos. Als wir von Singapur nach Hong-kong fuhren, befand sich ein Oberstleutnant der russischen Garde an Bord, ein Herr von 28 Jahren, der nach zweijährigem Truppendienste Aufnahme in der ostasiatischen Abteilung des Großen Generalstabs zu Petersburg gefunden hatte. Wie er mir in erstaunlicher Offenherzigkeit gestand, sollte er in Nord-Korea, wo eine russische Gesellschaft eine Konzession zur Ausbeutung der Wälder erlangt hatte, angeblich zum Schutze dieses Unternehmens eine Truppe von 4000 Kosaken organisieren, um die allmähliche Besitznahme Koreas in die Wege zu leiten. Der Oberstleutnant schien einen etwaigen Widerstand der Japaner gering zu bewerten und sagte, daß diese einem Vormarsche stärkerer russischer Streitkräfte nur von der See her Schwierigkeiten bereiten könnten. Es sei daher für später in Aussicht genommen, den Vormarsch auf einer inmitten des Landes von Norden nach Süden führenden Straße erfolgen zu lassen. — Während ich in Tokyo weilte, war ich öfters Zeuge, wie Extrablätter mit Alarmnachrichten über russische Truppenverschiebungen verteilt wurden. Der russische Gesandte Iswolski, der unmittelbar nach meiner Ankunft in Tokyo von dort abberufen wurde, hatte durch sein Verhalten Öl in das Feuer gegossen. Er haßte die Japaner und ließ sie bei jeder Gelegenheit seine Verachtung fühlen. Was aber schlimmer war, er hatte herausgefunden, daß der größte Teil der nach Japan eingeführten Fische aus den Gewässern von Sachalin stammte,

und daraufhin veranlaßt, daß dort den Japanern die von ihnen ausgeübte Fischerei gesperrt wurde. Besetzten die Russen nun auch noch Korea, auf dessen Reiseinfuhr Japan dringend angewiesen ist, bestand für dieses Land die Gefahr, von den russischen Nachbarn ausgehungert zu werden. Ungeachtet der sehr kriegerisch lautenden Artikel der japanischen Presse, glaube ich nicht an das unmittelbare Bevorstehen eines Krieges, da die Japaner mit der Ausgestaltung ihrer Reserveformationen noch nicht fertig und vorerst auch finanziell für einen Krieg noch nicht hinreichend gerüstet sind.

Einunddreißigstes Kapitel

Japanisches Militär

In erstaunlich kurzer Zeit gelang es den kriegerisch veranlagten Japanern, das einstige Ritterheer durch eine moderne Armee zu ersetzen. Die Niederwerfung des Satsuma-Aufstandes im Jahre 1877, welche den endgültigen Sieg der Reformideen besiegelte, war die erste Waffentat des neugeschaffenen Volksheeres. Schon früher, unmittelbar nach dem Sturze des Schogunates und der Restauration des Kaisers, hatten einzelne Japaner Europa bereist, um die dortigen Armeen zu studieren, vornehmlich die französische. Nach dem Feldzug von 1870/71, den ein Japaner auf deutscher Seite als Zuschauer mitgemacht hatte, wandte sich das Augenmerk der japanischen Offiziere mehr und mehr nach Deutschland. Der Zudrang dahin übertraf jenen nach Frankreich, und sogar diejenigen Offiziere, die gleich dem gegenwärtigen Kriegsminister in Frankreich ihre Bildung genossen hatten, erkannten, daß das deutsche System den Vorzug verdiene. Die mehrjährige Wirksamkeit des preußischen Oberst von Meckel an der Kriegsakademie in Tokyo trug viel dazu bei, die Organisation der japanischen Armee nach deutschem Muster auszugestalten. — Die Armee besteht aus dreizehn Divisionen und zwei selbständigen Kavalleriebrigaden. Außerdem befindet sich eine aus Abstellungen aller Truppenteile kombinierte Division nebst einer zahlreichen Polizeitruppe auf Formosa. In der Regel ist am Stabssitze der Division mindestens eine In-

fanteriebrigade garnisoniert, ferner das Kavallerie- und das Artillerieregiment der Division, sowie ihr Pionier- und Trainbataillon. Ein Korpsverband besteht nicht. Je nach Bedarf werden die zwei Armee-Inspekteure vom Kaiser mit Besichtigung von Truppenteilen beauftragt. Beide, Marschall Yamagata wie Marschall Oyama, haben im Chinakriege sich ihre Lorbeeren erkämpft. Der Kriegsminister, General Teraoutschi, welcher von einer im Satsuma-Feldzuge erlittenen Wunde am linken Arme teilweise gelähmt ist, gilt als höchst befähigt, desgleichen der Chef wie Sous-Chef des Generalstabs. Der Generalstab ist gut organisiert und unterhält in China, Korea und der Mandschurei zahlreiche Agenten. Die Leistungen des Generalstabes während des Chinakrieges, wie nicht minder 1900, waren sehr achtungswert. Das Train- wie Sanitätswesen entspricht durchaus den Bedürfnissen eines ostasiatischen Kriegsschauplatzes. Der Divisions-Brückentrain ist für eine Strombreite von hundertundfünfzig Metern berechnet und besteht aus zweiundsiebzig Fahrzeugen, deren jedes etwa eineinhalb Meter breit ist und aus je sechs Stücken zusammengefügt wird. Die Kaffen sind nicht wie bei uns an beiden Seiten geschlossen, sondern offen, daher nicht einzeln zu verwenden, dafür aber auf Packpferden zu transportieren.

Die Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung der Infanterie gleicht im allgemeinen der unseren. Bei regnerischem Wetter mögen sich die Mützen lästig erweisen, und bei tiefem Boden die Halbschuhe. Die Leute, so gute Fußgänger sie sind, brauchen lange Zeit, um sich an die ihnen fremde Beschuhung zu gewöhnen, und die Offiziere versicherten mir, dies allein sei ein Grund, an der dreijährigen

Dienstzeit festzuhalten. Viel Zeit wird auf Bajonettieren, Schwertfechten und Turnen verwendet. Das Niederlassen zum knienden Anschlag, wie dieser überhaupt, fällt den Japanern dank ihrer Gewohnheit, zu hocken, viel leichter wie unsern Soldaten, und sie schießen ruhiger im Knien. Beim Exerzieren schien mir die Kommandosprache etwas umständlich zu sein und das Hauptgewicht auf den Drill in den verschiedenen Formationen gelegt zu werden. Bemerkenswert sind die Dauerleistungen im Laufschritt, der sogar bei Rückzugsbewegungen Verwendung findet. Die Hauptleute sind unberitten, und die höheren Infanterieoffiziere nehmen auf den Exerzierplatz stets ihre Bettos mit, Pferdewärter in Kulitracht, welche ihnen wie Schatten folgen und ihnen alle Augenblicke in die Zügel fallen.

Gefechtsmäßiges Exerzieren sah ich zweimal. Das erstemal führte es das Lehrbataillon vor, mit welchem die Militär-Turn- und Schießschule verbunden ist. Es schien mir, wie wenn eine Neigung bestände, von Anfang ganze Kompagnien ausschwärmen zu lassen und langgedehnte, dünne Schützenlinien zu entwickeln. Im Gegensatze zu unserer Gepflogenheit lagen sowohl die Zugführer wie insbesondere die Kompagniechefs weit hinter der Feuerlinie; außerdem war eine auffallend große Zahl von Gefechtsordonnanzen und Organen der Gefechtspolizei hinter der Front zu bemerken. Die Sprünge erschienen mir kurz; sie erfolgten aus der Mitte der Schützenlinie heraus in willkürlichster Weise. Das Aufspringen und Wiederhinlegen der Soldaten dauerte ziemlich lange und schien in größeren Verbänden wenig geübt, wie auch die Art und Weise des Ausschwärmens. Die Feuerentscheidung wurde auf etwa achthundert

Meter gesucht, einer viel zu weiten Entfernung. — Ein zweites Mal wohnte ich dem Exerzieren eines Linienbataillons bei, das aus den Leuten des zweiten und dritten Jahrganges des ganzen Regimentes zusammengestellt war. Da die so formierten Kompagnien je zweihundert Mann zählten, blieben sie nur um zehn Köpfe hinter der vollen Kriegsstärke zurück.

Nach Schluß der Übung wurde ich eingeladen, die Kaserne des Regiments zu besuchen. Ich fand sie, wie die übrigen Kasernen, die ich zum Teil unangemeldet betrat, in tadellosem Zustande. Alle sind außerordentlich luftig und hygienisch angelegt und mit Exerzierplätzen auf das reichlichste ausgestattet. Die Mannschaftsbetten sind gut und sauber, und die Leute erhalten täglich dreimal in kleinen viereckigen Holzkistchen ihre Menage. Als Beikost des Reises wird zu einer der Mahlzeiten etwas Fisch oder Fleisch verabreicht, letzteres zweimal die Woche, zu den anderen Mahlzeiten Gemüse und eine Art gebähten Brotes.

Die Bekleidungsbestände sind in gut beleuchteten Schuppen untergebracht. Die Augmentationsbestände für die Reservisten sowie jene für die aufzustellenden Landwehrbataillons stehen unter Verwaltung der Linienbataillons und Regimenter. Vorderhand scheinen pro Regiment mindestens zwei Landwehrbataillone errichtet zu werden. Die Aufstellung weiterer Landwehrbataillone soll in nicht allzu ferner Zeit folgen, und man hofft, bis in sechs Jahren spätestens den Ausbau der Reserveformationen vollenden zu können.

Die Brigaden haben keine eigenen Kammern, wohl aber

die Divisionen für ihren Stab und ihre besonderen Formationen, wie die Kolonnen, Feldlazarette usw.

Wie aus der Bevölkerungsziffer hervorgeht, werden in Japan verhältnismäßig viel weniger Rekruten ausgehoben als bei uns. Es steht dies natürlich nicht im Zusammenhange mit der Zahl der Tauglichen, obwohl eine geringe Abnahme derselben zu bemerken ist. Die enorm zunehmende Kurzsichtigkeit ist wohl die hauptsächlichste Ursache dieser Erscheinung, doch dürfte sie auch in der Übervölkerung des Landes und dem Übergange von rein agrarischen zu industriellen Verhältnissen begründet sein.

Die zur Einstellung gelangenden Rekruten werden wie die entlassenen Reservisten von Freunden und Verwandten begleitet unter dem Vorantritt von Leuten mit buntfarbigen Fahnen. Dieser Brauch bürgerte sich seit dem Chinakriege ein und ist mit dem weiteren verbunden, daß der Gefeierte von allen Seiten kleine, an sich wertlose Geschenke erhält. Da nach japanischer Gepflogenheit Geschenke stets mit Gegengeschenken oder der Einladung zu einem Feste zu erwidern sind, belaufen sich die für den Vater des Beschenkten hiedurch erwachsenen Kosten mitunter auf hundert Jen. Sind nun mehrere Söhne ein und derselben Familie dienstpflichtig, kann auf diese Weise ein wirtschaftlicher Notstand entstehen. Es ereignete sich daher öfters, daß, um den Eltern die Auslagen zu ersparen, also aus kindlicher Pietät, nicht aus Scheu vor der Militärpflicht, der Einzustellende Selbstmord beging. Auf Grund solcher Vorkommnisse sah sich die Regierung veranlaßt, gegen die erwähnte Geschenksitte sich auszusprechen, die trotzdem nicht völlig erloschen ist.

Nach dieser Abschweifung komme ich wieder auf den Besuch beim dritten Linienregiment zurück. Nachdem ich alle Räume der Kaserne besehen, führte man mich in das Offizierskasino, in dessen schlichten Räumen die unverheirateten Offiziere zu speisen pflegen. Einige Photographien, alte Waffen und Rüstungen bildeten seinen Schmuck, und die geöffneten Schiebwände gestatteten einen Ausblick auf den entzückenden Garten. Man bewirtete uns mit Obst und Wein, und es wurden mehrere Toaste ausgebracht. Wer von den Offizieren eine europäische Sprache verstand, suchte mir gegenüber im Gespräche seine Kenntnisse zu erweisen. —

Die größte Schwäche der japanischen Armee liegt in der mangelhaften Ausbildung der berittenen Waffen und dem ungenügenden Pferdematerial. Die Pferde sind von ungleichen Rassen und Größen, mäßig genährt und nicht besonders gehalten, da eine ordentliche Stallpflege infolge der spärlich und nur zur Nachtzeit gereichten Streu sich nicht durchführen läßt. Auch Sattelung und Zäumung ist verbesserungsfähig. Diesen Mängeln zu begegnen und die Reitfertigkeit der Kavallerie- und Artillerieoffiziere zu heben, ist das Reitinstitut in Tokyo bestimmt, welches neuerdings nach dem Vorbilde Hannovers umgestaltet wurde. Bis zum Jagdreiten haben sich indes die Japaner noch nicht verstiegen, dafür aber unternehmen sie Distanzritte, deren Zeitdauer knapp bemessen ist, und bei denen höchstens sechzig Kilometer im Tage zurückgelegt werden, was darin seine Begründung haben mag, daß sie stellenweise durch recht gebirgiges Terrain führen. Die Pferde des Reitinstituts sind meist japanisches Halbblut, die

besten jedoch Australier. Die in der Bahn gezeigten Leistungen waren nicht eben hervorragend. Dafür aber war das Reiten einer Unteroffiziersabteilung über den Sprunggarten recht schneidig und verdiente volles Lob, ebenso wie ein Zug der Lehreskadron, der uns in kurzem Galopp vorexerzierte, dann gleichfalls die Hindernisse nahm und einen steilen natürlichen Ravin hinauf- und hinunterkletterte. Recht flott war das Absitzen zum Feuergefechte, wobei die Pferde sehr flink und geschickt gekoppelt wurden und nur zwei Mann als Pferdehalter zurückblieben. Zum Schlusse zeigte man uns das Legen des Kavallerietelegraphen, das ebenfalls sehr rasch erfolgte. — Die zur Anstalt kommandierten Rittmeister haben außer ihrer Teilnahme an den Reitstunden auch noch einen Kurs durchzumachen, in welchem ihre taktische Ausbildung gefördert wird.

Sehr interessierte mich ein Scharfschießen der Artillerieschießschule, die bis ins Detail der deutschen nachgebildet ist, aber freilich eine einzige Stammabteilung besitzt. Dafür haben alle Feldbatterien schon im Frieden sechs Geschütze und zwei Munitionswagen bespannt.

Das Feldgeschütz, das von einem japanischen General konstruiert wurde, hat eine tiefe Rohrlage. Es sind infolgedessen die Räder sehr sichtig, doch soll die Findigkeit der Japaner in der Herstellung von Masken diesen Nachteil einigermaßen ausgleichen.

Die Geschützbedienung hockt neben den Geschützen am Boden. Bei dem Schießen, welchem ich anwohnte, arbeitete sie recht wacker zusammen. Ziemlich lange währte es, bis die Feuereröffnung erfolgte. Freilich war das Ziel — eine Batterie auf mittlerer Entfernung — wegen des

herrschenden Dunstes nicht leicht zu erkennen. Zuerst wurde eine Vierhundert-Meter-Gabel durch langsames Einschießen gewonnen und hernach lagenweise, je um hundert Meter vorgehend und von der äußersten Entfernung wieder abbrechend, gestreut. Erst dann bildete man eine Zweihundert-Meter-Gabel und regelte die Sprenghöhen. Sobald man glaubte, eingeschossen zu sein, erfolgte Schnellfeuer mit großem Munitionsaufwande, insoferne eine geringere Menge, richtiges Einschießen vorausgesetzt, zum Erfolge genügt haben müßte. Man wollte uns offenbar zeigen, daß man mit der Munition nicht zu geizen habe, und es scheint tatsächlich die Munitionsausrüstung für die jährlichen Schießübungen sämtlicher Batterien eine durchaus hinreichende zu sein.

Mehrere Divisionen sind, der Natur des Landes und eines unwegsamen Kriegsschauplatzes entsprechend, lediglich mit Gebirgsgeschützen ausgestattet, welche über dreitausend Meter wenig Wirkung besitzen, dafür aber bei dem steileren Einfallswinkel in der Art von Haubitzen verwendet werden können und die gleiche Munition verfeuern wie die Feldgeschütze.

Jedes Gebirgsgeschütz wird auf vier Packpferden transportiert. Das Auf- und Abladen geschieht mit erstaunlicher Schnelligkeit.

Während bis vor kurzem das Offizierskorps sich vorwiegend aus den Kreisen des Samurai-Adels der Südprovinzen ergänzte, ist neuerdings hierin eine Wendung eingetreten, die mit der gesamten politischen Wandlung zusammenhängt und eine gewisse Demokratisierung des Offizierskorps bewirkte. Zudem verursachte der große Offi-

ziersbedarf gelegentlich des Chinakrieges und der folgenden Armeevermehrung, daß man viele ältere Unteroffiziere auf Offiziersstellen befördern mußte. — Gegenwärtig gehen nur wenige Offiziersaspiranten aus den Mittelschulen hervor, zwei Drittel dagegen aus den Kadettenkorps. Jenes in Tokyo ist in jeder Hinsicht trefflich ausgestattet. Obligatorische Lehrgegenstände sind Geschichte und Lektüre der chinesischen Klassiker, außerdem Terrainzeichnen, Mathematik, Physik und Chemie. An lebenden Sprachen werden nach Wahl die folgenden erlernt: Chinesisch, Russisch, Englisch, Französisch oder Deutsch, und ich konnte mich überzeugen, daß der Sprachunterricht in geschickter Weise rein applikatorisch erteilt wird. Fünf Stunden im Tag sind für den Klassenunterricht, drei für häusliche Arbeiten und zwei für körperliche Übungen in Ansatz gebracht.

Das Kadettenkorps besitzt hundert Pferde für den Reitunterricht der Zöglinge, und dem Kadettenkorps analog ist auch die Kriegsschule mit Pferden versehen. Die Kriegsschulkurse währen ein Jahr. Die siebenhundert Schüler sind in drei Kompagnien eingeteilt und diese wieder in Klassen, die in der Regel nicht mehr als dreißig Schüler besitzen. Die Kriegsakademie hat zweijährige Kurse, und ihre Absolventen, mit denen später die höheren Kommandostellen besetzt werden, erhalten einen auf der Brust zu tragenden Stern als besonderes Abzeichen. Einige derselben, die gerade in günstige Avancementsverhältnisse hineinkamen, wurden nach weniger als fünfundzwanzig Dienstjahren Generalmajors, wohingegen andere nach ebensoviel und mehr Jahren noch nicht die Oberstleutnantcharge erreicht hatten.

In Tokyo besteht ein hübscher Offiziersklub, in dessen geräumigen, aber einfachen Sälen im Winter militärwissenschaftliche Vorträge gehalten werden, und in dessen Garten im Frühjahre allerlei Familienunterhaltungen stattfinden, bei denen unter anderem Vorstellungen im Ringen gegeben werden. Das Armeemuseum liegt nur wenige Schritte entfernt. Neben einer Galerie von Schlachtenbildern birgt es Porträts von Offizieren und Mannschaften, die sich durch besondere Tapferkeit hervorgetan hatten. Die Trophäen aus dem Chinakriege vermochten mich weniger zu fesseln wie die reichhaltige Sammlung altjapanischer Waffen, in der mir das frühe Vorkommen von Hinterladegeschützen auffiel, die in Japan Ende des sechzehnten Jahrhunderts genau in der primitiven Weise hergestellt wurden wie in Europa im fünfzehnten. Ich war zweimal im Museum, und beide Male war es voll von Besuchern, die am nationalen Heldentume sich begeisterten.

Die von Formosa stammenden Waffen, das heißt jene der dortigen Gebirgsbewohner, zeigen rein malaiische Formen. Sie sind die neuesten Trophäen der Japaner, die auf Formosa sich immer noch kriegerisch betätigen müssen in mühsamem Buschkampfe, der wohl erst mit der völligen Ausrottung der dortigen Urbevölkerung enden wird. Das Tragen von Handschuhen und Gesichtsschleiern zum Schutze gegen die Moskitos verringerte die Todesfälle an der früher so entsetzlich wütenden Malaria auf drei Prozent, und zur größeren Schonung des Offiziersmaterials besteht die Verordnung, daß alle drei Jahre ein Wechsel der Kommandierten erfolgt.

Unmittelbar an das Armeemuseum grenzt der schin-

toistische Schokonscha-Tempel, welcher zum Gedächtnisse an die gefallenen Krieger errichtet ist. Hier findet alljährlich im Frühjahre eine Feier statt, zu der die Garnison im Paradeanzuge ausrückt. In allen japanischen Städten trifft man solche Gedächtnistempel oder in deren Ermangelung kleinere Schreine oder Monumente, und überall werden bei der Gedächtnisfeier reichliche Blumenspenden vor ihnen niedergelegt. Kein Zweifel, die Japaner sind ein ritterliches Volk durch und durch.

Zum Schlusse einige Worte über waffentechnische Fragen. Wie ich von sachverständiger Seite vernahm, soll der Betrieb in den Gewehrfabriken tadellos funktionieren und nur das Rohmaterial für die Läufe von Krupp bezogen werden. Die Geschützrohre der Feldartillerie, bisher gleichfalls von Krupp nach japanischen Angaben geliefert, wollen die Japaner in Zukunft selbst herstellen, und zwar aus europäischem Stahle. Nicht bloß nationaler Ehrgeiz, sondern auch die Erkenntnis, daß im Kriegsfalle Nachbeschaffungen aus dem Auslande nahezu unmöglich sind, treibt sie dazu, alles im eigenen Lande fertigen zu lassen, selbst wenn es, wie es tatsächlich der Fall ist, viel teurer kommen sollte.

Die Geschützlieferungen für die Marine werden von Armstrong besorgt, der die meisten japanischen Kriegsschiffe erbaute. Auch hierin ist eine Änderung beabsichtigt, und im nächsten Jahre bereits wollen die Japaner ein Zehntausend-Tonnenschiff in ihrem Arsenale zu Yokoska vom Stapel lassen. — Wir fuhren dorthin von Yokohama auf einem Torpedoboote, das einundzwanzig Knoten pro Stunde lief. Bald war die freundliche Mississippi-Bai unseren Blik-

ken entschwunden, ohne daß wir wegen des leichten Nebels das jenseitige Ostufer der Tokyo-Bai erspähen konnten. Diese Bai ist an ihrer engsten Stelle zwischen Kwannonsaki und Futtsu durch auf künstlichen Inseln errichtete Batterien gesperrt. Weitere Batterien befinden sich auf dem Festlande. Der Kriegshafen von Yokoska liegt an der Westküste der Halbinsel Sagami. Soviel ich erkennen konnte, sind nicht nur die im Halbkreise ihm vorgelagerten Felseninseln mit Batterien gespickt, sondern überhaupt alle sich bietenden Erhebungen. Der Hafen wäre ideal zu nennen, wäre er nicht zu eng. Die Japaner wissen sich indessen zu helfen. Sie schneiden einfach die Berge entzwei, wie man einen Kuchen mit dem Messer zerteilt. Drei kleinere Docks, in denen bereits einige Torpedoboote erbaut wurden, wurden auf diese Weise aus dem weichen Felsen herausgemeißelt, und man arbeitete eben an der Vollendung eines vierten, für Schlachtschiffe bestimmten. Die Werkstätten des Arsenals sind mit englischen Maschinen ausgestattet. Die Arbeitszeit beträgt zehn Stunden, der Durchschnittslohn eine Mark und fünfzig Pfennige im Tage.

Für die nächsten Jahre ist eine weitere Verstärkung von Heer wie Flotte in Aussicht genommen. Sollte es einmal zu dem unvermeidlich scheinenden Zusammenstoße mit dem russischen Nachbarn kommen, wird dieser an den Japanern ganz andere Gegner finden wie 1877 an den Türken.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Fechtkunst, Sport, Jagd und Fischerei

Kämpfe gegen die Ureinwohner des Nordens, innere Fehden und kühne Wikingerzüge nach den benachbarten Küsten hielten die japanischen Krieger in steter Waffenübung. Ein bis auf die Spitze getriebener Ehr- und Treubegriff zeichnete sie in gleichem Maße aus wie die Ritter unseres Mittelalters, und wie diese hatten sie die Gepflogenheit, berühmte Schwertklingen mit eigenen Namen zu belegen. Die Waffen wurden gewissermaßen heilig gehalten und vererbten sich als kostbarstes Gut von Geschlecht auf Geschlecht. Noch jetzt wird ihnen sorgsamste Pflege zuteil, und infolge der ihnen täglich widerfahrenden Reinigung sind die ältesten Schwerter so spiegelblank, als hätten sie eben die Schmiede verlassen. Man zeigte mir ein solches, das seit achthundert Jahren im Besitze der kaiserlichen Familie ist. Es lag in einer Holzkiste, deren Beschläge das kaiserliche Wappen wies, in einer Hülle aus Brokat. Sein interimistischer Griff, welcher bei Gebrauch durch einen kostbareren ersetzt wird, bestand aus einfachem Holze. Die im vorderen Drittel ein wenig zurückgebogene Klinge war von erstaunlicher Leichtigkeit und erregte die Bewunderung eines anwesenden Kenners, des Oberstzeremonienmeisters Baron Sanomiya, der das Waffenschmiedehandwerk in seinen Mußestunden betreibt. Früher wurde es vielfach von vornehmen Herren ausgeübt, galt doch das Schmieden der Klingen gewissermaßen als sakraler Akt.

Heute aber soll sich außer Baron Sanomiya nur noch ein Schmied des Arsenals von Tokyo darauf verstehen, welcher inmitten eines Kreises, der wie der Schrein einer Gottheit von symbolischen Strohseilen umfriedet ist, seine Arbeit verrichtet. Besonderer Wert wurde auf die künstlerische Ausstattung der Stichblätter und des sonstigen Schwertzubehörs gelegt. Die Schwerter wurden derart im Gürtel befestigt, daß sie mit dem Griffe nach unten zu liegen kamen und die Scheide fast senkrecht dem Rücken entlang lief.

Einer Einladung des Baron Sanomiya folgend, wohnte ich den Fechtübungen der kaiserlichen Palastgendarmerie bei, einer Elitetruppe, welche sich vorwiegend aus Abkömmlingen früherer Samurai-Familien ergänzt, weshalb gerade bei ihr das Fechten noch ganz in der altherkömmlichen Weise gelehrt wird. Barfüßig und leicht gekleidet betraten die Leute den Fechtboden, in dessen Mitte ein weißbärtiger Veteran als Schiedsrichter sich niederließ. Scheinbar regungslos beobachtete er die Vorgänge auf das genaueste und fällte am Ende der drei üblichen Gänge die Entscheidung, wer gesiegt habe, was durch Aufhängen einer Tafel verkündigt wurde.

Die Vorstellung begann mit schulmäßigem Fechten. Gemessenen Schrittes traten die beiden Gegner vor, sich scharf in die Augen blickend. Sodann setzten sie sich nieder, die Hände in die Hüften gestemmt. Nach einer Pause erfolgte die gegenseitige Begrüßung durch den Ko-tau, wonach sie sich wieder aufrichteten und diesmal die Hände flach auf die Schenkel legten. Die Waffen wurden nun vor sie auf den Boden gebreitet. Scheinbar zögernd ergriffen sie diese,

erhoben sich dann, steckten die Schwerter an die Seite und traten zurück. Mit pathetischer Gebärde legten jetzt beide die Rechte auf den Griff, entblößten mit kurzem Rucke die Klinge, salutierten und stützten hernach die Hände auf die gesenkte Waffe, bis ein Wink des Fechtmeisters das Zeichen zum Kampfe gab. Hiebei schlug der eine die Hiebe, der andere parierte. Das nächstauftretende Paar führte gleichfalls schulmäßiges Fechten vor, wobei nach Tempos Hieb, Parade und Gegenhieb erfolgten. Das Feuer sprühte nur so aus den Klingen, die schließlich schartig wie Sägen wurden. Daß keine Verletzungen vorkamen, war um so erstaunlicher, als eine Parade darin bestand, daß das Schwert mit der einen Hand an der Spitze, mit der anderen am Griffe gefaßt dem Hiebe entgegengestreckt wurde.

Gewöhnlich wird das Schwert mit beiden Händen geführt, vor den Hieben aber häufig mit der Rechten oder Linken allein. Die Hiebe richten sich ausschließlich auf Kopf, Brust und Bauch, die selten angewendeten Stiche gegen die Kehle, welche ehedem von der Rüstung wenig geschützt war. Eine Menge Finten kommen zur Anwendung, so das bekannte Aufklopfen der Waffe auf den Boden. Wenn das eigentlich kriegsmäßige Fechten beginnt, legen die Gegner Küraß, Fechthelm und bis über das Gelenk reichende Handschuhe an und ergreifen statt der wirklichen, allzu gefährlichen Schwerter solche aus Bambus, deren Hiebe übrigens recht schmerzlich sein sollen. Es wird nicht am Platze gefochten, sondern unter Vor- und Zurückspringen. Ein jeder, der getroffen ist, hat den Körperteil anzugeben, der vom Hiebe berührt wurde, und

oft ahmt er zugleich das Wutgeheul des Verwundeten nach. Nicht selten entsteht in der Hitze des Gefechts Streit zwischen den Kämpfern, die sich dann auf das rücksichtsloseste verklopfen. Mitunter rücken sie sich so nahe auf den Leib, daß sie in enger Körperfühlung mit den gekreuzten Schwertern hin- und herdrücken und versuchen, einander die Helme herunterzureißen. Wird einem das Schwert aus der Hand geschlagen, sucht der Entwaffnete mit katzenartigem Ansprunge den Gegner zu unterlaufen, um sich im Ringkampf zu retten.

Am lebhaftesten ging es her, als die älteren und jüngeren Fechtschüler in Gruppen sich gegenübertraten. Mit lautem Kampfgeschrei, das von tiefem Baß zu schrillen Tönen jäh überging, prallten beide Parteien zusammen, und es begann ein tolles Handgemenge, bei dem einzelne der Kämpfer über den Haufen gerannt wurden. Die ganze Fechtweise scheint sehr ermüdend zu sein, und man konnte die zum Schlusse eintretende Erschöpfung deutlich wahrnehmen, obgleich die Leute eine durch stete Übung vorzüglich entwickelte Muskulatur besaßen. Das bisher Gezeigte war mir nicht neu, insoferne ich das gleiche schon in den Militärschulen und bei den Truppen gesehen hatte, während das Fechten mit zwei Schwertern nur mehr hier sowie in einigen Klubs betrieben wird. Das zweite, mit der linken Hand geführte, weit kürzere Schwert diente früher vorzugsweise zum Parieren, im Nahkampfe aber als Angriffswaffe. Es wurde weiter gezeigt der Kampf zwischen Lanze und Schwert und zwischen Schwert und Hieblanze, einer Waffe, in deren Gebrauch auch die Frauen der Samurais geschult wurden, um ihre Ehre verteidigen

zu können. Diese Hieblanze wird in der Weise gehandhabt, daß der Fechter sie ziemlich weit vorne faßt und erst mit niedergesenkter Spitze vor sich hält, bis er mit einer Drehung nach rückwärts über den eigenen Kopf zum Hiebe ausholt, den er gegen den Hals oder die Beine seines Gegners vollführt, der deshalb mit hölzernen Beinschienen gerüstet ist. Das Fechten Lanze gegen Lanze erfolgt aus breiter Auslagestellung. Beide Gegner pressen ihre Lanzenschäfte fest aneinander, jeder bemüht, den des Feindes beiseite zu drücken. Origineller war ein Kampf zwischen Schwert und Streithammer. An diesem ist durch eine etwa zwei Meter lange Schnur eine Schleuderkugel befestigt, welche der Fechter durch Auswerfen in Rotation bringt und mit der er trachtet, entweder seinen Gegner zu treffen oder aber dessen Schwert zu umschlingen, um ihn dann mit dem Hammer oder Dolche zu erledigen.

Gelingt es einem der Fechter, die Waffe des anderen zu unterlaufen und ihn zum Ringkampfe zu nötigen, gilt bei diesem derjenige als Sieger, welchem es gelingt, dem zu Boden liegenden Gegner den Helm zu entreißen und ihn so zu entwaffnen. Das Ringen wird, wenn ich nicht irre, an allen Mittelschulen, jedenfalls aber an allen militärischen gelehrt. Die Ringer tragen bei der Übung nur ein Wollhemd. Sie fassen sich bei den Oberarmen und trachten, den Feind durch Ausnützung seiner Bewegung und Stellen eines Beines aus dem Gleichgewicht zu bringen, über den eigenen Oberschenkel zu heben und nach rückwärts über die Schulter zu schleudern. Meist kommen hiebei beide Teile gleichzeitig zu Fall, überschlagen sich und erheben sich clownartig, um von neuem den Kampf zu be-

ginnen. Dieser wird schließlich am Boden durch Umherwälzen fortgesetzt und endet, sowie es dem Sieger gelingt, den Unterliegenden, ohne ihn an der Gurgel zu fassen, derart zu würgen, daß er das Bewußtsein verliert, was auf mancherlei Weise geschehen kann. Ein Kniff besteht darin, ihm das Hemd über Kreuz am Halse zusammenzuziehen, ein anderer, ihm den Kopf gewaltsam auf die Brust herunterzudrücken oder nach rückwärts zu stemmen, ein dritter, den Hals durch Aufstützen des Unterarmes zu pressen. All diese Griffe und noch weitere wies mir der Reihe nach ein Ringlehrer, indem er sich zum Versuchsobjekte einen Kadetten wählte und ihn jedesmal, trotz meiner Proteste, so lange bearbeitete, bis er ohnmächtig zusammenbrach und durch künstliche Atmung wieder belebt werden mußte.

Nicht zu verwechseln mit diesem sportmäßig betriebenen Ringen, dem „Dschiu-dschits", das, wie sich aus alten Fechtbüchern ergibt, auch bei uns bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts in der gleichen Weise geübt wurde, ist dasjenige der professionellen Ringer, die eine eigene Innung über ganz Japan bilden. Diese ergänzen ihre Reihen vorwiegend durch Adoption, indem sie auf ihren Wanderungen sich besonders kräftige Knaben hiezu erwählen. Sie sind die einzigen im Lande, welche die früher übliche Frisur beibehalten haben und die Haare in einem Knoten auf dem Scheitel sich feststecken. Um recht schwer zu werden, nähren sie sich hauptsächlich mit flüssigem Reisbrei und trinken hiezu Mengen von Bier und Sake, von dessen Genuß sie sich nur unmittelbar vor den Kämpfen enthalten. Die meisten sind wahre Fettklumpen, doch sieht man unter ihnen auch schöne herkulisch gebaute Gestalten von erstaunlicher Größe. Ob-

wohl das Zuschlagen mit der Faust verboten ist, ereignet es sich doch hin und wieder in der Erregung des Kampfes. Um nun die Ringer gegen Schmerzempfindung abzustumpfen, werden ihnen Nasen und Ohren künstlich breitgedrückt, so daß ihr Aussehen an jenes der antiken Pugulisten gemahnt, wie sie uns das lateranische Mosaik vor Augen führt. Die Meisterschaftskämpfe finden im Mai zu Tokyo statt, und hier entscheidet sich die Klassifizierung des einzelnen Mannes, dessen Tagesgehalt sich mit jedem Siege bis zu einer Summe von zwanzig Jen und darüber steigert, bei Niederlagen aber entsprechend sich mindert. Sind die Kämpfe in Tokyo beendet, folgen solche in den Provinzstädten. Die Kämpfe finden nur statt, wenn es Vormittags nicht geregnet hat. Trifft dies zu, begeben sich die Ringer in festlichem Aufzuge aus ihrem Zunfthause zur Arena und tragen hiebei reichgestickte Schürzen zur Schau als Geschenke von Gönnern. Diese Schürzen legen sie selbstverständlich vor Beginn des Kampfes beiseite und erscheinen dann lediglich mit einem fransenbesetzten Lendentuche bekleidet, von dem während des Ringens oft Fetzen losgerissen werden, welche die beispringenden Diener schleunigst beseitigen. Die Arena, ein roher Holzbau, ist nur stellenweise durch ausgespannte Strohmatten vor den Sonnenstrahlen geschützt. In ihrer Mitte befindet sich eine viereckige Erhöhung, und über dieser ein Baldachin gleichwie über einem Katafalk, was andeuten soll, daß die Ringer sich freiwillig in Lebensgefahr begeben. Vor Besteigen der Kampfbühne schöpfen diese mit einem Bambuslöffel aus einem Faß einen Schluck Wasser und kosten dazu etwas Salz, denn Wasser und Salz, die wegen ihrer

durchsichtigen Beschaffenheit als Symbol göttlicher Reinheit gelten, werden den Sterbenden zur Wegzehrung gereicht. Die ganze Zeremonie ist eigentlich eine Posse, da seit Menschengedenken noch nie ein Ringer ernstlich verletzt wurde.

An den vier Ecken der Erhöhung sitzen als Unparteiische ausgediente Athleten, den Kampfrichter zu unterstützen, falls diesem ein Übersehen begegnen sollte. Der Kampfrichter trägt die alte Hoftracht und hält in der Rechten einen Fächer aus schwarzlackiertem Holz mit vergoldeter Inschrift, mit dem er das Zeichen zum Beginne gibt oder Einhalt gebietet. Zieht sich der Kampf über eine gewisse Zeitspanne hinaus, trennt der Kampfrichter die Streitenden und läßt sie nach einer Erholungspause den Kampf in der zuvor innegehabten Stellung erneuern.

Vor Beginn des Ringens stählen sich die Athleten ihre Muskeln in einer Weise, die mir Aufschluß gab über gleichartige Darstellungen altgriechischer Vasenbilder. Zuerst drücken sie mit der Faust auf die Muskulatur des hochgehobenen Knies, dann wiegen sie sich mit gespreizten Beinen in der Kniebeuge hin und her, indem sie die Arme auf die Schenkel stützen, die Muskeln spannen und wechselweise die Beine lupfen. Ist dies beendet, recken sie die Arme und lassen alle Gelenke knacken. Nun, da sie bereit, betreten sie einen mit Sand bestreuten Kreis, den eigentlichen Kampfplatz, den ein im Boden befestigtes Strohseil umgrenzt. Dort nehmen sie eine gebückte Stellung ein, stemmen beide Fäuste gegen den Boden und lauern, Kopf an Kopf, sich scharf in die Augen blickend, auf jede Bewegung. Dies dauert oft so lange, daß der Kampfrichter

Japanische Ringer und Schiedsrichter (Seite 381)

einschreitet und sie von neuem beginnen läßt. Häufiger sucht einer der Ringer den anderen zu vorzeitigem Zugreifen und daher unnötigem Kräfteverbrauch zu verleiten, indem er sich in einem Augenblicke eine Blöße gibt, in welchem beide Teile im Atem nicht gleich sind. Fällt sein Gegner auf diese Finte herein, wird durch den Kampfrichter sofort eingeschritten, weil eine der Vorbedingungen eben die ist, daß beide Teile mit atemerfüllter Brust das Ringen beginnen. Dieses wird in der Art durchgeführt, daß die Athleten sich um den Thorax fassen und durch Hin- und Herdrücken und durch Stemmen mit dem Kopfe trachten, den Gegner mit beiden Füßen aus dem Kreise zu drängen. In der Regel verläuft das Ringen sehr ruhig, und nur selten fliegt der Besiegte aus dem Kreise hinaus. Auch unentschiedene Kämpfe kommen vor, wenn nämlich der Richter mehr als dreimal wegen zu langer Kampfesdauer die Ringer trennen mußte. Am spannendsten von all den Szenen, die ich sah, war der Streit zwischen einem neunzehnjährigen Riesen und einem Ringer, der nicht mehr weit von der zulässigen Altersgrenze von sechsunddreißig Jahren entfernt sein mochte, und durch Erfahrung und Gewandtheit ersetzte, was ihm an Größe gebrach. Seine Taktik war, den Hünen, der ihn mit der Masse seines Gewichtes zu erdrücken drohte, zur Kraftvergeudung zu veranlassen und ihn mit einem plötzlichen Griffe zu werfen, was ihm unter dem Beifallssturm der Zuschauer gelang. Hüte, Mäntel und andere Gegenstände, die die Leute gerade zur Hand hatten, flogen ganz wie bei einem spanischen Stiergefechte in die Arena; sie wurden von den Schülern des Siegers aufgelesen, von denen sie später gegen ein Trinkgeld wieder zu erlangen

waren. Die Geschenke, welche die Ringer von den Sportsfreunden erhalten, sind oft erheblich. So sah ich vor der Arena ein hohes Gestell, in dem eine Anzahl strohumwickelter Sakefässer hing, welche eine Sakebrauerei den Kämpfern gestiftet hatte, nicht ohne hiebei Reklamezwecke zu verfolgen. Manchem der Ringer widerfahren selbst postume Ehren, und im Garten des Hatschiman-Tempels in Tokyo kann man große Granitblöcke gewahren, auf deren glatt zubehauener Vorderseite die Gestalten berühmter Ringer in vertiefter Umrißzeichnung zu sehen sind.

Von sonstigen landesüblichen Sports habe ich in erster Linie das Polospiel zu erwähnen, das früher an den Höfen der Daimiyos betrieben wurde und heutzutage nur mehr am kaiserlichen Hofe in Übung ist. Uns wurde es von Leuten des Hofstalles gezeigt, und zwar auf einer vielleicht hundert Meter langen und zwölf bis fünfzehn Meter breiten offenen Reitbahn im Garten des Schibarikyu-Palastes. Die Reiter trugen altjapanisches Kostüm, breite Korbdeckelhüte mit Seidenbändern, je nach der Partei rote oder weiße Seidenmäntel und weite Hosen von violetter Farbe, die unter den Knien zusammengerafft waren. Die Pferde, heimische Ponys, hatten schwere Sättel aufgelegt, mit unförmigen, vorne geschlossenen Steigbügeln. So prunkhaft die Kostüme wie Sättel sich ausnahmen, glaube ich doch, daß sie die reiterlichen Leistungen der Leute beeinträchtigten. Am einen Ende der Bahn war ein Bretterverschlag errichtet mit einer kleinen Öffnung, hinter der sich ein Sack zur Aufnahme der hindurchgeschleuderten Bälle befand. Die Bälle wurden zu Beginn des Spieles in die Schranken geworfen, und nun mühte sich jeder, einen

derselben mit einem winzigen, an einem Bambusstocke befestigten Netze vom Boden aufzuheben und unter ständigem Schwingen des Stabes zum Wurf auszuholen. Dabei suchten die Leute der einen Partei die der anderen am Werfen und Fangen der Bälle zu hindern und ihnen die bereits aufgehobenen aus dem Handnetze zu schlagen. Ein jeder gewonnene Punkt wurde durch Wegnahme einer farbigen Tafel, sowie durch Gongschlag verkündet und der Sieg derjenigen Partei zugesprochen, welche zuerst zwölf Treffer erzielte. Ich muß gestehen, daß ich das anglo-indische Polo vorziehe, denn das japanische, welches sich im Schritte, abwechselnd mit kurzem Galopp vollzieht, erfordert nicht sowohl reiterliche Gewandtheit als vielmehr solche im Jonglieren. — Im gleichen Schibarikyu-Parke führte man uns die Falkenjagd vor. Die Falken werden ganz in der Weise gezähmt, die bei uns früher üblich war, indem sie während einiger Tage in einem dunklen Raume eingesperrt, wenig gefüttert und ständig im Schlafe gestört werden. Die Weibchen, die größer und stärker sind als die Männchen, werden besonders geschätzt. Man trägt sie, auf einem Falkonierhandschuhe sitzend, zur Jagd, stülpt ihnen aber keine Kappe auf. Der vor uns losgelassene Vogel hatte im Augenblick einen Reiher gestoßen, den er bei lebendigem Leibe zu zerreißen begann und erst freigab, als man ihm ein rohes Fleischstückchen als Lockspeise vorhielt. Ich konnte an der Sache keinen Gefallen finden; dagegen erschien mir die landesübliche Art der Entenjagd sehr unterhaltend. Diese wird folgendermaßen betrieben: Von dem Weiher, in welchem die Enten einzufallen pflegen, sind nach verschiedenen Richtungen hin schmale Kanäle gezogen mit meter-

hohen Erddämmen an den Seiten und einer Spähhütte am Ende. Sobald man nun bemerkt, daß in einem dieser Kanäle viele Enten sich gesammelt haben, läßt man die Sperrschleuse am Weiher nieder und trachtet, hinter den Dämmen kauernd, die auffliegenden Enten mit Handnetzen zu erhaschen. — Nach der Entenjagd ging es an den Fischfang. Der Fischer stand am Buge des Bootes und wirbelte das zusammengelegte Wurfnetz im Kreise. Sowie er es mit mächtigem Schwung fahren ließ, entfaltete es sich in seiner ganzen Ausdehnung. Beim Einholen wurde es durch die an den Rändern befindlichen Bleigewichte nach unten sackartig zusammengezogen. Der Fang war jedesmal ein reicher, und wir erbeuteten viele große Exemplare des wohlschmeckenden Tai, der in brackigem Wasser besonders zu gedeihen scheint.

Einen Fischfang mit Kormoranen machte ich am Tamagawa mit, westlich von Tokyo. Die Fischer hatten den Fluß an seichten Stellen durch mit Steinen gefüllte Körbe gestaut, um so das Entkommen der Fische zu erschweren, welche sie mit vorgeschobenen Netzen stromabwärts getrieben hatten. Als wir eintrafen, stand alles bereit. Die Leute entnahmen den Bambuskörben die gezähmten Kormorane, grünlich schillernde Vögel mit breiten Schwimmflossen und einem scharfen Haken an der Spitze des Schnabels. Sie waren durch eine um den Hals gezogene Schlinge festgehalten und zugleich behindert, ihre Beute zu schlucken. Während nun die Treiber mit den Netzen weiter vorrückten, sprangen die Leute mit den Kormoranen ins Wasser und ließen sie schwimmen. Mit kurzem Rucke tauchten die Vögel unter, und fast immer brachten sie einen Fisch herauf,

den sie in ihrem Kropfe verbargen. Sowie sie zwei Fische gefangen hatten, holte man sie an der Leine ein, um ihnen die im Halsbeutel noch zappelnde Beute durch Ausstreifen der Kehle zu entwinden. Die Vögel arbeiteten mit größter Gier und waren offenbar sehr hungrig, bekamen aber ihr wohlverdientes Futter erst, als sie mehrere hundert kleine Forellen gefangen hatten. So ergiebig diese Art der Fischerei ist, ist sie doch, vom fachmännischen Standpunkte betrachtet, verwerflich, denn die Kormorane fassen alles, was sie kriegen, selbst winzige Fischlein, und was ihnen entschlüpft, geht meist, durch Schnabelhiebe verwundet, elend zugrunde.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Musik, Theater und Tanz

Obwohl die Japaner gleich den Chinesen eine Harmonielehre kennen, vermögen wir ihre uns fremdartig berührenden musikalischen Leistungen ebensowenig zu verstehen wie zu bewundern. Die japanische Musik, soweit sie profaner Natur ist, dient stets zur Begleitung des Gesanges, theatralischer oder pantomimischer Aufführungen. So werden Oden und Balladen zu den Klängen der Biwa vorgetragen, einer viersaitigen Laute. Manche dieser Biwas sind sehr kostbar und werden daher von ihren Besitzern in brokatenen Hüllen bewahrt. Die Biwa-Virtuosen sind meines Wissens die am meisten geschätzten und am höchsten bezahlten unter den japanischen Musikern. Ich hörte einmal einen solchen, der sich auf einer Kunstreise in Nikko befand. Nachdem er sich zurechtgesetzt, schloß er die Augen und begann unter fürchterlichen Grimassen seinen gequetschten Gesang. Dazu bearbeitete er sein Instrument, indem er mit einem breiten Holzdreiecke bald in die Saiten griff, bald sie unterfing und seine Finger mit solcher Schnelligkeit darüber gleiten ließ, daß man ihren Bewegungen kaum zu folgen vermochte. Das lange Koto, eine am Boden liegende Harfe, sowie das Samisen, eine dreisaitige Guitarre, werden vorzugsweise vom weiblichen Geschlechte gehandhabt, und zwar zur Begleitung von lyrischen Gesängen und Tanzliedern. Bei den Tänzen und No-Spielen tritt ferner die auf die Schulter gesetzte Handpauke in Verwendung und die in einem Gestelle

ruhende Trommel, welche mit einem dicken Schlegel gerührt wird. Von Holzinstrumenten hört man in den Tempeln das uns aus China bekannte Sang, und in allen Orchestern die Flöte und Schalmei. Der Flöte bedienen sich auch die Bettelmönche und Blinden, um bei ihren Wanderungen durch die Straßen Aufmerksamkeit zu erregen. Viele Blinde beschäftigen sich mit der Erteilung des Unterrichtes auf dem Koto und Samisen, während andere als Heilmasseure sich betätigen.

Kenner der ostasiatischen Literatur sind der Ansicht, daß die etwas geschraubte Lyrik der Japaner, die sich auf bloße Andeutungen beschränkt und die Hälfte des Auszudrückenden zu erraten gibt, sich mit der chinesischen nicht zu messen vermag. Umgekehrt verhält es sich mit der dramatischen Dichtung, die bei den Chinesen kindlich naiv ist, bei den Japanern aber voll wuchtigen Schwunges.

Die älteste Art des japanischen Dramas ist das No, ein Melodram, welches im 15. Jahrhundert aus den religiösen Mysterienspielen hervorging. Ich hatte zweimal Gelegenheit, No-Spielen beizuwohnen, zu Tokyo in einem Klub und zu Kyoto im Nischi-Hongwandschi-Kloster. Letztere Aufführung war in bezug auf das Gesamtbild die originellere. Brokatene Priestertalare, Militäruniformen, Kimonos und europäische Gewänder füllten in buntem Gemisch den prächtig ausgestatteten Empfangsraum, vor dessen Schwelle die Gäste ihre Schuhe oder Holzsandalen zurückgelassen hatten, um die sauberen Strohmatten nicht zu beschmutzen, auf die sie sich niederließen, und die sie bei der gegenseitigen Begrüßung mit der Stirne berührten. Unten im Hofe lagerte sich das Volk, mit Frauen und Kindern des Spieles gewärtig,

dessen Beginn das im Hintergrunde der Bühne sitzende Orchester durch ein Präludium verkündigte. Der Chorgesang hatte etwas wild Melancholisches, schrille Pfeifenklänge fielen dazwischen, und ein jauchzendes oder vielmehr fast heulendes „Ja-úh“ unterstützte den Schlag der geschulterten Handpauken. Die Schauspieler traten aus einem Nebengebäude und näherten sich auf einem offenen Wandelgange, dem „Blumenpfade“, der Bühne, indem sie im Schreiten ihre Rolle zu sprechen begannen. Die Sprache der No-Spiele ist derart altertümlich und verkünstelt, daß selbst die Japaner sie nur mit Hilfe von Textbüchern verstehen, zumal die Vortragsweise zwischen näselnden und gurgelnden Lauten wechselt. Der Mimik sind strenge Grenzen gezogen. Da es im gewöhnlichen Leben als Zeichen von Unbildung gilt, seine Gefühle zu verraten oder in bedrängter Lage Unruhe zu zeigen, sieht man auch auf der Bühne heftige Gesten nur selten, dafür aber werden Kampfszenen mit akrobatenartiger Gewandtheit zur Darstellung gebracht.

Das altertümlichste No-Spiel, das ich sah, war jenes vom Spinnendämon. Es begann mit dem Auftreten eines jugendlichen Fürsten, der von einer unerklärlichen Krankheit befallen, todesmatt sich auf sein Ruhebett streckte und seiner Geliebten klagte, daß es mit seinem Leben zu Ende ginge. Diese suchte ihn zu trösten und in Schlaf zu lullen. Sie wurde durch einen Mann dargestellt, der eine kunstreich geschnitzte Larve trug, welche an der Frisur befestigt war und trotz des konventionellen Lächelns der Züge nicht häßlich erschien.

Kaum war der Kranke in Schlaf versunken und seine Pflegerin von dem Bette gewichen, näherte sich ihm mit

geisterhaft leisen Schritten ein Dämon in der Verkleidung eines buddhistischen Priesters und erhob mit drohender Gebärde seine Hand über dem Haupte des Schläfers. Da erwachte dieser und zückte sein Schwert. Im selben Augenblicke überschüttete ihn das Gespenst mit einem Gewebe seidener Spinnfäden, der Jüngling aber durchhieb das Netz und stürzte sich mit einem gewaltigen Satze gegen den Unhold, der sich dem Angriffe durch einen Sprung auf das Ruhelager entzog, von dem er abermals Spinnweben entsandte, bis er, von einem Hiebe verwundet, kopfüber zu Boden fiel. Durch den Lärm geweckt, eilte ein Knappe herbei, der von neuen Gespinsten umgarnt, den Dämon an der Flucht nicht zu hindern vermochte. Durch die Lösung des Zaubers wieder genesen, befreite nun der Fürst seinen Knappen von den ihm anhaftenden Fesseln, indem er ihn beauftragte, der Blutspur des Unholds zu folgen, seinem getreuen Schwerte aber verlieh er im Abgehen von der Bühne den Namen eines Spinnentöters. — Um den Wechsel der Szenerie anzudeuten, brachten nun die Theaterdiener ein Gestell herbei, das mit einem grünen Tuche überdeckt war und nach den Worten eines ängstlich vorbeieilenden Wanderers den im Waldesdickicht gelegenen Schlupfwinkel der Geisterspinne darstellen sollte. Alsbald erschienen deren Verfolger, der Knappe nebst zwei bewaffneten Begleitern. Sie erspähten den Dämon, der, nachdem das ihn verhüllende Tuch gefallen war, in seiner wahren Gestalt inmitten eines riesigen Spinnengewebes sich zeigte. Grün und rot gesprenkelt war seine Gewandung und grün seine Larve. Funkelnde Glasaugen blitzten aus ihr hervor, dräuende Eberzähne ragten aus dem geöffneten Rachen

und bis zum Boden wallendes Haar fiel in wilder Unordnung über die Schultern. Sein Gewebe zerreißend, warf sich der Dämon den Verfolgern entgegen, fort und fort Fäden gegen sie schleudernd, bis er tödlich getroffen zusammenbrach.

Die No-Spiele historischen Inhalts befassen sich vorwiegend mit der Verherrlichung der Vasallentreue, zum Beispiel jenes von der Flucht Yoritomos. Nach einer schweren Niederlage war es diesem gelungen, mit sieben Getreuen auf ein Schiff sich zu retten. Da entsinnt er sich, daß sein Vater wie Großvater, beide in der Begleitung von je sieben Gefolgsleuten, den ihnen nachsetzenden Feinden erlagen und befiehlt deshalb seinem Karo (oder Majordomus), daß einer der sieben das Boot zu verlassen habe. Keiner aber will von seinem Herrn sich trennen, und so zwingt der Karo unter Todesdrohung seinen eigenen Sohn, dem Gebot sich zu fügen. Nach geraumer Zeit nähert sich ein fremdes Schiff, von dem ein Ritter herüberruft, ob Yoritomo an Bord sich befände. In Befürchtung einer Kriegslist antwortet der Karo verneinend, worauf der Ritter sich anschickt, Selbstmord zu begehen, indem er klagt, daß er zu spät gekommen sei, um Yoritomo zu retten. Der Karo gesteht nun die Wahrheit und erfährt, daß der Ritter nicht nur die Verfolger Yoritomos erschlagen, sondern auch den Sohn des Karo gerettet habe, den er in die Arme des Vaters zurückführt.

Nach langwierigen Kämpfen, bei denen sein jüngerer Bruder Yoschítsune als Heerführer sich hervorragend bewährt hatte, war es Yoritomo im Jahre 1192 gelungen, die

Würde eines Schoguns zu erringen. Von diesem Zeitpunkte an trachtete er seinem Bruder nach dem Leben, der durch Flucht nach dem Norden sich seinen Nachstellungen zu entziehen suchte. Diese Flucht Yoschítsunes behandelt ein anderes, sehr berühmtes No-Spiel. Zur Täuschung der Verfolger hatten Yoschítsune und seine zwölf Begleiter die Tracht der Yama-buschi angelegt. Dem Zuge voran schreitet der riesenhafte Benkeï, ein früherer Räuber, den einst der schmächtige, noch kaum dem Knabenalter entwachsene Yoschítsune im Zweikampfe besiegt und dann in seine Dienste genommen hatte, in denen er sich durch besondere Treue hervortat. An einem Wachtposten der Tokkaido-Straße angehalten, behauptet Benkeï, der Abgesandte eines Abtes in Nara zu sein. Der wachhabende Offizier begegnet ihm mit Mißtrauen, verrät aber im Gespräche, daß tatsächlich eine zwölf Köpfe zählende Pilgergesellschaft erwartet werde. Nun sind aber ihrer nicht zwölf, sondern dreizehn. Bestürzt geht Benkeï zu seinen Genossen, die erklären, mit Gewalt sich durchschlagen zu wollen. Benkeï übertönt ihren Chor und legt ihnen dar, daß, wenn dies auch gelänge, sie um so sicherer sämtliche Verfolger auf sich ziehen würden. Es helfe nur List, und zwar solle Yoschítsune sich als Kuli verkleiden, einen breitkrämpigen, das Gesicht verdeckenden Strohhut aufsetzen und den Tragekorb mit dem Gepäcke sich aufladen. Yoschítsune willigt ein, indessen Benkeï mit seinen Freunden an den Wachtposten vortritt. Der Offizier will sie jedoch ohne Paß nicht durchlassen und erklärt sie für verhaftet. Schon legen sie die Hand auf das Schwert, werden aber von Benkeï zurückgehalten mit dem Bedeuten, daß, falls sie Gewalt bräuchten, ihr zurückgeblie-

bener Gebieter verloren sei. So geben sie nach und folgen Benkeïs Beispiel, der mit den Worten: „Ist dem so, daß wir verhaftet sind, so müssen wir auch sterben“ sich niederkniet, die Hände zum Himmel erhebt und seinen Rosenkranz reibt, indem er ein Sterbegebet anstimmt. Gerührt durch diese Ergebung, beginnt der Offizier wankelmütig zu werden und befragt Benkeï, ob er in Ermangelung eines Passes nicht wenigstens ein Schriftstück zur Beglaubigung seines Auftrages hätte. Sofort entfaltet dieser eine unbeschriebene Papierrolle, die er zufällig bei sich hat, und beginnt daraus scheinbar vorzulesen, daß er und seine Gefährten mit der Kollekte für die Beschaffung einer großen Tempelglocke beauftragt seien. Wie hiebei der Name des Abtes genannt wird, knien sich alle nochmals nieder, nur der inzwischen nachgekommene Yoschítsune vergißt sich und bleibt stehen. Dies erregt den Argwohn des Offiziers. Er läßt zwar Benkeï und seine Genossen passieren, Yoschítsune hingegen, der als letzter vortritt, festnehmen. Benkeï, der es bemerkt, eilt schleunigst zurück und erklärt, der Verhaftete sei der Lastträger seiner Reisegenossen. Der Offizier untersucht nun den Inhalt des Tragekorbes und findet alles in Ordnung; wie er aber hiebei dem Kuli ins Gesicht blickt, ruft er überrascht: „Der gleicht Yoschítsune aufs Haar!“, worauf Benkeï trotzig erwidert: „Und wenn er ihm gleicht, so kann er dessen nur stolz sein.“ Daraufhin will der Offizier den Kuli erst recht nicht losgeben, den Benkeï einen dummen Bauernlümmel schilt und mit einer Bambusstange züchtigt, weil er sich nicht niederkniete, als der Name des Abtes genannt wurde. Dies bewirkt die Freilassung. Bei den Gefährten wieder angelangt, erfleht und erhält Benkeï

seines Herrn Verzeihung und kehrt zum Offiziere zurück, der ihn zum Reiswein einlud und ihn auffordert, einen Tanz der Yamabuschi zu zeigen. Benkei besteht auch diese Probe, stampft und hüpft in grotesker Weise und schwingt seinen Fächer. Zum Schlusse bringt der Offizier seine Zweifel nochmals zum Ausdruck. Sei er betrogen worden, nun — er bedaure es nicht einmal, und er werde seine etwaige Verfehlung mannhaft zu büßen wissen.

Die zwischen den No-Spielen eingeschalteten Possen sind ziemlich albern und werden gewissermaßen als Improvisationen dadurch gekennzeichnet, daß die Darsteller der Frauenrollen keine vollständigen Kostüme tragen. Nun zur Schilderung solch einer Posse! Wie bei uns in Europa, so scheint es auch in Japan nicht immer einfach zu sein, ein Liebesverhältnis zu lösen. Der Samurai wenigstens, der auf der Bühne erschien, wurde seinem Vorsatze, mit seiner Geliebten zu brechen, alsogleich wieder untreu, als diese, von seiner bevorstehenden Abreise verständigt, in lautes Weinen ausbrach. Umsonst verhallten die Mahnungen eines alten Dieners, der die Falschheit ihrer Liebesbeteuerungen durchschaute und sich ungehört in den Hintergrund zurückzog, von wo er beobachtete, wie das durchtriebene Mädchen aus einer unter dem langen Ärmel verborgenen Sakitasse Wasser schöpfte, um sich damit die Augen zu netzen und Tränen zu heucheln. Auf diese Wahrnehmung hin entnahm er seinem Taschenschreibzeuge ein Stückchen Tusche und rieb sie in eine Schale, die er verstohlenerweise mit der Sakitasse vertauschte. Alsbald zogen sich schwarze Streifen über das Gesicht des Mädchens, dessen Liebhaber auf diese Wahrnehmung hin in

ein schallendes Gelächter ausbrach und ihr als Abschiedsgeschenk einen Spiegel überreichte. Kaum bemerkte das Mädchen, was vorgefallen, als es mit katzenartiger Behendigkeit erst den Diener und hernach den stutzerhaften Herrn bei der Gurgel faßte und beiden nun gleichfalls das Gesicht mit Tusche beschmierte, worauf alle drei, sich gegenseitig verlachend, von dannen zogen.

Neben den No-Spielen gibt es auch Schauspiele, die den unseren durchaus entsprechen. Ich sah ein solches, und zwar ein vor etwa hundertfünfzig Jahren entstandenes Intriguenstück, welches die Verhältnisse am Hofe der Tokugawa-Schogune beleuchtete. Yeyas, der erste der Tokugawas (Schogun seit 1603), hatte in seinen alten Tagen dem Namen nach abgedankt und die Repräsentationspflichten seinem schwächlichen Sohne Hitetada überlassen, den seine Gemahlin bestimmen wollte, ihrem jüngeren Sohne zu Ungunsten des älteren die Nachfolge zu sichern. In diesem Streben unterstützte sie eine mächtige Partei, welche hoffte, daß, wenn der jüngere Sohn zum Erben ernannt würde, es später zum Streite um die Würde eines Schoguns käme und zum Sturze der Tokugawas. Yeyas aber durchschaute den Plan, versammelte seine Familie und entschied die Thronfolge, indem er den älteren Enkel Yemits zu seinem erhöhten Sitze heraufkommen ließ und ihn liebkoste, dem jüngeren aber, den er wegen seiner Roheit und Anmaßung nicht leiden mochte, unter verächtlichen Worten Äpfel und Konfekt auf den Boden hinwarf, worauf dieser beschämt den schuldigen Ko-tau erwies.

Um dennoch zum Ziele zu kommen, versuchte die Gegenpartei, sich des jugendlichen Yemits zu bemächtigen. Dies

konnte aber erst erfolgen, wenn es gelang, dessen treu wachende Erzieherin, die Gattin eines verbannten Edelmannes, beiseite zu schaffen. Zu diesem Zwecke wurde durch Vermittlung einer Hofdame ein Mörder gedungen. Der Anschlag mißglückte jedoch, und die Anstifterin wurde vor Gericht gezogen, wo sie, ihrer Schuld überführt, die Bitte aussprach, Selbstmord begehen zu dürfen. Kaum aber, daß sie einen Dolch erhalten, trachtete sie, ins Palastinnere zu dringen, um Yeyas zu töten, woran sie herbeispringende Schergen behinderten.

Von den Verdiensten der Erzieherin unterrichtet, begnadigte Yeyas ihren Gatten und erhob ihn zu hoher Würde. Dieser aber antwortete, daß er seiner Frau keine Gnade verdanken wolle und schickte ihr gleichzeitig den Scheidungsbrief. Yeyas verlieh nun dem von seiner Gattin Geschiedenen einen noch höheren Rang und ermöglichte hiedurch die Wiedervereinigung des getrennten Paares.

Das Innere eines japanischen Schauspielhauses ist von viereckigem Grundrisse. Um von einem Platze zum anderen zu gelangen, muß man über die niederen Zwischenschranken hinwegschreiten, innerhalb deren ganze Familien in quadratischen Abteilungen, um den Teetopf vereinigt, die mitgebrachten Lebensmittel verzehren und die kleinen Metallpfeifen in Brand setzen, die nach wenigen Zügen ausgehen und dann aufs neue gestopft werden. Über das Parkett führt ein die Eingangswand mit der Bühne verbindender Steg, der schon erwähnte Blumenpfad, auf dem neu auftretende Schauspieler sich zur Bühne begeben und hiebei gleichwie im altgriechischen Theater inmitten der Zuschauer agieren. Die Bühne ist im Gegensatze zu jener der No-

Spiele keineswegs primitiv, sondern mit höchstem Raffinement ausgestattet. So ist die Drehbühne, diese modernste Errungenschaft des europäischen Theaters, eine in Japan längst bekannte Einrichtung, und desgleichen das verdeckte Orchester, das jedoch auf beide Seiten der Kulissen verteilt und den Blicken durch ein Holzgitter entzogen ist. Sind während des Spieles kleinere Dekorationsänderungen nötig, besorgen sie die Theaterdiener, die, um weniger aufzufallen, in schwarzen Gewändern auf der Bühne herumgeistern. In der Regel werden vier Stücke nacheinander gegeben: zwei Dramen und zwei Komödien. Für gewöhnlich beginnen die Vorstellungen um 1 Uhr nachmittags und endigen gegen sieben.

Alle besseren Schauspieler haben ihre eigenen Garderoben, in denen man ihnen bei der Toilette zusehen kann. Dies ist namentlich dann unterhaltend, wenn sie sich für Frauenrollen vorbereiten und sich hiezu die Stirnhaut durch Bänder zur Seite ziehen, um ihre Augenlider möglichst schräg erscheinen zu lassen.

Ein jeder Besuch bei einem Schauspieler trägt diesem ein Geschenk ein, welches sein Diener entgegennimmt, und da sie viele Besuche erhalten, haben sie eine ganz hübsche Nebeneinnahme. Manche Schauspieler sind vermögliche Leute, so der berühmte Dandschuro, der in dem von mir geschilderten Drama sowohl die Rolle des Yeyas, wie jene der Erzieherin übernommen hatte. Dandschuro entstammt einer Familie, aus der schon seit Generationen Schauspieler hervorgingen. Den vielen Schauspielerporträts nach, die uns in alten Farbenholzschnitten überliefert sind, die aber nur zu Reklamezwecken dienten, könnte man meinen, daß

Japan: Tanzende Meïkos (Seite 399)

vordem die Schauspieler sehr geachtet waren, aber gerade das Gegenteil war der Fall, und ihre soziale Stellung hat erst in jüngster Zeit sich gehoben.

Weltbekannt sind die Leistungen der japanischen Akrobaten im Kugellaufe und auf der frei schwebenden Bambusstange, neu hingegen war mir die Vorführung eines Stelzenläufers, der etwa sechs Meter über dem Boden einherschritt. Er stellte einen Unhold dar, welcher ein Mädchen als Tributgabe erhalten sollte, statt dessen aber von einem Ritter bekämpft und zu Fall gebracht wurde. Sowie die herbeispringenden Diener ihm die Stelzen gelöst hatten, verwandelte er sich in einen gespenstischen Affen und nahm in dieser Gestalt den Kampf neuerdings auf, indem er allerlei Saltos und Purzelbäume vollführte.

Weit unterhaltender waren die Vorführungen einiger Jongleure, die mit ihren Fächern die an diese mittelst unsichtbarer Fäden befestigten Papierschmetterlinge zum Fliegen brachten und sie dann mit gefalteten Flügeln den Fächerrand erklettern ließen, von wo sie sanften Fluges wieder von dannen schwebten. Noch erstaunlicher waren die Kreiselkunststückchen. Mehrere verschiedenartig rotierende Kreisel wurden aufeinandergetürmt, ein einzelner Kreisel aber mittelst einer Reibschnur in die Luft geschleudert, auf dem Rücken eines der Jongleure aufgefangen und über Schulter und Arm auf die Schneide eines Schwertes geleitet. Ein anderer Kreisel lief auf einem schräg zur Decke gezogenen Stricke empor und stieß an den Boden einer Papierlaterne, welche sich öffnete und den Kreisel in ihrem Innern verschwinden ließ.

Ohne Kenntnis des japanischen Theaters und der landes-

üblichen Tänze fehlt uns der Schlüssel zum Verständnisse der so eigentümlichen Posen, die uns bei Menschendarstellungen in der bildenden Kunst in Erstaunen setzen, ebenso aber bleibt uns der Sinn der Tänze verborgen ohne Kenntnis des gesanglichen Textes. Wie zum Beispiel sollte ich erraten, daß eine Tänzerin, die vor- und zurücktrippelte, sich niederkniete und unter dem Fächer ausspähend zu plötzlichem Sprunge sich erhob, den Helden Yoschítsune in der Seeschlacht von Dano-ura darstellte, der über sieben Schiffe hinweg einen Gegner verfolgte. — Äußerst wunderlich und offenbar uralt ist ein Tanz, welcher einst sakralen Charakter hatte und ausgeführt wurde, um eine gesegnete Ernte zu erflehen. Seine Melodie ist ungemein zügig und das Tempo nicht minder. Mit schielendem Augenaufschlag hüpft die Tänzerin auf einem Beine umher und verdreht die Arme in unglaublichster Weise. Das Wachsen der Saat wird angedeutet durch vom Boden aufstrebende Gesten, der befruchtende Regen durch Hängenlassen der vorgestreckten Hände und die Sonnenstrahlen durch Breiten der Arme über die Erde. Uralt gleichfalls ist der aus den religiösen Kágura-Spielen entnommene Tanz der ausgelassenen Göttin Uzume, die durch ihre in scheinbarer Trunkenheit verübten Späße die Sonnengöttin Amateras aus ihrem Verstecke zu locken sucht, in das sie vor den Unarten ihres Bruders, des Sturmgottes, geflohen. Die Tänzerin trägt bei diesem Tanze eine winzige weißgrinsende Maske derart vor dem Gesichte, daß ihr Kinn frei bleibt, so daß dieses wie ein feistes Doppelkinn erscheint, was wirklich einen sehr komischen Effekt hervorbringt. Entsprechend

komisch ist auch der Tanz, der ein trunkenes Hin- und Hertaumeln und schließliches Niederfallen veranschaulicht.

Zu Beginn von festlichen Gastmählern treten stets drei Tänzerinnen auf, welche in einer Pantomime den Gästen ihre Huldigung darbringen. Die eine in fürstlicher Gewandung mit einer goldenen Mütze auf dem Haupte soll Macht und Reichtum versinnbildlichen, die beiden anderen hingegen, durch Tracht wie Haarputz als Kranich und Schildkröte gekennzeichnet, Glück und langes Leben. — Verschieden von diesen und anderen Tänzen, die in Teehäusern und Klublokalen aufgeführt werden, sind die Ballette der Tanzbühnen, die Odoris, von denen das beste das Miako Odori in Kyoto sein dürfte. In gleicher Höhe mit der Bühne sitzen in länglichen Orchesterlogen rechts die Sängerinnen, die ihre tiefen und vollen Stimmen mit dem Samisen begleiten, während links ihnen gegenüber andere Mädchen mit Trommeln und Handpauken, die zuweilen mit Schlagbecken vertauscht werden, den Takt angeben und wie die Choristen der No-Spiele bei jedem Schlage ein schrilles „Ja-úh“ ausstoßen. Sämtliche Mädchen sind in hübsche helle Gewänder gekleidet. — An den Orchesterlogen vorüber schreiten in zwei Reihen die Tänzerinnen — Meïkos genannt —, die in der Mitte der Bühne sich vereinigen und zum Tanze gruppieren, der aus Knixen, Wendungen und Fächerspielen besteht, wobei die übersprungenen Paare in ihren Bewegungen korrespondieren. Wiederholt wechseln die Ensembles oder erscheinen in veränderter Kostümierung. Das puppenhafte Aussehen der jugendlichen Tänzerinnen ist überaus niedlich und das sich bietende Bild geradezu entzückend, wenn so geschmackvolle Dekorationen

die Bühne schmücken wie beim Kirschblütentanze im Miako-Odori. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit werden die fein abgestimmten Dekorationen nacheinander heruntergeklappt, während Dunkelheit oder künstlicher Nebel den Vorgang verhüllt. Sie stellen ihrer Schönheit wegen berühmte Landschaften dar im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten.

Vierunddreißigstes Kapitel

Japanische Bankettsitten
Die Geishas

Einem No-Spiele, zu dem der Marschall Oyama uns geladen hatte, folgte ein Bankett nach altjapanischer Weise. Man saß in zwei sich zugekehrten Reihen längs der Wände eines länglichen Saales auf niederen Kissen. Der Hausherr hatte seinen Platz in der Nähe des Einganges, die eigentlichen Ehrenplätze aber lagen am entgegengesetzten Ende.

Sowie alles sich niedergelassen hatte, trat das erste Paar der Aufwärterinnen in den Saal, im Gleichschritt langsam sich vorbewegend. Sie trugen mit hochgehobenen Armen die schwarzen Lacktischchen mit den Speisen, stellten diese vor die zu bedienenden Gäste und entfernten sich nach vollführter Verbeugung. Es folgte so Paar nach Paar, und als sämtliche Gäste durchserviert waren, kamen die Mädchen in gleicher Weise mit einem zweiten und dritten Tischchen, die schließlich so enge beieinanderstanden, daß sie eine fortlaufende Reihe bildeten. Auf Einladung des Hausherrn griffen nun die Gäste nach den Eßstäbchen und schlürften die in lackierten Deckeltassen befindliche Suppe. Die Speisen bestanden aus Fisch- und Krebsstücken, Eierpflanzen und fremdartigen Dingen wie Algen, Lilienzwiebeln und gedünsteten Bambussprossen. Nicht berührt wurde der in einer Porzellanschale ruhende Ai, eine Fo-

relle, die — wie das „Bescheidessen“ unserer Bauern — dazu bestimmt ist, mit nach Hause genommen zu werden, was die außen wartenden Diener der Gäste besorgen, die zugleich alle sonstigen nicht genossenen Speisen in die Einsätze einer hiezu mitgebrachten Schachtel verpacken.

Kaum hatten wir zu essen begonnen, als die Mädchen wieder erschienen, die, ohne lange zu fragen, Tische und Speisen hinwegräumten, denn das bis jetzt Aufgetragene war gewissermaßen nur ein Schauessen, das den Eindruck des Überflusses erwecken sollte.

Nun schoben die Diener zwei große niedere Anrichttische in den Saal, auf denen um einen künstlichen Föhren- und Pflaumenbaum die Lebensmittel gehäuft lagen, welche die Vorschneider auf die ihnen von den Mädchen gebrachten Schalen mittelst Eßstäbchen verteilten.

Es begann das eigentliche Mahl, bei dem mindestens zwanzig Gänge nacheinander serviert wurden. Mit dem Beginne des Mahles wurde auch der Sake gebracht, der Reiswein, und in zeremoniöser Weise aus einer schwarzen Kanne in rotlackierte Holzschalen geschenkt, hernach aber aus gewöhnlichen Porzellantassen getrunken. Die Musik setzte ein, und zu ihren Klängen vollführten auf einem Podium die Meïkos ihre Tänze, während die dienenden Geïschas sich neben die Gäste setzten, um ihnen zuzutrinken und die Tassen zu füllen. Hierauf begab sich ein jeder zum Hausherrn, ihn um seine Tasse zu ersuchen, die man auf sein Wohl leerte, umdrehte und auf der flachen Hand zurückerstattete. Das Zutrinken wurde allgemein, und da die Sitte es forderte, nicht quer durch den Saal, sondern rückwärts um den Sitzenden herum sich demjenigen zu

nähern, mit dem man trinken wollte, entstand ein stetes Gehen und Kommen, Verbeugen und Aufstehen.

Nachdem das Gelage eine Zeitlang gedauert, wurde einem jeden Gaste eine hübsch verzierte Kiste aus Naturholz gebracht, die in ihrem oberen Einsatze Schaukonfekt aus gefärbtem und in Blumenform geknetetem Reisteige enthielt und im unteren allerlei Süßigkeiten. Schließlich wurde um 11 Uhr zum Zeichen des Aufbruches grüner Tee gereicht.

Das Fest, das ich schilderte, spielte sich in einem Teehause ab, daher die Geïscha-Bedienung. Die Geïschas werden in der Regel als Kinder von ihren Eltern den Teehausbesitzern gegen ein Darlehen überlassen, das sie ebenso wie die ihnen gelieferten Kleider bei den Festen abzuverdienen haben, zu denen sie nach einem bestimmten Tarif ausgeliehen werden. Ihre berufliche Ausbildung ist sehr sorgfältig. Sie erhalten Unterricht in den Elementarfächern, der Haushaltungskunde und allen weiblichen Handarbeiten, außerdem in der schönen Literatur, in Musik, Gesang und Tanz, im Go und anderen Gesellschaftsspielen, sowie in der Kunst der Blumenarrangements. Im Alter von zehn bis sechzehn Jahren werden sie als Meïkos verwendet, und erst wenn sie hinreichende Gewandtheit in der Musik und in der Führung einer anmutigen, mit Zitaten und Wortspielen durchsetzten Konversation besitzen, als Geïschas, deren Aufgabe es ist, die Gäste zu bedienen und durch ihre Künste zu unterhalten.

Die Kimonos der Geïschas sind aufs geschmackvollste mit Blütenmustern verziert. So sieht man zum Beispiel auf einem roten Kimono weiße Blumen, auf einem weißen lila

Wistaria-Dolden. Die Obis oder Hüfttücher sind in breite Schleifen gelegt, die wie Flügel sich ausnehmen. Sie bestehen zuweilen aus köstlichem Brokat und mögen dann tausend Jen kosten und mehr. Gesicht und Hals sind weiß gepudert, die Unterlippe ist in der Mitte geschminkt. Kämme aus Goldlack und Schildpatt, sowie Nadeln mit Korallenköpfen und Flitterbehang schmücken das Haar.

Fünfunddreißigstes Kapitel

Japanische Gärten

Arm an Schönheiten heroischen Stiles, ist die japanische Landschaft einem anmutigen Idyll zu vergleichen, und es gibt wohl kein anderes so empfindsam veranlagtes und naturliebendes Volk wie die Japaner. Es besteht bei ihnen ein förmlicher Kult mit den Blumen; es wird durch die Blume gesprochen, und die meisten Eigennamen und Wappen sind dem Blumenreiche entlehnt. Hütte und Palast, Tempel wie Wirtshaus, alle haben ihre Gärten, und in keinem Raume mangelt der Blütenschmuck. Der ärmste Bauer hängt vor das Tor seines Häuschens in ein Bambusrohr gesteckte Magnolien- und Azaleenzweige, und ein jeder weiß ein bißchen von der Kunst der Blumenarrangements, in der die Geïschas Meisterinnen sind, die aber auch von ernsten Männern betrieben wird. Es gibt eigene Lehrbücher dieser Kunst, in denen dargelegt wird, wie durch Formung und Zusammenstimmung der Blumen gewisse Ideen sich ausdrücken lassen, so jene der Vereinigung von Himmel und Erde durch das Bindeglied der menschlichen Seele. Konkurrenzen im Blumenbinden finden bei Tempelfesten statt. Die in den Tempeln ausgestellten Arrangements befremden anfänglich unseren an zu viel Symmetrie gewöhnten Blick, bald aber lernt man die japanische Weise lieben, die viel feiner empfunden, viel freier und künstlerischer ist wie die unsere. Es ist dies im Grunde kein Wunder, denn kein Land ist mit Blumen und Blüten so gesegnet wie Japan.

Zu Ende des Winters eröffnen den Reigen die Blüten der Pflaume, und es bestehen eigene Gärten, die nur der Pflaumenblüte gewidmet sind. Ist diese vorüber, beginnt in größerer Pracht jene der Kirschen, die nur der Blüte halber gezogen werden, ohne Früchte zu tragen. Der rosige Hauch einer Kirschblütenlandschaft entzieht sich jeder Beschreibung, und ich verstehe den schwärmerischen Enthusiasmus, der sich der Japaner in dieser wonnigen Zeit bemächtigt und sie veranlaßt, Streifen mit improvisierten Gedichten an die von Blüten strotzenden Zweige zu hängen. Leider ist die Dauer der Kirschblüte nur kurz; wie sie aber dem Ende sich zuneigt, beginnen die Azaleen ihre Knospen zu öffnen.

Als ich die Azaleen-Gärten von Okubo bei Tokyo besuchte, wähnte ich mich in die Zaubergärten der alten Sage entrückt. Ein Farbenmeer von purpur und rosa, untermischt mit weißen und gelblichen Tönen, lag vor meinen Blicken. Über den Azaleen goldgelber Jasmin, im Hintergrunde das zarte Grün des Bambus, dessen feingefiberte Blätter aus einem Walde herüberragten. Obwohl für den Besuch der Gärten ein Eintrittsgeld zu entrichten war, wandelten doch Hunderte von Leuten der ärmeren Volksschichten zwischen den Blumen. Das einzige unserem Geschmacke Widerstrebende waren die verkünstelten Gruppen am Eingange, die aber, weil durch Hecken geschieden, das Gesamtbild nicht störten. Aus Tannenreisig geflochten und mit Blumen durchwirkt, trugen ihre Figuren bemalte Holzköpfe. Sie stellten Episoden aus der japanischen Geschichte und Sage dar; Yoritomo und seinen Hofstaat, Yoshítsune

mit dem getreuen Benkeï, und auch den japanischen Münchhausen, einen Jagdgenossen Yoritomos, der seinen erschreckten Gefährten, auf dem Rücken eines Wildschweines reitend, entführt wird, das sich mit ihm in eine Felsspalte des Fudschi-san hinabstürzt und aus einer anderen bei Kamákura wieder emportaucht.

Ist die Azaleenblüte beendet, wandert alles zu den Teehäusern von Hondscho, in den dortigen Päoniengärten sich zu vergnügen, und wie die Zeit der Päonien abgelaufen, beginnt jene der Fudschis oder Wistarias. Diese Wistarias spannen ihre grüngelb schillernden Blätter über künstliche Laubgänge, durch deren Gitter ihre ungewöhnlich langen, blaßlila Blütendolden gleich Trauben herniederhängen. Berühmt für seine Fudschis ist der Tempelgarten von Kameïdo zu Tokyo, dessen Lauben ihre Blütenpracht in den Kanälen widerspiegeln.

Das dortige Tempelfest, ein schintoistisches, findet lange vor der Saison der Wistarias statt, nämlich am 2. Februar, einem Tage, an dem Nachbildungen von schillernden Eisvögeln verkauft werden, welche, als Opfergaben dargebracht, die im Vorjahre begangenen Lügen sühnen sollen. Am besuchtesten aber ist Kameïdo im Mai, und wer es zu dieser Zeit gesehen, wird es immer in freundlichem Andenken behalten.

Sind die Wistarias verblüht, wallfahrtet jedermann zu den Irisgärten, von denen der zu Horikiri der berühmteste in Tokyo ist. Man staunt über die Fülle von Varietäten und die feine Stimmung der verschiedenen Farben.

Noch mehr Varietäten soll die Kiku-Blume aufweisen, das Chrysanthemum, das erst im Herbste, gleichzeitig mit

dem Verfärben des Ahorns, seine Blüten entfaltet. Dieser ist der Lieblingsbaum der Japaner. Eine Spielart desselben wird für die Ausstattung der kleinen Hofräume gleich der Föhre in Zwergform gezogen. Die Zucht der Zwergbäume, von denen winzige Exemplare ein Alter von fünfzig und mehr Jahren besitzen, ist ein Geheimnis der japanischen Gärtner. Man beschneidet sowohl ihre Zweige wie die Wurzeln, um sie am Wachstume zu behindern, und außerdem werden zum gleichen Zwecke die Äste durch aufgebundene Steinchen beschwert. Oft birgt eine flache Porzellanvase ein reizendes Landschaftsbild, bei dem alles in richtiger Proportion sich befindet. Kleine Felsen, mit Zwergmoos überzogen, ragen aus einem Miniatursee empor, und auf ihnen wachsen in entzückender, wahrhaft künstlerischer Gruppierung die Bäumchen. — In vielen Schilderungen liest man spöttische Bemerkungen über das puppenhafte Aussehen der japanischen Gärten, als ob sie alle im Miniaturformate angelegt seien; dies ist aber keineswegs der Fall. Sie sind es nur, wo der Platzmangel größere Anlagen verbietet, und sie sind dann stets mit vielem Geschmack dem verfügbaren Raum angepaßt. Jedenfalls dünken mir die japanischen Zwerggärten reizvoller zu sein wie die bei uns üblichen Blumenbeete mit ihren langweiligen Teppichmustern. Die japanische Gartenkunst hat das Verschneiden der Bäume nie in der Weise geübt wie die französische des achtzehnten Jahrhunderts, und ist selten in so bizarre Verirrungen verfallen wie die chinesische. Stets trachtet sie der Natur nahezukommen, und so klein ihre Felsgruppen, ihre Bäche und Wasserfälle gelegentlich sein mögen, entbehren sie doch niemals der Anmut. Bei Garten-

Tokyo: Brücke vor dem Kameido-Tempel und Wistarialauben (Seite 407)

anlagen größeren Stiles überrascht die feine Farbenstimmung der Bäume und Sträucher. Riesige Tannen und Kryptomerien, Föhren mit seltsam gewundenen Ästen, Kirsch- und Kamelienbäume, Bambusgruppen und Ahorne jeglicher Schattierung sind auf das glücklichste zusammengestellt. Auf den Wasserflächen schwimmen die Blätter des Lotos, der im Hochsommer seine Blüten entfaltet, und die Felsgruppen auf den Inseln der Weiher sind mit Zwergkiefern bepflanzt. Von jedem der aufgeschütteten Hügel ergibt sich ein neuer reizvoller Blick. Die Bäche sind mehrfach überbrückt; da und dort stehen Steinlaternen, die wie die Miniaturnachbildungen berühmter Tempel und die sonstigen etwa angebrachten Spielereien stets so aufgestellt sind, daß sie das Gesamtbild nicht stören. Der größte Garten in Tokyo ist der des kaiserlichen Palastes, der geschmackvollste aber jener des früheren Daimiyos von Mito neben dem Arsenale. Nicht minder schöne Gartenanlagen finden sich in Kyoto. Berühmt ist jener des Kátsura-Palastes, einst im Besitze einer kaiserlichen Nebenlinie und jetzt dem Kaiser gehörig, und ebenso berühmt ist derjenige von Gin-kaku-dschi, in dem der Schogun Aschikaga Yoschimasa zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach seiner Abdankung sich mit der Veranstaltung von Teezeremonien vergnügte. Dieser Park ist nach einem versilberten Pavillon benannt und eine Nachahmung des älteren und noch schöneren Kin-kakudschi-Parkes, der gleichfalls einem abgedankten Schogune zum Aufenthalt diente und nach einem vergoldeten Pavillon seinen Namen erhielt. Von einem Phönix bekrönt, spiegelt sich dieser Holzbau in dem Wasser eines Teiches, der von Karpfen, Goldfischen und Schildkröten wimmelt, die sich,

der Fütterung gewärtig, herandrängen, sobald ein Besucher sich nähert. Die Innenräume dieses Pavillons wie jene des anstoßenden Klosters sind klein, aber von vornehm-künstlerischer Ausstattung, ein Beweis, daß der Schogun sich in seiner Zurückgezogenheit nichts abgehen ließ, der, wie eine verbürgte Nachricht berichtet, einst die Föhren auf den Bergen im Hintergrunde mit weißer Seidenwolle bestreuen ließ, um einem Gaste mitten im Sommer eine Winterlandschaft vorzuzaubern. Eine in der Form eines Segelschiffes zugestutzte Föhre neben dem Klostergebäude ist eines der wenigen Beispiele barocker Verunstaltung von Bäumen.

Vor dem Gartenhause im Kátsura-Parke pflegte man sich des Abends auf der Plattform in die Betrachtung des zwischen den Föhren aufgehenden Mondes zu vertiefen. Der ungestörten Hingabe an empfindsame Stimmungen dienen auch die übrigen Gartenhäuser, außerdem aber den uns unverständlichen Vergnügungen des Weihrauchriechens und der Teezeremonien. Diese gehen stets in einem sehr kleinen Raume vor sich, der mit viereinhalb Matten belegt ist. Der Hausherr betritt ihn durch eine Hintertüre und läßt sich im Alkoven oder auf einer der Matten nieder, während die Gäste, deren höchstens vier geladen werden, aus einem Vorraum durch einen niederen Einlaß ins Zimmer kriechen. Den Tee bereitet entweder der Hausherr oder ein eigens hiezu bestellter Diener, der sogenannte Teepriester, welcher das Haupt wie ein Priester geschoren hat. Das grüne Teepulver wird in kochendes Wasser geschüttet und solange gequirlt, bis es zu schäumen beginnt. Der so bereitete Tee ist außerordentlich stark. Er wird unter allerlei Wortspielen und

dichterischen Improvisationen aus großen Tontassen getrunken, die mit einer craquelierten Glasur überzogen und kunstreich bemalt sind. Außerdem wird in Räuchervasen verschiedenerlei Parfüm entzündet, dessen Ingredienzien es zu erraten gilt. Diese ästhetischen Zusammenkünfte mit ihren fast ätherisch zu nennenden Genüssen sollen angeblich im vierzehnten Jahrhundert von den ersten Aschikaga-Schogunen auf Anraten von Priestern der Zen-Sekte eingeführt worden sein, um die durch die Bürgerkriege verrohten Gemüter zu besänftigen und zu milderen Sitten hinüberzuleiten.

Sechsunddreißigstes Kapitel

Japanische Kunst

Seit ihrem Bekanntwerden in Europa hat die japanische Kunst derartiges Aufsehen erregt, daß sie unser Kunstgewerbe nachhaltig beeinflußte und sogar unsere Malerei zeitweilig zu beeinflussen schien. Dessenungeachtet erfolgten erst in den letzten Jahren auf Grund japanischer Texte eingehendere Veröffentlichungen über Kunst und Kunstgeschichte des fernen Ostens. Kaum minder reichhaltig wie die kunstgeschichtliche und ästhetische Literatur Japans ist jene Chinas, über dessen Kunst wir gleichwohl weit weniger wissen, da gewaltige Gebiete dieses Landes so gut wie unerforscht sind und gar vieles gelegentlich der Bürgerkriege und fremden Invasionen zugrunde ging. Die chinesische Kunst ist bekanntlich viel älter wie die japanische. Ihre ältesten uns erhaltenen Werke sind in den Stein vertiefte Reliefs, sogenannte Reliefs „en creux", nach altägyptischer Art. In ihren Anfängen durchaus originell, hat die chinesische Kunst seit dem Eindringen des Buddhismus viele fremde Einwirkungen erfahren, und zwar aus dem nördlichen Indien. Aber auch Spuren persisch-hellenistischer Einwirkung, die vielleicht auf dem Wege über Baktrien erfolgte, lassen sich an einzelnen Gegenständen nachweisen; am deutlichsten an den sogenannten Traubenspiegeln, die in vielen Nachgüssen uns überliefert wurden. Die besten Sammlungen altchinesischer Kunstwerke, insbesondere von Kleinbronzen, trifft man in Japan.

Kyoto: Kinkakuji (oder Roknonji) Tempel 1397 vom abgedankten Shogun Ashikaya Joshimitsu zu seiner Residenz errichtet. Der Kin-kaku goldene Pavillon im Garten

(Seite 409)

Bei ihrer Betrachtung ergibt sich deutlich die Überlegenheit der chinesischen Plastik bis gegen den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Ich wüßte zum Beispiel nichts, was an japanischen Bronzen den Bronzegefäßen aus der Frühzeit der Ming-Dynastie oder gar den noch älteren der Han-, Tang- oder Tschau-Dynastie sich gleichstellen ließe. Größere Bronzegegenstände figürlicher Art sind in China nirgends zu sehen. Vermutlich fielen sie fanatischen Bilderstürmern oder barbarischen Eindringlingen ebenso zum Opfer wie die meisten Holzfiguren, die überdies durch die liederliche Bauweise der Dächer von jeher aufs ärgste gefährdet waren. Steinskulpturen sind in China seltene Dinge, noch seltener aber sind sie in Japan. — Japan, das auf dem Umwege über Korea im sechsten Jahrhundert mit dem Buddhismus die chinesische Kultur übermittelt erhielt, ist dank seiner insulären Lage, die es vor äußeren Feinden beschützte, wie infolge seiner aristokratischen Verfassung, welche die Vererbung vorhandener Kunstschätze begünstigte, an solchen viel reicher als China. Dort diente die Kunst hauptsächlich der Ausschmückung der Tempel, kaiserlichen Paläste und Amtsgebäude, hier hingegen entwickelte sie sich freier, von einem feinfühligen Adel gefördert, und erlangte eher einen profanen, ja, von dem siebzehnten Jahrhundert beginnend, sogar einen volkstümlichen Charakter.

Die ältesten Kunstwerke in Japan — und vielleicht auch die besten — sieht man in Nara, der einstigen Hauptstadt. Dort wird unter anderem ein Bronzegefäß gewiesen, dessen Flügelrosse unverkennbar nach sassanidischen Vorbildern gestaltet sind.

Noch merkwürdiger erschien mir eine Figur im Schatz-

hause des Sam-butsu-do-Tempels zu Nikko, in der ich eine entfernte Nachbildung jenes fastenden Buddhas zu entdecken glaubte, welcher im Museum von Lahor sich befindet.

Im gleichen Schatzhause verdient Beachtung die lebensgroße Figur eines sitzenden Heiligen. Alle Figuren der nämlichen Kategorie, von der ausgezeichnete Stücke in Kyoto und Nara zu sehen sind, und von denen die ältesten aus dem achten oder neunten Jahrhundert herrühren, überraschen durch die Religiosität ihres Ausdrucks. Fast sämtliche haben eingesetzte Emailaugen und erinnern in Technik wie Auffassung an ägyptische Gestalten, den Schech-el-Beled zu Kairo oder den Schreiber im Louvre-Museum. Erstaunlich ist, daß bereits im achten Jahrhundert die Japaner sich an die Herstellung eines Bronzekolosses heranwagten, der an Größe seinesgleichen kaum findet. Es ist dies der Dai-buts oder große Buddha von Nara. Bekannter in Europa ist der kleinere Dai-buts von Kamákura. Seine im Jahre 1252 aus vielen Bronzeplatten zusammengeschweißte Figur verdient nicht das ihr gewordene übermäßige Lob. Ihr Haupt ist konventionell und ihr Unterkörper um ein Erhebliches zu kurz. Sie war früher von einer Halle umgeben, ebenso wie der mir sympathischere Dai-buts von Nara, der leider in späterer Zeit durch die ungeschickte Ergänzung des Kopfes verunstaltet wurde.

Von den plastischen Arbeiten des dreizehnten Jahrhunderts verdienen besonders jene eines Holzbildhauers namens Unkeï hervorgehoben zu werden, dessen Werke bereits einen entwickelten Naturalismus bekunden. Seine Statuen der Himmelskönige im Sandschu-san-gen-do-Tempel zu Kyoto

gehören zum Höchsten, was die altjapanische Kunst hervorgebracht, wenngleich sie dem europäischen Auge ziemlich maniriert erscheinen.

Noch weiter in naturalistischer Auffassung ging Koseï, der freilich einer viel jüngeren Zeit — nämlich dem siebzehnten Jahrhundert — angehörte, bei den im Museum zu Nara befindlichen Figuren von zwölf Dämonen, die zum Teil in der Gestalt von Angehörigen der unteren Volksklassen dargestellt sind, Figuren, die meines Erachtens selbst jene eines Unkeï übertreffen. Vor Koseï hätte ich eigentlich noch einen anderen berühmten Holzschnitzer einreihen sollen: Hidari Dschingoro (1594—1644). Dieser aber beschäftigte sich lediglich mit der Anfertigung von dekorativen Reliefs, die großenteils von anderen Künstlern, wie Kano Tanyu, entworfen waren. In meisterhafter Weise verstand er es, Surporten und Gesimse mit entzückenden Gruppen von Vögeln und Pflanzen zu füllen. Seine Hauptwerke sind im Nischi-Hongwandschi-Tempel in Kyoto, im dortigen Nidscho-Palaste und am Grabmale des Yeyas in Nikko. Die durchbrochene Schnitzerei an den Umzäunungen der Grabtempel ist dem Bedürfnisse sinnig angepaßt und ebenso jene an den Ramma genannten Ventilationsöffnungen, die bei geschlossenen Türen den fensterlosen Innenräumen das Tageslicht übermitteln. In den Staatszimmern des Nidscho-Schlosses sind die Füllungen der Rammas auf beiden Seiten verschiedenartig geschnitzt, zum Beispiel in der Form ineinanderverschlungener Päonien und auf einem Zweige sitzender Pfauen. Die am meisten angestaunten Stücke Hidaris, die drei Affen, die Katze und die Elefanten zu Nikko, vermochte ich nicht im gleichen

Grade zu bewundern wie seine kleineren Schöpfungen. Die Komposition ist gewiß eine treffliche, aber die Technik läßt zu wünschen übrig, und die Bemalung, die allerdings in späterer Zeit in störender Weise aufgefrischt wurde, ist in ihrer Fassung nicht annähernd so zart wie jene unserer deutschen mittelalterlichen Schnitzwerke. — In der Kleinplastik, die den manuell so geschickten Japanern ganz besonders zusagte, wurde Vortreffliches geleistet. Darstellungen aus der Helden- wie Göttersage sind ebenso häufig wie solche genremäßiger und selbst humoristischer Art. Alle Gegenstände sind mit außerordentlicher Liebe zur Sache gearbeitet, mit einer Gewissenhaftigkeit, die soweit ging, daß bei stehenden Figürchen sogar die Hautfalten der Fußsohlen ausgeführt wurden. Berühmt ist die Ausstattung der Anhänger der Tabaksbeutel, der sogenannten Netske, welche zugleich zu deren Verschluß dienten, und die Dekoration des Schwertzubehöres, namentlich der Tsubas oder Stichblätter. Bei Metallarbeiten kamen alle erdenklichen Arten von Legierungen zur Verwendung, außerdem wurde von der Gold- wie Silbertauschierung reichlich Gebrauch gemacht. Die hohen Löhne der Neuzeit, die geringere Nachfrage nach künstlerischen Erzeugnissen im Inland, die außerordentlich gesteigerte aber im Auslande haben sehr dazu beigetragen, einen Niedergang der Kleinplastik herbeizuführen und überhaupt einen solchen der national-japanischen Kunst. Was ich an moderner Skulptur auf den Kunstausstellungen in Osaka und Tokyo gewahrte, war alles nur Mittelware, europäisch beeinflußt, ohne die alte Originalität und Kraft, und das gleiche läßt sich leider auch von der Malkunst behaupten, die sich in

einer verwässerten Romantik des alten Heldentumes gefällt und nur in der Landschafts- wie Tiermalerei sich annähernd auf der einstigen Höhe erhalten hat. Die ältesten uns überkommenen Werke der japanischen Malerei sind religiösen Inhaltes und stehen im Banne chinesischer Vorbilder, ohne deren gesättigte Farbtöne zu erreichen. Der Verzicht auf eine reiche Farbengebung ist jedoch gewollt. Um die Linien besonders wirken zu lassen, bevorzugte man häufig die Tusche. Der Künstler wollte anregen, nicht schildern, und begnügte sich daher oft mit bloßen Andeutungen, die der Ergänzung im Geiste des Beschauers bedürfen. Vom 15. Jahrhundert beginnend, kam in Japan die Profanmalerei in Aufnahme. Die Schule der Kanos, die in den ersten zwei Jahrhunderten ihres Bestehens ihre größten Triumphe feierte und die sich bis zum heutigen Tage forterhielt, schloß sich den chinesisch-klassischen Vorbildern an, wohingegen die ältere Tosa-Schule seit dem sechzehnten Jahrhundert sich von dem chinesischen Einflusse loszulösen und eine freiere Richtung einzuschlagen begann. Ihr größter Künstler war Iwasa Mataheï aus Otsu (tätig 1624—1643), der zuerst volkstümliche Szenen in lebenswahrer Weise schilderte und auch mit humoristischen Darstellungen sich beschäftigte. Diese sind unter dem Namen der Otsu-Bilder berühmt und werden noch immer in Neudrucken verkauft. Der erläuternde Text, der sie in travestierender Weise für Amulette gegen allerlei kleine Widerwärtigkeiten erklärt, erhöht ihre Komik. So liest man neben der Darstellung des Reisgottes Daikóku, der den riesigen Schädel des Glücksgottes Fukurókudschu (Tscheou-lao) rasiert, die Erläuterung: „Dies dient, damit die Kinder sich den Kopf geduldig

rasieren lassen", und neben jener eines über einen Hund stolpernden Blinden: „Dies bewirkt, daß die Blinden nicht straucheln."

Soll ich einen Vergleich zwischen den Werken der Tosa- und Kanoschule ziehen, stehe ich nicht an, jenen der letzteren im allgemeinen den Vorzug zu geben. Sie sind ruhiger und zielbewußter komponiert als die Werke der Tosaschule, deren Kompositionen oft heftig bewegt und ungewollt grotesk sind. Auch treten bei ihnen die perspektivischen Mängel deutlicher hervor als bei den stilisierten Landschaften der Kanokünstler. Die Perspektive wurde übrigens nicht selten in geschickter Weise durch Licht- und Schattenwirkungen zu ersetzen gesucht und durch die Anwendung duftiger Töne eine Tiefenwirkung erzielt. Manche Landschaftsbilder besitzen tatsächlich einen intimen poetischen Reiz, den wir bei wenigen chinesischen Gemälden in der gleichen Weise entwickelt finden. Die lieblichsten Schöpfungen der japanischen Malerei sind die Tier- und Pflanzendarstellungen. Berühmt sind die dekorativ behandelten Blumen eines Korin (Ende des siebzehnten Jahrhunderts) und die Fische und Vögel eines Okyo (1733 bis 1795), der Gründer einer neuen Schule wurde. Die Kakemonos, Hängebilder, die für gewöhnlich zusammengerollt in feuersicheren Kammern bewahrt werden, dienen zur Ausschmückung der Alkoven und Wände bei festlichen Gelegenheiten. In der Regel wird immer nur ein Kakemono in jedem Raume aufgespannt, doch kommen zuweilen auch Triptychen zur Verwendung. Die Kakemonos, viele Meter lange Rollen, sind weniger sorgsam ausgeführt, da sie die

Stelle unserer Bilderbücher vertreten und nur im Sitzen stückweise besehen werden können.

Der eminent dekorative Charakter der japanischen Malerei offenbart sich am schönsten in den Räumen der Paläste und den Wohngebäuden der Klöster, besonders jener zu Kyoto. In diesen verbrachten viele Schogune ihre alten Tage, nachdem sie ihrer Würde entsagt hatten, was aber in der Regel nicht hinderte, daß sie tatsächlich die Regierung weiterführten, da ihre Nachfolger gemäß den confucianischen Grundsätzen sich den Weisungen ihrer Vorgänger gegenüber zum Gehorsam verpflichtet fühlten. Auch Kaiser lebten nach ihrer Abdankung in den Klöstern Kyotos, deren Äbte zum Teil der kaiserlichen Familie oder bestimmten Geschlechtern des Hochadels entnommen wurden. Nur so erklärt sich die in diesen bevorzugten Klöstern entfaltete Pracht, die jener der fürstlichen Paläste kaum nachsteht. Von allen Palästen ist der schönste das Nidscho-Schloß der Schogune in Kyoto. Seine geschnitzten Portale sind prunkvoll, die Innenräume hingegen entzückend durch ihre edle Schlichtheit. Die Schiebewände, welche die einzelnen Gemächer trennen, sind fast sämtlich mit Werken der Kanoschule bemalt. Bezaubernd ist die große Audienzhalle mit den auf Goldgrund gemalten Föhren, deren Zweige mit kühnem Wurfe breit über die Fläche gezogen sind. Kaum minder schön ist eine zweite für die Verwandten des Schoguns bestimmte Audienzhalle und die Halle für den Empfang der kaiserlichen Gesandten. Ihre Wände sind mit Darstellungen einer Kirschblütenlandschaft, der Pfirsichblüte, sowie des Ahornlaubes in seinen mannigfachen Abtönungen geziert und die drei kleineren

Räume der Mönche mit Bildern von Vögeln, meist von Kano Naonobu, von denen ich einen dem Wasser entstiegenen Reiher besonders bewunderte. Die Türen der Gänge und Nebenräume bestehen fast alle aus Naturholz, einige jedoch sind mit Blumenkörben bemalt, die so plastisch erscheinen, daß man meint, sie greifen zu können. Dieser Effekt ist dadurch bewirkt, daß die Farben auf einer leicht erhabenen Gipsschicht aufgelegt sind. Sehr hübsch ist auch das Innere des Palastes von Nagoya. Die besten der dortigen Bilder stammen von Iwasa Mataheï, unter anderem ein sehr lebendig geschildertes Pferderennen. Die Wandgemälde des Nischi-Hongwandschi-Klosters sind jenen in Nagoya in Stil wie Auffassung nahe verwandt, wiewohl sie sich meist mit sagenhaften Episoden der chinesischen Vorzeit beschäftigen. Ähnlich im Stile sind einige Biobus oder Paravents, die ich in verschiedenen Klostergebäuden zu Kyoto wie im kaiserlichen Palaste zu Tokyo antraf. Es gehören ihrer immer je zwei zusammen, und es können mit ihnen ganze Säle nach Belieben verstellt werden.

Weit außer dem Rahmen, den ich mir vorgesteckt, würde es liegen, wenn ich die verschiedenen Meisterwerke der japanischen Kunst, die da und dort verstreut sind, eingehender würdigen wollte, und so will ich nur als eines der hervorragendsten ein aus Nagoya herrührendes Zimmer von Okyo erwähnen, das sich nunmehr im Privatbesitze des Kaufmannes Matsuda zu Tokyo befindet. Es ist denkbarst einfach, aber dabei sehr großzügig und flott dekoriert, und zwar mit dem Gezweige der drei Neujahrsbäume, des Bambus, der Föhre und der blühenden Pflaume.

Das Großartigste an Tierbildern enthält vielleicht eine

Kyoto: Die 250 Matten fassende Halle des Nischi-Hongwandschi-Klosters, in der der Abt zweimal im Monat predigt. An den Wänden Darstellungen aus dem chinesischen Altertum von Kano Tanyu um 1600. Die Schnitzereien der Rammas, Störche in landschaftlicher Umrahmung von Hidari Dschingoro (Seite 420)

Kammer des Nanzendschi-Klosters zu Kyoto, nämlich einen mit erstaunlicher Virtuosität gemalten Tiger, der dürstend sich zum Wasser herabbeugt. Er entstammt der Meisterhand Kano Tanyus, des größten Künstlers des siebzehnten Jahrhunderts. Darstellungen von Tigern waren überhaupt sehr beliebt, und nicht minder solche von Löwen. Während aber der Tiger, der im benachbarten Korea vorkommt, ein den Japanern bekanntes Tier war, kannten sie den Löwen nur vom Hörensagen. Es sind daher die Löwengestalten stets höchst phantastisch wiedergegeben. Ich sah solche in einem Teehause zu Nagoya, ganz moderne Werke, die außerordentlich flott mittelst eines in die Farbe getauchten Tuches in breiten Strichen ausgeführt waren.

Wiederholt sah ich japanische Künstler bei der Arbeit, und immer bewunderte ich, mit welcher Schnelligkeit sie ihre Aquarelle auf dem Seidenstoffe entwarfen: fünfzehn Minuten längstens, und alles war vollendet. Die Manier war hiebei eine von der unseren völlig abweichende. An irgendeiner beliebigen Stelle wurde angefangen und Farbe nach Farbe aufgetragen. So entstand eine Ansicht des Fudschi-san in folgender Weise: erst malte der Künstler gekrümmte Föhrenstämme, dann setzte er auf deren Braun durch kräftiges Aufdrücken des in Grün getauchten Pinsels die buschigen Nadeln auf. Nun tönte er den oberen Teil des Bildes mit einem anderen, wohl zehn Zentimeter breiten Pinsel, aus dem er die Farben an all den Stellen mit den Lippen gesogen hatte, an denen er die Wolken aussparen wollte. Außerdem ließ er einen dreieckigen Raum in der Mitte des Bildes frei, der sich später als das Wahrzeichen Japans, der verschneite Fudschi-san entpuppte, als zum

Schlusse mit blauen und hellgrünen Strichen ergänzend eingesetzt wurde.

So geschickt die Künstler im Aquarellieren sind, so wenig vermochten sie bisher in der Ölmalerei zu leisten, und diejenigen, welche sie im Auslande erlernten, verloren hiebei jegliche Eigenart. Fertige Bilder sind nur beim Händler oder auf Ausstellungen zu haben, nicht aber in den Ateliers. Eigentlich kann man von Ateliers nicht sprechen, die Leute arbeiten nämlich in ihren Wohnstätten, die dank der Schiebetüren nach Bedarf von jeder beliebigen Seite belichtet werden können. — Ich besuchte den Maler Setsche in seinem Heim, einen äußerst begabten Künstler, der leider nichts vorrätig hatte außer einer bereits bestellten Abendlandschaft, die trotz der wenigen Töne und der schwachen Umrisse sehr fein empfunden war. Als ich ihn nach seinen Skizzenbüchern frug, erwiderte er lächelnd unter höflicher Verbeugung, er habe keine, er male, wie es ihm gerade in den Sinn komme, und auch die Tiere, die er male, male er aus der Erinnerung. Wie scharf in dieser Beziehung das Beobachtungsvermögen der Japaner ist, beweist eine Anekdote von dem Bauern, der zum berühmtesten Künstler Kyotos sagte: „Dein Bild ist nicht fehlerfrei! Wolltest du einen Hahn im Sommer malen oder im Winter?“ — „Wieso?“ entgegnete der Maler. — „Sieh' zu,“ kritisierte der Bauer, „unten am Bilde ist grünendes Gras, der Hahn aber trägt ein winterliches Gefieder!“

Weit jünger als die Malerei ist in Japan die Holzschneidekunst, die erst seit dem siebzehnten Jahrhundert in Aufnahme kam und deren Erzeugnisse in Europa stark überschätzt werden. Es ist eben das krampfhafte Suchen

nach originell Fremdartigem und vermeintlich Primitivem ein Zeichen unserer Zeit. Dessenungeachtet verstehe ich sehr wohl, wie man japanische Holzschnittblätter sammeln mag, da den besseren unter ihnen tatsächlich ein eigener Reiz innewohnt, etwas ungemein Zartes, Ätherisches. So naiv manche der Darstellungen erscheinen, sind sie im Grunde genommen von großem Raffinement, denn alles und jedes von ihnen enthält versteckte Anspielungen auf bestimmte Begriffe und Bräuche. Zur Würdigung dieser Blätter ist die Kenntnis ihres Begleittextes unerläßlich. Der Text ist meist ein kurzes Gedicht und ergänzt den Inhalt des Bildes, wie andererseits das Gedicht ohne Bild nicht zu verstehen ist, da es sich nur auf leise Hinweise beschränkt.

Von der Kunst wende ich mich zum Kunstgewerbe. Das Porzellan, welches früher fast ausschließlich für den Tafelgebrauch bestimmt war, erreichte nur selten die gediegene Schönheit chinesischer Keramik. In der Cloisonné-Technik hingegen wurde ebenso Treffliches geleistet wie in China. Die neuesten Erzeugnisse der Werkstätte von Namikawa in Tokyo tragen bis zu fünfzehn dünne Emailschichten übereinander, deren Drahtzellen jeweils vor Aufsetzung einer weiteren Schicht und vor der schließlichen Polierung beseitigt werden. Für meinen Geschmack ist diese Art des Emails zu glänzend. Noch glänzender und heller sind die in Nagoya für den amerikanischen Markt gefertigten Vasen.

Was mir vom japanischen Kunstgewerbe am meisten zusagt, sind die virtuos und hochkünstlerisch behandelten Lackwaren. Infolge der gesteigerten Löhne im Inlande und der vermehrten Nachfrage im Auslande verschlechterten sich auch diese, doch werden noch immer wahre Prachtstücke

geschaffen. Der Rotlack erreichte niemals die Qualität des chinesischen, dafür aber wurde der Goldlack zur höchsten Vollendung gebracht. Bei wertvolleren Stücken ist die Innenseite mit besonderer Sorgfalt gearbeitet. Bei Exemplaren aus dem siebzehnten Jahrhundert, der Blütezeit der Lackindustrie, ist die oft mit brillanten Darstellungen gezierte Innenfläche der Decke nach beiden Richtungen konkav gewölbt, um so die Zeichnung größer und perspektivischer wirken zu lassen. Lack und Bronzen sind die Spezialitäten der heimischen Kunstsammler, und es gehört ein eingehendes Studium dazu, die besten Qualitäten von minder guten unterscheiden zu lernen.

Außerordentlich viel wird für die Originalunterschrift berühmter Künstler gegeben, und ein Werk mit einer solchen wird nach Umständen sogar einem besseren, nicht signierten des dokumentarischen Charakters halber vorgezogen. Ebenso verhält es sich mit den Originalschachteln, in denen alte Bilder oder sonstige Kunstgegenstände verwahrt werden; auch diese werden als Dokumente betrachtet und sorgfältigst behandelt. Von Jahr zu Jahr wird es dem Ausländer schwerer, alte Kunstwerke zu erwerben, und ganz mit Recht hat die Regierung eine Inventarisierung sämtlicher in den Klöstern bewahrten Denkmäler und Kunstschätze angeordnet, die nun fast überall in eigenen kleinen Museen vereinigt sind. Wie der Besuch der staatlichen Sammlungen ein sehr reger ist, ist er es auch in diesen lokalen Museen, und wiederholt sah ich Studierende und Handwerker mit dem Abzeichnen der sie besonders interessierenden Stücke beschäftigt.

Ich habe bisher von einem Kunstzweige geschwiegen,

nämlich der Architektur. Daß diese nicht recht gedeihen konnte, liegt auf der Hand. Man war eben infolge des milden Klimas nicht auf den Steinbau angewiesen; außerdem war dieser wegen der häufigen Erdbeben nicht rätlich. Daß aber die Japaner nicht etwa aus technischen Rücksichten vor der Anwendung des Steinbaues zurückschreckten, beweisen zur Genüge die ungeheueren Granitblöcke der Umfassungsmauern des Schlosses von Osaka, die an der Vorderseite gleichmäßig geglättet sind. Offenbar mußten sie von weit her auf dem Seewege herangeholt werden. Der größte ist neun Meter lang und vier Meter hoch. Auch anderwärts trifft man ähnliche Quadern, so zu Nagoya. Das dortige Schloß war seinerzeit im Besitze der Daimiyos von Owari, einer Seitenlinie der Tokugawas. Seine Befestigungsanlagen bestehen aus mehreren von breiten Wassergräben umgebenen Verteidigungsabschnitten. Der im Jahre 1610 errichtete fünfstöckige Schloßturm ist der höchste des Landes. Er erhebt sich auf einer ungewöhnlich massiven Untermauerung von konkav ausladendem Profile. Der weißgetünchte Oberbau ist aus starken Balken gezimmert. Die geschweiften Dachgesimse der einzelnen Stockwerke sind in rhythmischer Anordnung mit Giebeln versehen. Als Akroterien des obersten Dachfirstes dienen zwei Delphine aus purem Golde im Gesamtwerte von 144 000 Mark. Die Innenräume sind dunkel, und nur dadurch, daß man einen oder den anderen Fensterladen öffnet, ist man imstande, die Treppe hinaufzufinden. Zwischen den Dachsparren bemerkte ich Kisten, welche die Figuren von Schutzgeistern enthalten. Zu unterst befindet sich im Turme eine tiefe Zisterne, der Goldene Brunnen benannt, von der die Sage

berichtet, daß in ihr Gold versenkt worden sei, um ihr Wasser zu klären, eine Sage, die im Schlosse zu Osaka sich wiederholt. — Die Palastgebäude seitlich des Turmes gleichen jenen des Nidscho-Schlosses. Wie alle japanischen Wohnräume, sind auch die ihren durch einen verborgenen Pfahlrost etwa einen Meter über den gewachsenen Boden erhöht, eine Anordnung, die im malaiisch-hinterindischen Hausbau gleichfalls gebräuchlich ist und bei der fehlenden Unterkellerung zur Trockenhaltung geboten erscheint. Sämtliche Gemächer sind von rechteckigem Grundrisse und derart eingerichtet, daß sie durch verschiebbare Wände, die Fusumas, nach Bedarf abgeteilt und verkleinert werden können. Um ihre Außenseite zieht sich ein schmaler Gang, durch vergitterte und mit Papier überklebte Schiebefenster vom Garten oder der Straße geschieden. Die Räume sind infolgedessen sehr luftig und im Sommer angenehm zu bewohnen, im Winter hingegen herrscht in ihnen eine empfindliche Kälte, der durch die im Boden eingelassenen viereckigen Kohlenbecken kaum abgeholfen wird. Die Ausstattung ist so einfach wie möglich: Ausgesparte flache Alkoven zur Aufnahme von Kakemonos, Blumenarrangements oder Räuchervasen bringen Abwechslung in den stets gleichförmigen Grundriß der bald kleineren, bald größeren Zimmer. Die vergoldeten Kupferbänder und Kappen an den Rahmen und Zwischenbalken der Fusumas, sowie ihre vertieften Handhaben sind mit gravierten und goldtauschierten Ornamenten geziert, über den Nietnägeln sogar mit Wappen aus Zellschmelz.

Sind die Schiebewände nicht bemalt, was in den Palästen nur selten der Fall ist, schmücken sie gemaserte Holz-

tafeln oder gemusterte Stoffe. Ober den Fusumas, gegen die flachen Plafonds zu, ist helle Papierbespannung verwendet, die durch aufgetragene Goldplättchen und einzelne Farbtöne belebt wird. Die Audienzsäle der Schlösser unterscheiden sich von den übrigen Räumen nur dadurch, daß ihr rückwärtiger Teil, der Yodan, der für den Schogun bestimmt war, den längeren Gedan oder vorderen Teil um eine Stufe überhöht. Neben dem Schogun stand während der Audienzen stets ein Page, der in der vorgestreckten Linken dessen Schwert hielt, außerdem befanden sich in dunklen Lauschkammern beiderseits des Yodan bewaffnete Wächter, die bereit waren, jederzeit im Falle eines Attentatsversuches aus ihrem Verstecke hervorzustürzen. Bei dem leicht erregbaren und rachsüchtigen Temperamente des Volkes und den aufs äußerste zugespitzten Ehrbegriffen der Ritterschaft war Vorsicht geboten, und nicht umsonst richteten selbst in Tokyo die dort weilenden Daimiyos ihre Häuser wie kleine Festungen ein und versahen sie mit starken Toren und Tortürmchen an der Außenumfassung. Auch war es allgemein gebräuchlich, das Schwert in einem Gestelle so neben das Bett bereit zu richten, daß es augenblicklich gezückt werden konnte.

Wie in den Palästen, findet man in einzelnen Klöstern, namentlich in jenen, die ein Mitglied der kaiserlichen Familie zum Abte hatten, einen für diesen bestimmten Yodan. Die Paläste haben kein Obergeschoß, weil nach den Geboten der Etikette es vermieden werden mußte, daß über den Häuptern von Standespersonen die Füße gewöhnlicher Sterblicher sich bewegten. Manche der Klöster, besonders der kleineren, sind gleich den Privathäusern zwei-

stöckig. Häuser mit mehr Stockwerken wurden erst in neuester Zeit errichtet. Die Dachschindeln sind jetzt in den Städten fast überall durch Ziegelbelag ersetzt worden. Bei den buddhistischen Tempeln sind die Dächer den chinesischen nachgebildet mit der Variation, daß die Ziegelreihen immer geradlinig verlaufen. Ganz anders sind die Dächer der schintoistischen Tempel. Ihr Gebälk wird durch quer über den First gelegte Stämme beschwert, und ihr Belag ist die in alter Zeit allgemein verwendete Baumrinde.

Als ausschließliche Holzarchitektur ist die japanische Baukunst ärmer an konstruktiven Elementen wie jene Chinas, und es fehlen so großartige Schöpfungen wie die Paläste und Grabtempel der chinesischen Kaiser. Dafür sind die japanischen Bauten gediegener, auch wird für ihre Erhaltung dauernd Sorge getragen. — Infolge ihrer gärtnerischen Umgebung, der herrlichen Vegetation und der hügeligen Gestaltung des Landes wirken die japanischen Paläste und Tempel nie monoton. Abweichungen vom Schema sind häufiger wie in China. Die Hauptgebäude einer buddhistischen Tempelniederlassung, der Hondo oder eigentliche Tempel und der Soschi-do, die Halle des Tempelgründers, stehen gewöhnlich nebeneinander, zwischen dem Hondo und einem ihm vorgelagerten Torbau, dem Sammon, der Pauken- und Glockenturm. Die übrigen Gebäude wie die drehbaren Bibliotheken, die Brunnen für die religiösen Waschungen, die Ex-Votohallen, Remisen und Wirtschaftsräume sind so gelegt, wie sie dem verfügbaren Gelände am besten sich anpassen, die Wohnräume der Mönche auf der dem Hauptzugange entgegengesetzten Seite. Die schintoistischen Anlagen sind regelmäßiger. Hinter dem

Nikko: Mausoleum des Yeyas. 1. Hof. Links das On Tschosuya mit dem Wasserbecken, daneben das Kyozo, in welchem eine drehbare Bibliothek, davor ein Torii, rechts hievon der Trommelturm (Seite 428)

Nikko: Das Sundschinko, eines der Magazine der Tempel. Die Elephanten unter dem Giebel nach dem Entwurfe Kano Tangus von Hidari Dschingoro um 1620—30 geschnitzt. (Seite 429)

Torii folgen zwei bis drei Umzäunungen, die Ita-gakis. Innerhalb dieser befindet sich das Haiden, die Gebetshalle, und hinter diesem das Honden oder Allerheiligste. Bei den buddhistisch beeinflußten Ryobu-Schinto-Bauten, z. B. den Gedenktempeln der Schogune, ist das Haiden in der Regel durch einen schmalen Gang, das Ainoma, mit dem Honden verbunden. Eigentümlich ist die Art und Weise, wie im mittleren Japan die als Blockhäuser errichteten Vorratsräume der schintoistischen Tempel vor den Witterungseinflüssen bewahrt werden. Man sucht nämlich diese dadurch auszugleichen, daß man die Balken mit den Kanten aufeinandersetzt, so daß bei Trockenheit die Luft hindurch kann, bei feuchter Witterung aber die Balken anquellen und die vorhandenen Lücken hermetisch verschließen.

Siebenunddreißigstes Kapitel

Buddhismus und Schintoismus, Grabstätten und Gedächtnistempel

Die überwiegende Mehrzahl des japanischen Volkes bekennt sich zum Buddhismus, der im Jahre 552 über Korea nach Japan gelangte. Seiner Einführung widersetzten sich die Vorfahren der Fudschiwaras aus dem Priestergeschlecht der Nakatomi, sie unterlagen jedoch ihren Gegnern vom Geschlechte der Soga, welche 593 den Kaiser ermordeten und der dem Buddhismus ergebenen Kaiserin Suiko zum Throne verhalfen.

Die tätigsten Apostel des neuen Glaubens waren Mönche der Zen-Sekte, die im 15. Jahrhundert nochmal bedeutenden Einfluß gewann und in bilderfeindlichem Sinn sich betätigte. Die Zen-Sekte — Zen ist das chinesische Wort für Dhyani oder Meditation — predigte, daß das Heil nicht durch Askese, sondern durch strenge Selbstzucht und Beherrschung der Leidenschaften zu erringen sei. Ihre Alumnen und Priester wandern von Kloster zu Kloster, um an Diskussionen über religiöse Fragen teilzunehmen. Bei jenen im quadratischen Hondo des Myoschimiklosters zu Kyoto sitzt der Abt auf dem Hochaltar neben dem Buddhabilde, um die Verhandlung zu leiten und Fragen zu beantworten. Gewisse Diskussionen müssen ihm vorher angezeigt werden, da er, wenn er die an ihn gerichteten Fragen nicht zu beantworten versteht oder im Wortkampf unterliegt, auf Entscheidung des Kapitels seiner Würden zu Gunsten des Sie-

gers zu entsagen hat. Bleibt aber der Abt siegreich, wird der vorwitzige Fragesteller mit Bambushieben bestraft.

Gleichzeitig mit der Zensekte kam die Tendaisekte nach Japan, die sich nach den chinesischen Tien-Tai-Bergen benannte. Ein schwärmerischer Zug der Gottesverehrung ist dieser Sekte zu eigen, deren Mönche im Gegensatz zu der strengeren Zen-Lehre verkünden, daß die Liebe zu Gott und die Versenkung in ihn zur Erreichung der Seligkeit genüge. Als oberster Gott wird Vairotschana verehrt, Schakyamuni als seine Manifestation.

Aus der Tendai-Sekte ging im 12. Jahrhundert die Yodosekte hervor, welche den Kult Amidas und seiner Emanation Kwannon in den Vordergrund rückte und eine ausgebildete Gnadenlehre entwickelte. Um den Weg zum Yodo, dem „reinen Lande", dem Himmel des Amida zu finden, lehren die Mönche, sei es nötig, den Namen der Gottheit in Gedanken wie Worten fortgesetzt zu verehren.

Einen Zweig der Yodosekte bildet die Montosekte, welche sich später infolge politischer Differenzen in jene der östlichen und der westlichen Hongwandschi gabelte, deren Stammklöster sich in Kyoto befinden.

Die Montosekte verzichtete auf alle Gebetsformeln, indem sie erklärte, der feste Glaube an Amida genüge zur Erreichung der Seligkeit. Um diese Lehre zu veranschaulichen und darzutun, daß Gott in seiner unermeßlichen Gnade einen jeden zu sich aufnähme, der da guten Glaubens zu ihm käme, ist Amida in den Montotempeln in vorgebeugter Haltung dargestellt mit weit ausgebreiteten Armen, ebenso in den prachtvoll ausgestatteten Hongwandschitempeln. In diesen ersetzen die Porträts der

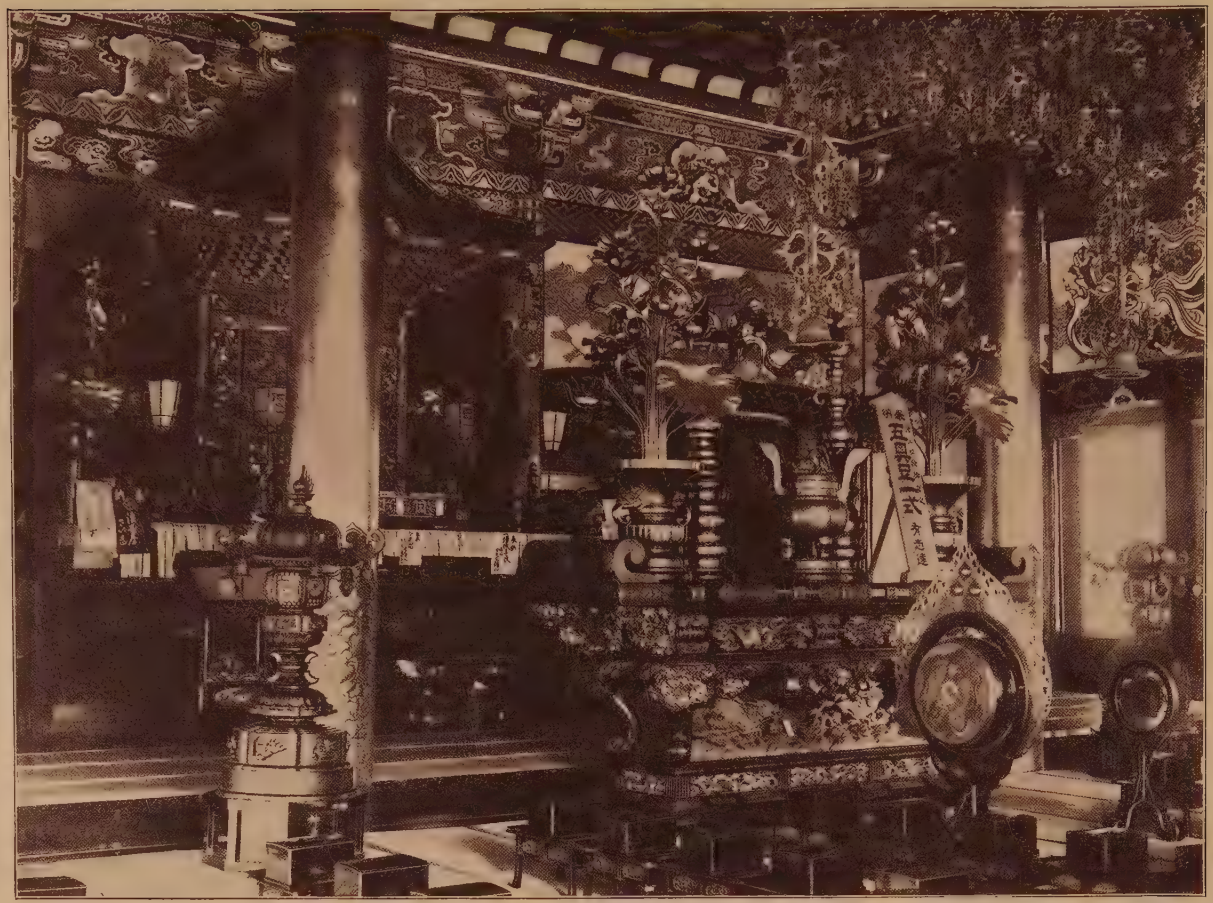
Äbte die sonst üblichen religiösen Bilder. Die Äbte werden aus den Nachkommen des Ordensstifters entnommen, eines kaiserlichen Prinzen, welcher das Gebot des Zölibates aus der Ordensregel beseitigt hatte.

Als ich in Kyoto weilte, wurde im dortigen Nischi- oder westlichen Hongwandschikloster ein neuer Abt investiert und zu Ehren dieses Ereignisses ein Nospiel veranstaltet, zu welchem, wie zu dem nachfolgenden Mahle, alle diejenigen geladen waren, welche an einer Subskription zugunsten des Klosters sich beteiligt hatten. Ich bemerkte darunter viele Angehörige der höheren Stände, die im allgemeinen in religiöser Beziehung ziemlich indifferent sind.

Die schönen Brokatgewänder der Mönche ließen das Fest äußerst farbenprächtig erscheinen. Sämtliche Tempelvorsteher der Sekte waren aus ganz Japan zusammengekommen. Einer von ihnen, ein junger Mann aus gräflichem Geschlecht, der durch seine ungewöhnliche Bildung mir auffiel, führte mich in bereitwilligster Weise.

Kaum reicher ausgestattet wie der Nischi- ist der Higaschi- oder östliche Hongwandschitempel. Er wurde vor acht Jahren nach einem Brande neu errichtet, nachdem durch öffentliche Sammlungen das hiezu nötige Geld im Betrage von mehr als einer Million Jen beschafft worden war. Obwohl seitdem noch etliche Millionen durch Stiftungen dem Kloster zuflossen, soll infolge schlechter Wirtschaft dessen Verschuldung eine bedrohliche sein.

Die im neunten Jahrhundert von Kobo-Daischi gegründete Schingonsekte — die Sekte des „wahren Wortes“ — neigte ausgesprochen zur Mystik und umgab Vairotschana mit Gestalten des indischen Pantheons und altjapanischen



Ikegami bei Tokyo: Hommodschi-Tempel, Suschi-do, Halle des Gründers mit einem Schreine des 1282 gestorbenen Sekten-Stifters Nitschiren (Seite 433)

Göttern. Von der Schingonsekte trennte sich im 13. Jahrhundert jene des Reformators Nitschiren, welche gleichfalls mehrere Spaltungen erlitt. Nitschiren war ein höchst unduldsamer Heiliger, der unter Verwerfung der älteren Schriften die seinigen für die allein richtigen erklärte und seine Gegner so heftig angriff, daß er schließlich vom Schogun zum Tode verurteilt wurde. Schon schwebte das Schwert des Henkers über seinem Haupte, so berichtet die Legende, als es wundersamerweise in Stücke zerbrach. Schlimmer erging es einem gleichzeitigen Zeloten der Yodosekte, dessen Lebensgeschichte auf einem Gemälde des Kurodaniklosters in Kyoto zu sehen ist, aus dem wir entnehmen, daß an ihm das Schwert nicht versagte, als er zur Strafe dafür enthauptet werden sollte, daß er die Favoritinnen eines Kaisers überredet hatte, ihre Haare scheren zu lassen und Nonnen zu werden.

Ich kam in Horino-Udschi bei Tokyo gerade zur Zeit des Gottesdienstes in den dortigen Nitschirentempel, hinter dem eine steinerne Stupa die Asche des Heiligen enthält. Der Oberpriester, in einem Ornate mit Levitenquasten, saß auf einem erhöhten Sitze und schlug ein in einem Gestelle schwebendes Klangerz, dessen Schall von dem großen Bechergonge übertönt wurde, den ein anderer Priester bearbeitete, indes die übrigen die Worte wiederholten: „O Schrift des Lotos des wundervollen Gesetzes.“ Von den Laienangehörigen der Nitschirensekte pilgern viele von Heiligtum zu Heiligtum, indem sie die besagten Worte sprechen und auf einen Gong von der Form eines Handspiegels klopfen, um Almosen zu erlangen.

Daß alle Mönche der Fleischkost sich enthalten, scheint

mir sicher, ob auch der Fischkost, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls kenne ich ein Bild, das in humorvoller Weise schildert, wie eine Gemeinde betend am Boden kniet, um sich der lockenden Vision eines Fisches zu entziehen, die sie in Versuchung führt. In manchen Klöstern ist die Nahrungsaufnahme nur während der Nachtstunden gestattet. Fälle von asketischer Selbstpeinigung sind selten, am häufigsten sollen sie in Narita sein, wo fastende Büßer sich im Winter tagelang unter einen kleinen Wasserfall stellen. Etwas Ähnliches kann man übrigens auch bei Tokyo gewahren, und zwar in dem Fudotempel von Meguro, der, irre ich nicht, eine Filiale des Tempels von Narita ist. Hier sind es nicht bloß Büßer, sondern auch Nervenleidende und Geisteskranke, die auf diese Weise sowohl ihre Sünden abzuwaschen trachten als auch Genesung zu erringen hoffen. Eine besonders auffällige Erscheinung sind die Komoso benannten Bettelmönche, die durch bienenkorbartige Strohhüte sich unkenntlich machen, durch die Töne ihrer Schalmeien die Aufmerksamkeit auf sich lenken und schweigend die ihnen gereichten Gaben in Empfang nehmen.

Im allgemeinen geht es den buddhistischen Priestern nicht schlecht, trotz der gelegentlich der Reformakte erfolgten Säkularisation ihrer Besitzungen. Vor jedem Tempel stehen große Opferstöcke, die wie Futtertröge aussehen, und in vielen wird Eintrittsgeld für Besichtigung der Innenräume und Schätze erhoben. Außerdem blüht ein lebhafter Handel mit Amuletten, Plaketten mit Götterbildern, hölzernen Miniaturaltärchen, ja sogar mit Reiskörnern, in deren Kern winzige Figürchen geschnitzt sind.

Früher entspannen sich oft grimmige Fehden zwischen

den einzelnen Sekten und fanden in erbitterten Kämpfen den Austrag, an denen sich Soldaten wie Mönche der verfeindeten Klöster beteiligten. Nunmehr finden höchstens Disputationen von Vertretern der verschiedenen Richtungen statt und auch diese sehr selten: Der gemeinsame Feind, das Christentum, hat alle zu festerem Zusammenschlusse genötigt.

Weitaus die meiste Verehrung von sämtlichen Göttern wird dem Amida gezollt, den die Hongwandschi-Sekte sogar als einzige Gottheit und Urquell aller Buddhas bezeichnet. Sie kennt drei Formen oder Grade ein und desselben Amidas mit je drei Untergraden, also im ganzen neun, und die neunte Form ist es, die man in ihren Tempeln gewahrt. Die gebräuchlichste der sonstigen Darstellungen Amidas ist die sitzende mit eingebogenen und zusammengehaltenen Daumen, was besagen soll, daß, wenn Amida auch nur die Daumen öffne, dies genüge, um eine Seele zum Himmel emporzuheben. Abbildungen des „westlichen Paradieses" erscheinen häufig auf Gemälden und gestickten Gobelins. In der Regel ist dann Amida von den fünfundzwanzig Manuschi-Buddhas der letzten fünf Kalpas umgeben. Diesen Gemälden ähnlich sind die gleichfalls mit paradiesischen Szenen ausgeschmückten Darstellungen des Dainitschi (alias: Vairotschana) im Kreise von sechsunddreißig Botsatsus (id est: Bodhisattwas). Musizierende Engel, die Tennin (sanskrit.: Asparas), weibliche Wesen mit dem Gefieder und Stoße eines Fasanes, treten im Gefolge beider Gottheiten auf und füllen die paradiesischen Gefilde. Ihr Kammschmuck ist in den eigentümlichen Metallzieraten

nachgebildet, die, mit Seidenbändern durchflochten, an den Tempelwänden befestigt sind.

Weniger häufig wie die Abbildungen Amidas sind jene Schakas (Schakyamunis). Die gebräuchlichste malerische Darstellung Schakas ist die seines Todes. Diese Nehan-no-zo benannten Gemälde sind oft von großen Ausmaßen, und alle offenbar nach dem gleichen Vorbilde kopiert. Oben im Himmel gruppieren sich sämtliche Götter, und unten auf der Erde, um den sterbenden Buddha, dessen Schüler, von denen Ananda, vom Schmerz überwältigt, händeringend am Boden liegt. Sämtliche Tiere — Vierfüßler, Vögel, Reptilien und sogar Insekten — sammeln sich, den Hingang des Erleuchteten zu betrauern, einzig die Katze fehlt. Warum sie fehlt, tat mir ein altes Relief kund, das vor dem Mausoleum des Schoguns Hildetada im Schibaparke sich an einem Granitblocke befindet. Dort wiederholt sich die gleiche Darstellung, doch sieht man, wie die Götter eine Ratte vom Himmel herabsenden, welche einen Baum hinabklettert, um dem Todkranken eine heilkräftige Medizin in einem Töpfchen zu bringen. Der Ratte aber lauert eine Katze auf, sie zu verschlingen, und veranlaßt hiedurch das Hinscheiden Buddhas. Eine ähnliche Versammlung von Göttern, Halbgöttern und Tieren findet sich auf dem mir bekannten Felsenrelief von Mahabalipur bei Madras, das die Buße Ardschunas zum Gegenstand hat. Auch hier kommt die Katze schlecht weg. Sie ist an einen Felsen gefesselt, weil sie freventlich aus Krischnas Milchtopfe naschte, und wird von den sie umtanzenden Ratten verhöhnt.

Die sechzehn Arhats oder, wie sie in Japan heißen, „Rakan“, trifft man in den Tempeln nur selten, dafür sah ich

Kyoto: San-dsch u-san-gen-do, Tempel der 33333 Bilder der Kwannon. Die 500 Kwannon-Statuen zur Linken des Mittelbildes (Seite 437)

in einem Tempel zu Osaka sämtliche fünfhundert Buddhaschüler vereinigt. Sie waren aus Anlaß der Industrie-Ausstellung auf drei Segelschiffen dahin überführt worden, um durch ihre Vorzeigung Einnahmen zu erzielen. Weitaus am häufigsten von allen Buddhajüngern sieht man Binzuru, der ursprünglich zu den Rakans zählte, dann aber wegen begangener Ungehörigkeiten aus ihrem Kreise verstoßen wurde und deshalb stets außerhalb der Tempel oder in ihren Vorhallen untergebracht ist. Er sitzt dort auf einem Stuhle und ist an seinem roten Mantel, sowie einem Barette erkenntlich. Die meisten Binzurufiguren haben ganz abgeriebene Gesichter, da die Augenkranken mit den Fingern daran reiben und hernach ihre eigenen Augen betasten, um Heilung zu erlangen. Auch andere Leiden soll Binzuru kurieren, der zum populärsten der Heiligen wurde, obgleich er in ihrem Kreise die Rolle der komischen Figur spielt. „O erlöst mich, ihr Frommen, denn ich bin nicht gesonnen, Japan zu verlassen!“ so stand auf japanisch an einer Binzurufigur geschrieben, die offenbar verpfändet in der Auslage eines Kuriositätenhändlers in Kyoto zu sehen war und auf die ich durch das Gelächter der Vorübergehenden aufmerksam wurde. — Nächst Amida wird Kwannon am meisten verehrt und erscheint wie in China bald in männlicher, bald in weiblicher Gestalt. In männlicher z. B. im San-dschu-san-gen-do zu Kyoto. Dieser Tempel der 33 333 Bilder des elfhäuptigen tausendarmigen Gottes enthält in Wirklichkeit nur tausend Statuen, während die Zahl 33 333 durch Mitzählung sämtlicher Attribute zustande kommen soll. Die Hauptfigur ist von achtundzwanzig Anhängern, den Boschu, umgeben, die auch als Manifestationen der

Gottheit gelten, der in Nikko dreiunddreißig Inkarnationen zugeschrieben werden. Diese Zahl entspricht den ihr besonders geweihten dreiunddreißig heiligen Stätten, deren Nachbildungen, in kleinen Kapellen vereinigt, ich auf den Gründen des Tennodschitempels zu Osaka antraf, wo sie einen Hauptanziehungspunkt für die Pilger bildeten, die dort in vielleicht zwanzig Minuten eine Wallfahrt vollbringen konnten, welche sonst Monate beansprucht hätte. Die einzelnen Pilgergesellschaften drängten sich unter der Führung ihrer Priester von Altar zu Altar, warfen Scheidemünzen als Opfergaben auf den Boden und intonierten ab und zu einen Choral. Die Leute waren in weiße Gewänder gekleidet, trugen breitkrämpige Strohhüte und hatten ihr Gepäck auf dem Rücken in ein Bündel geschnürt. Viele derselben stützten sich auf lange Stäbe mit eisernen Rasseln, von der Art, wie die indischen Asketen sie führen, um durch das verursachte Geräusch die auf dem Wege befindlichen Insekten zu verscheuchen und vor dem Zertretenwerden zu bewahren.

Das ganze Getriebe war sehr anziehend, und die verschiedenfarbigen Talare der Priester erhöhten die malerische Wirkung. Gegenüber in einer geöffneten Halle des Tempels, neben der drehbaren, oktogonalen Bibliothek, predigte vor einer Amidastatue einer der dortigen Bonzen, der sich in den Pausen mit Tee erfrischte. Unweit hievon wurde auf einer steinernen Plattform, die in einen Weiher hineingebaut ist, eine theatralische Vorführung gegeben, bei der eine Schar gerüsteter Krieger auf der Bühne erschien. Wenige Schritte entfernt stand in der Erde vertieft eine im Gusse fertiggestellte, etwa acht Meter hohe Tempelglocke, die

noch der Polierung ermangelte und die von Tausenden von Neugierigen täglich bewundert wurde.

Der bedeutendste Kwannontempel in Tokyo ist jener von Asáksa, der Mittelpunkt eines ständigen Jahrmarktes mit vielen Schaubuden, in welchen neben höchst weltlichen Vorführungen auch das Mirakelstück „der gnadenreichen Göttin" gegeben wird.

Zum Schlusse meiner Ausführungen über Kwannon und ihren Kult führe ich noch an, daß jene Statuetten aus weißem Porzellan, die Muttergottesbildern so ähnlich sehen und bei uns gemeinhin in den Sammlungen als Kwannonbilder betrachtet werden, tatsächlich keine solchen sind, sondern richtige Muttergottesbilder, die von japanischen Christen im 17. und 18. Jahrhundert hergestellt wurden.

In den Pagodentürmen ist Kwannon häufig mit Amida, Dainitschi Nyorai und Yakuschi vereint. Yakuschi, der „heilende" Buddha, der indische Bâischajya-gurû, trägt auf der flachen Hand ein Töpfchen mit Balsam. Er ist mit Vairotschana (japanisch: Roschana) identisch und erscheint als solcher von den Botsatsus der Sonne und des Mondes umgeben in dem Bronzekoloß des Daibutsudo zu Nara.

Besonders häufig begegnet uns die Priestergestalt des Dschizo (Khsitigarbha). In der Rechten hält er eine geflammte Kugel, das leuchtende Juwel der unerlöschlichen Lehre, in der Linken einen Rasselstab, der eine Ähnlichkeit mit dem Caduceus des Hermes besitzt. Wie die Standbilder des Hermes an den größeren Straßen aufgestellt werden, werden es auch jene des Dschizo, der, wie Hermes, als Beschützer der Reisenden und Führer der Seelen gilt. In seinem unendlichen Erbarmen mit dem Menschengeschlechte

steigt Dschizo in die Unterwelt nieder, um die Strafen der Verdammten zu mildern und die Seelen der Kinder zu befreien, denen er die schwere Aufgabe abnimmt, am Ufer des Höllenstromes Sai-no-kawara Steine zusammenzutragen. Um ihn an diese Hilfstätigkeit zu erinnern, werden Steine vor seine Standbilder gelegt. Aber Dschizo ist nicht bloß der Patron der verstorbenen, sondern auch der lebenden, ja sogar der noch ungeborenen Kinder. Es beten daher schwangere Frauen zu ihm und es winden die Mütter erkrankter Kinder deren Kleidungsstücke um seine Statuen. Stirbt eine Frau im Kindbett, also in einem vermeintlichen Zustande der Unreinheit, wird ihre Erlösung aus dem Blutpfuhle durch ein reinigendes Wasseropfer zu erreichen versucht, indem man, wie ich am Ufer des Daya-gawa bei Nikko beobachten konnte, ein mit dem Namen der Verstorbenen versehenes Tuch an Pflöcken dicht über dem Wasserspiegel befestigt. Ist es tausendmal von dem aufspritzenden Wasser benetzt, gilt nach der Lehre der Nitschirensekte die Reinigung als vollzogen.

Wie in katholischen Ländern, mahnen in Japan Inschriftsteine die Wanderer, im Gebete der armen Seelen zu gedenken. Der volkstümliche Glaube kennt drei Arten von Höllenstrafen: das Feuer, den Hungerzustand und die Verwandlung in Tiergestalten. Sie werden nicht als ewigwährend gedacht, sondern nur als zeitlich begrenzt.

Eine höchst eigenartige Göttergestalt, der man in Japan öfters begegnet, ist die Kidschi Bodschin (Harîti), die der Legende nach in ihrer Vorexistenz sich bemüht haben soll, alle Kinder in Radschagriha, dem Hauptsitze des Buddhismus in Indien, zu vertilgen. Bei ihrer Wiedergeburt sei sie

zur Strafe hiefür dazu verdammt worden, hundert Kinder zu gebären und Tag für Tag (gleich Chronos-Saturn) eines von ihnen zu verspeisen. Von Reue erfaßt, habe sie dann in einem Kloster Buße getan und Heiligkeit erlangt. Sie wird als Schutzpatronin der lebenden wie verstorbenen Kinder verehrt und mit einem Kinde auf dem Arme, sowie mit einem Granatapfel dargestellt, den ihr Buddha übergeben haben soll, um sie vom Genusse des Menschenfleisches zu entwöhnen. Der erste Teil der Legende hat einen historischen Hintergrund, insofern er die Verfolgungen andeutet, denen in alter Zeit die Buddhisten seitens ihrer schiwaitischen Gegner ausgesetzt waren, der zweite Teil aber beruht auf einer falschen Deutung. Der Granatapfel ist nämlich wegen seines Reichtums an Kernen bei vielen Völkern das Symbol der Fruchtbarkeit. Die acht Göttinnen, die in Gesellschaft der Kidschi Bodschin erscheinen, dünken mir mit den Begleiterinnen der chinesischen Sung-tsi-Niang-Niang identisch zu sein. Eine derselben hat allerdings ein sehr grimmiges Aussehen und ist unter dem Namen Schozuka-no-baba als Vorsteherin der Kinderhölle bekannt. Vor einer kleinen Kapelle der Kidschi Bodschin in der Nähe von Tokyo werden Gerten verkauft, an denen aus Grasblüten gefertigte Eulen baumeln. Man steckt sie über die Betten der Kinder, um ihnen zu einem ruhigen Schlaf zu verhelfen.

Von den Göttern zweiten Ranges, den Mio-o (Mahadewa), die aus dem Schiwakultus übernommen wurden, ist wohl der angesehenste der in einem Flammennimbus sitzende Fudo (Atschala, der „Unerschütterliche"), welcher in der einen Hand ein Schwert und in der anderen eine Schlinge hält. Oft vertritt das Schwert allein die Stelle des

Gottes, es ist von gerader altertümlicher Form und von einem Drachen umschlungen.

Die bisher erwähnten Gottheiten haben ihre eigenen Tempel oder Kapellen, nicht so die Schi-tenno, die „Himmelskönige", welche als Wächter die Gräber geheiligter Personen umgeben oder als Torhüter Verwendung finden. Die eigentliche Rolle der Torhüter aber fällt dem Blitz- und Donnergott zu und den Nios, den „beiden Königen", Bonten (Brahma) und Taischaku (Indra). Diese Nios stehen in der Regel vor dem vordersten Tore der Tempel, und da sie gewöhnlich von gewaltiger Größe sind, meint das niedere Volk, daß sie auch gewaltige Fußgänger sein müßten. Es opfert daher ihren Bildern große Strohsandalen, um hiedurch Rüstigkeit im Gehen zu erlangen. Auch werden die Niofiguren mit gekauten Papierkügelchen bespuckt; bleiben diese an ihnen hängen, betrachtet man es als ein bejahendes Zeichen für die Erfüllung gehegter Wünsche.

Noch bequemer kann das Schicksal dadurch erforscht werden, daß man aus einem Köcher ein mit einem Orakelspruche beschriebenes Losstäbchen zieht. Als mir mein Dolmetsch diesen in vielen Tempeln üblichen Gebrauch erläuterte, frug ich ihn im Scherze, ob er nicht auch ein solches Losstäbchen ziehen wolle. Er schüttelte den Kopf und erwiderte: Er glaube zwar nicht an die Richtigkeit dieser Orakel, wolle sich aber dessenungeachtet durch irgendeinen Orakelspruch in seinem Handeln nicht unwillkürlich beeinflussen lassen, eine Antwort, die mir durchaus berechtigt erschien.

Wie in China, wird in Japan von den buddhistischen Heiligen dem Daruma (Dharmatala) am meisten Verehrung ge-

zollt, was nicht hindert, daß die spottlustigen Japaner seine Mißgestalt mit den verkrüppelten Beinen dazu ausnützen, um aus ihr ein Kinderspielzeug nach der Art unserer „Stehaufs" zu formen. Derartige Spielzeuge werden sogar vor dem Tempel von Awasaki bei Omori verkauft, zu welchem viele Leute pilgern, um neben dem Beistand Buddhas auch jenen Darumas zu erflehen. Außer diesen „Stehaufs" sah ich in den dortigen Verkaufsbuden auch kleine Darumafiguren aus Pappendeckel, die gemeinsam mit einem winzigen Hühnerkäfig, tanzenden Strohpuppen und einem Wimpel an Gerten hängen, welche die Pilger als Geschenke mit nach Hause bringen. Der Wimpel ist mit den Worten „Heilung und Gesundheit" bedruckt, und die übrigen Anhängsel sollen Weisheit, häusliches Glück und Frohsinn bedeuten.

Manche der in den Vorräumen der Tempel oder in eigenen Hallen verwahrten Votivbilder erinnern in der Naivität ihrer Malerei wie ihres Textes an unsere ländlichen Marterln. Besonders amüsierte mich eines, welches zum Danke dafür gestiftet war, daß es endlich gelungen sei, dem kleinen Jungen den Kopf zu rasieren. Andere Bilder veranschaulichen historische Ereignisse von den Kämpfen mit den Ainos bis zum Chinakriege herab, und wieder andere Szenen aus Dichtung wie Sage, insbesondere aus dem chinesischen Roman der drei Königreiche. Häufig haben ganze Gilden, wie zum Beispiel die Feuerwehren oder auch die Geïshas, eines oder des anderen Teehauses die Exvotohallen mit ihren Bildern bereichert. Mitunter sind die Gewänder der dargestellten Personen, namentlich der Geïshas, aus wirklichen Stoffen appliziert, und regelmäßig jene der sechs-

unddreißig berühmten Dichter und Dichterinnen der Vergangenheit, deren Bilder man besonders in den Vorhallen der Ryobu-Schinto-Tempel gewahrt.

Der Ryobu-Schintokultus, eine Verquickung des Buddhismus und des Schintoismus, soll Kobo Daishi, dem Begründer der Schingonsekte, seine Entstehung verdanken. Die Vereinigung beider Religionen vollzog sich ohne Schwierigkeit, indem die Buddhisten einfach die schintoistischen Götter für Inkarnationen Buddhas erklärten. In analoger Weise wurden später die Schogune nach ihrem Hinscheiden unter posthumen Namen vergöttert. Beispielsweise erhielt ein aus dem nördlichen Japan stammender Schogun den posthumen Beinamen eines „Erleuchteten des Nordens". Die Restauration des Kaisers, die mit einer Reaktion gegen den von den Tokugawa-Schogunen begünstigten Buddhismus Hand in Hand ging, brachte es mit sich, daß der Ryobu-Schintokultus zugunsten des altjapanischen Schintoglaubens wieder verdrängt wurde. Schinto heißt der Götterweg, und man kann dem Schintoismus den Namen einer Religion kaum zubilligen, da er sowohl einer Dogmatik ermangelt wie einer kodifizierten Morallehre. Seine heiligen Bücher behandeln fast ausschließlich theogonische Mythen, die zuweilen von urwüchsiger Trivialität sind, und erwähnen gelegentlich die Entstehung der einen oder anderen Sitte. Ausgebildet ist einzig das Rituell, welches zum Teil vom Buddhistischen entlehnt wurde. Ebenso wurden einige Götter vom Taoismus und Buddhismus geborgt, die übrigen aber sind national japanisch und, wie ihre Namen besagen, vergöttlichte Kräfte und Erscheinungen der Natur. Der Sonnenkult steht im Vordergrunde,

und wie die Sonnengöttin Amateras als Ahnfrau des kaiserlichen Hauses gilt, gelten andere Götter als die Ahnherren bedeutender Geschlechter, so als derjenige der Fudschiwaras Ama-no-koyane, dem der Kasugatempel in Nara geweiht ist. Jedes japanische Haus birgt aus Loyalität einen kleinen Altar der Amateras oder richtiger eine Konsole, auf der wie vor den gleichgestalteten Ahnenaltären Reis- und Sakeopfer aufgestellt werden. Götterbilder sind im Prinzip den Schintotempeln fremd. Der Gebetsraum, das Haiden, ist völlig leer und ebenso das Honden, der eigentliche Tempel, in dessen Vorraum Goheïs stehen, kunstvoll gefaltete und an einem Ständer befestigte Papierstreifen. Im Innern des Honden, das gewöhnlich verschlossen ist, befindet sich weiter nichts als ein runder Spiegel, das Symbol der Sonne. Nach der Meinung eines englischen Gelehrten sind die Goheïs als Ersatz für die früher üblichen Opfer an Bekleidungsstoffen zu betrachten, japanische Gelehrte aber erblicken in ihnen ihrer weißen Farbe wegen ein Symbol der göttlichen Reinheit. Die Goheïs scheinen von den Ainos übernommen zu sein, desgleichen die Strohwische, die am Eingange der Tempel und vor den Schreinen der lokalen Gottheiten herabhängen und als Besen zum Abkehren sündhafter Gedanken gedeutet werden. Die Torii, jene jochartigen Torbögen vor den Eingängen der Schintotempel, sollen einer weit verbreiteten Ansicht nach ursprünglich die Bestimmung gehabt haben, den Vögeln des Waldes zum Sitze zu dienen, sind aber, wie ich bereits darlegte, nur verkümmerte Nachbildungen altindischer Tore.

Der unverfälschteste Schintotempel, den ich sah, war jener von Atsuta bei Nagoya, der, im Jahre 686 gegründet,

1893 nach dem Vorbilde des berühmteren von Ise von Grund aus erneuert wurde. Die in ihm verehrten Gottheiten sind Amateras und Yamato Dake, der das östliche Japan den Ainos entriß und von dem die Sage erzählt, daß er gleich dem nordischen Thor in weiblicher Verkleidung den feindlichen Fürsten erschlug. — Da im Tempel das Reichsschwert verwahrt wird, angeblich jenes Yamato Dakes, gehört er zu den Reichsheiligtümern. Sein Park mit den uralten Kampferbäumen und den blühenden Kamelien war für den Besuch gesperrt, weil gerade ein Feiertag war. Nichtsdestoweniger ließ man mich ein. Unter dem Tore der innersten Umzäunung empfing mich der Oberpriester, der mit einem Schöpflöffel Wasser aus einem Holzscheffel entnahm, mir es zur Reinigung über die Hände goß und mir dann ein Handtuch reichte. Nachdem dies geschehen, führte er mich auf einem mit Matten belegten Wege zum Innentore, durch welches ich das Honden erblicken konnte. Er gab mir nun einen Sakakizweig, den ich in einen bereitstehenden Ständer steckte, eine Aufmerksamkeit, die dem Andenken der verstorbenen Kaiser gilt und dem bei uns üblichen Niederlegen von Kränzen entspricht.

Das charakteristische Kennzeichen der Schintopriester sind deren eigentümlichen Kopfbedeckungen aus schwarzer Gaze, die früher auch von den Edelleuten getragen wurden und ähnlich noch heutzutage in Korea in Mode sind. Die Priester sind nicht zum Zölibate verpflichtet, ebensowenig die Tempeljungfrauen, die Mikko, „kaiserliche Kinder", genannt werden.

Bei meinem Aufenthalte in Nikko hatte ich im Gedächtnistempel des Yeyas die Gelegenheit, einem schintoistischen

Gottesdienste beizuwohnen. Wir setzten uns auf den Boden des Haiden. Links saßen an dessen Seitenwand drei in blaue, langärmelige Seidengewänder gehüllte Priester mit Flöte, Klarinette und dem chinesischen Sang, rechts ein grüngekleideter Priester mit einer Pauke. Die Musik bestand aus lauter einzelnen Tönen in nie sich auflösenden Dissonanzen. Nach Beendigung des musikalischen Vorspiels erschienen drei weißgekleidete Priester. Sie trugen in den gefalteten Händen längliche Holztäfelchen, genau wie die Mandaringestalten vor den Gräbern der Mingkaiser, Täfelchen, die zur Niederschrift der Befehle der Obrigkeit, hier der Gottheit, bestimmt sind. Die drei Priester schritten durch das Ainoma, den Verbindungsgang zum Honden, schoben die Türe zu dessen Vorraum zurück und legten sich, Ko-tau erweisend, vor den auf der Opferbank befindlichen Goheïs zu Boden. Inzwischen hatte sich das ganze Ainoma mit Priestern gefüllt, die gleich den Musikern sich am Ko-tau beteiligten. Nun wurden durch eine Seitentüre erst schwarze und dann rote Lacktischchen mit Opfergaben hereingebracht, sowie ein mit künstlichen Blumen gezierter metallener Schöpflöffel. Die Opfergaben bestanden aus zwei mit Sake gefüllten Metallflakons und einer Anzahl von Lackschüsseln und Porzellannäpfen, die mit gekochtem Reis, Fischen, getrockneten Pilzen, Kuchen und Früchten gefüllt waren. Sie wanderten von Hand zu Hand die Stufen zum Haiden hinauf, wo sie die Assistenten des amtierenden Priesters auf der Opferbank verteilten. Alle mit der Darbringung der Opfer Beschäftigten hatten, um die Speisen durch ihren Atem nicht zu verunreinigen, sich weiße Tücher vor den Mund gebunden, die sie erst abnahmen, als die

Verteilung zu Ende war und der Oberpriester aus einem dicken Buche in altjapanischer Mundart ein Gebet zu verlesen begann. Zum Schlusse wurde uns wie sämtlichen Anwesenden Sake gereicht, den der Oberpriester mittels des Schenklöffels in flache Tontassen füllte, die ebenso mit den Wappen der Tokugawas gestempelt waren wie die hostienförmigen Opferbrote aus ungesäuertem Reisteige, die man uns gleichzeitig überreichte. Die Brote überließ ich meinem Dolmetsch, der sie weiterverschenkte; den Sake aber führte ich nur zum Schein an die Lippen, da ich gehört hatte, daß die Priester den zur Sakebereitung benötigten Reis vor seiner Vergärung durch Zerkauen verkleinern. Wie ich jedoch nachträglich vernahm, ist diese wenig appetitliche Art der Sakebereitung nur in den Tempeln von Ise üblich. — Einige Tage später ward ich vor dem Futaaradschindscha-Tempel Zeuge einer ähnlichen Opferhandlung mit nachfolgender Speisung der Gläubigen. Ihr war ein Kaguratanz vorausgegangen, nach dessen Schlusse der Priester mit einem erhobenen Goheï den Segen spendete. Wiederholt besuchte ich in Tokyo den in der Nähe der Deutschen Gesandtschaft gelegenen Sannotempel. Man sieht im Schnitzwerke seiner Innenräume zahlreiche Affen abgebildet, da der Affe, der Herr der 33333 Berge, als Diener des Sannogottes betrachtet wird. In den Nebengebäuden des Tempels lag zahlreiches Prozessionsgerät für das große Tempelfest bereit, das um die Mitte des Juni stattfindet. Ich konnte einem Teile seiner Vorfeier beiwohnen und sah unter anderem, wie eine Schar von Kulis unter Gesängen einen großen Baum durch die benachbarten Straßen schleppte, der bestimmt war, später der Prozession

Die Mikkos des Kasuga-no-miya-Tempels zu Nava auf der Tanzbühne (Seite 449)

vorangetragen zu werden. Auch sah ich wiederholt den Pantomimen aus der Göttersage zu, die auf einer Bühne vor dem Tempel durch Tänzer in bizarren Masken aufgeführt wurden. Fast alle Tempel besitzen eine bis zwei Bühnen, und in den größeren sind täglich die Kaguratänze der Mikkos zu sehen. Das erstemal sah ich diesen Tanz zu Nikko im Tempel des Yeyas. Die Mikko, ein ältliches Mädchen in einem weißen Gewande und einer gefältelten Haube, die an jene französischer Nonnen erinnerte, saß regungslos im Hintergrunde der Bühne, bis man ihr ein in Papier gewickeltes Geldstück zuwarf. Nun machte sie die übliche Verbeugung, ergriff mit der Rechten eine silberne Kinderschelle, mit der Linken einen Fächer und begann ihre wenig graziösen Bewegungen. Im Kasuga-no-miya-Tempel in Nara hingegen traten gleichzeitig vier Mikkos auf, deren Alter mindestens um zehn Jahre auseinanderlag. Man sagte mir, sie würden alljährlich durch andere ersetzt und immer aus bestimmten Familien eines Nachbarortes entnommen, die ihre Abstammung auf Amano-Koyane, den vergöttlichten Ahnherrn der Fudschiwaras, zurückleiten. Jedenfalls war keines der Mädchen von göttlicher Schönheit, obgleich die gelbliche Haut mit einer dichten Puderschichte bedeckt war. Sie hatten die Augenbrauen rasiert und dafür künstliche Brauen auf die Stirne, unmittelbar unter dem Haaransatze gemalt. Die Haare trugen sie in altertümlicher Weise auf dem Scheitel geknotet und von da frei über den Rücken fallend. Haarnadeln mit Flitterbehängen und der Wappenblume der Fudschiwaras (der Fudschi oder Wistaria) vervollständigten den Kopfputz. Die gleiche heraldische Blume wiederholte sich auf den weißen, rotumsäumten Gewändern,

die in langen Schleppen endeten. Der Gesang eines Priesters, Flöte, Handtrommel und Klapperholz begleiteten den Tanz der Mädchen, die zum Schlusse silberne Rasseln ergriffen.

Fast in jedem Schintotempel wird ein der Gottheit geweihter Schimmelhengst gehalten, den die Pilger mit Bohnen zu füttern pflegen. Gestattet der verfügbare Raum nicht die Anlage eines Stalles, gelangt die Bronze- oder Holzfigur eines Pferdes zur Aufstellung. In kleinen Tempeln hält man statt Pferden weiße Hühner als heilige Tiere; im Tempel des Amano-Koyane zu Nara werden Hirsche gehegt, in sämtlichen Inaritempeln Füchse. Die Inarigottheit, wörtlich übersetzt „die Reistragende", wird meist als Frau dargestellt, zuweilen aber auch als bärtiger Mann. Ihre Tempel liegen auf bewaldeten Hügeln. Schmale Pfade mit Hunderten von Toriis aus rotlackiertem Holze, die Leute zum Dank für ihre Wiedergenesung stifteten, führen in vielen Verzweigungen durch das Bambusdickicht zu den einzelnen Fuchslöchern, vor denen Frauen Ölkuchen zur Fütterung der Füchse niederlegen, die als Diener der Inarigottheit betrachtet werden und samt den gleichfalls als Hühnerdiebe gefürchteten Tanukis, den Viverrenhunden, im Volksaberglauben eine bedeutsame Rolle spielen. Wie in China, werden diese Tiere als koboldartige Wesen betrachtet, die boshafte Streiche verüben, sich in die verschiedensten Gestalten verwandeln und in jener von schönen Mädchen den jungen Männern, die sie zu betören verstehen, zum Unglück gereichen. Der bedeutendste Inaritempel ist wohl jener zu Fuschimi bei Kyoto, vor dessen Fronten auf hohen Postamenten zahlreiche Figuren von Füchsen auf-

gestellt sind. Die Nebengebäude des Tempels sind großenteils mit Prozessionsgeräten gefüllt, da anfangs Mai hier große Bittgänge stattfinden, an denen sich halb Kyoto beteiligt.

Ebenfalls in der Nähe von Kyoto befindet sich der Kitano-Tendschin-Tempel, dessen prächtiges Tor den Gestirnen geweiht ist. Der Tempel ist dem Michizane errichtet, einem wegen seiner dichterischen und kalligraphischen Leistungen berühmten Staatsmanne des 9. Jahrhunderts, der in Ungnade fiel, aber nach seinem Tode göttliche Ehren erlangte. Die Sage erzählt von ihm, daß er in seiner Verbannung eine Kuh als Reittier benutzte. Vermutlich liegt dieser Sage jene von Lao-tse zugrunde, die auf Michizane umgedeutet wurde, weil vor seinem Tempel Reihen steinerner Bullen und Kühe stehen. Diese haben mit dem Kulte Michizanes nicht das geringste zu tun, sondern erinnern vielmehr an die entsprechenden Figuren vor den indischen Schiwa-Tempeln, da wie dort auch hier die zu dem Tempel wallfahrenden Kranken jene Stelle dieser Figuren mit den Fingern berühren, die dem Sitze ihres Leidens entspricht.

Im Gebirge gewahrt man in den Vorhallen der Ryobu-Schinto-Tempel häufig die Gestalten eigentümlicher geflügelter Wesen mit langen Nasen oder Vogelschnäbeln. Es sind die Tengus, Umbildungen des indischen Garudatypus. In den ältesten japanischen Annalen wird gelegentlich von dem Erscheinen von Tengus gesprochen, unter denen der ganzen Schilderung nach Meteore zu verstehen sind. Gegenwärtig spielen die Tengus im Volksglauben etwa die Rolle der antiken Satyre.

In abgelegenen Gegenden haben sich noch recht primi-

tive Kultformen erhalten. Man trifft in den Höfen einzelner Tempel phallische Embleme und in den Wäldern nach Art der heiligen Schreine mit Strohseilen und Bündeln umwundene Bäume.

Der Schintoismus entspricht in mancher Hinsicht dem Taoismus. Die scharfen Gegensätze, die zwischen seinen Anhängern und jenen des Buddhismus zeitweilig bestanden, waren im Grunde nur solche innerpolitischer Art. Seit der Festigung der kaiserlichen Gewalt sind sie geschwunden, und es besuchen die Leute aus dem Volke ganz nach Belieben bald die Tempel der einen und bald jene der anderen Religion. Hiebei ergeben sich spaßige Verwechslungen. So hörte ich einmal in einem buddhistischen Tempel lautes Gelächter, weil eine Frau vor Beginn ihres Gebetes die Aufmerksamkeit der Gottheit dadurch zu erregen versuchte, daß sie nach schintoistischem Brauche in die Hände klatschte, anstatt nach japanisch-buddhistischem an der vor der Tempeltüre hängenden Schelle zu ziehen.

Zum Schlusse einige Worte über die üblichen Bestattungsarten. Die Leichenverbrennung, die nun auf Anordnung der Sanitätspolizei in den größeren Städten zur Einführung gelangt, war bisher nur bei einigen buddhistischen Sekten gebräuchlich, so bei Nitschiren- und der Montosekte. Allmorgendlich übergeben Anhänger dieser Sekte den Priestern des Nischi-Otanitempels in Kyoto die verbrannten Schädelknochen ihrer Verwandten zur Beisetzung in einem vergitterten Behälter neben der kleinen Stupa, welche die Asche Schinran Schonins enthält, des Gründers der Sekte.

Gewöhnlich lassen sich die Schintoisten nach buddhistischem Ritus begraben. Die zur Beerdigung bestimmten

Tokyo: Schiba-Park. Stupa aus Goldlack im Hakkaku-do „der octogonalen Halle“ über dem Grabe des Schoguns Hidetada (1605—32). Im Innern der Stupa dessen Standbild und seine Namenstafel. An ihren Außenflächen Darstellung von Landschaften und von Päonien und Löwen, den Königen der Pflanzen und Tiere (Seite 456)

Leichen werden in geschlossenen Sänften nach dem Friedhofe geschafft und dort in hockender Stellung in die Gräber versenkt. Bei den Leichenbegängnissen vermöglicher Leute schreiten Priester dem Zuge voran und werden mit Blumen geschmückte hohe Körbe mitgeführt, die man auf dem Friedhof öffnet, um darin eingeschlossene Spatzen und Tauben in Freiheit zu setzen und hiedurch zugunsten der Verstorbenen ein gutes Werk zu verrichten.

Die japanischen Friedhöfe liegen im Walde, umgeben von hochstämmigen Kryptomerien und tiefgrünen Eichen. Senkrecht stehende Platten oder Pfeiler in der Form einer Lotosknospe dienen als Grabsteine. Meist sind sie mit grünlichem Moose überzogen und reihen sich zu Hunderten an- und übereinander den Hängen entlang. Eine der berühmtesten Grabstätten ist jene der siebenundvierzig Ronin im Schibaparke zu Tokyo. Die tragische Geschichte, die sich hieran knüpft, sei in Kürze erzählt. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte ein Daimiyo namens Asano, durch die Worte des Gouverneurs von Tokyo beleidigt, diesen im Palaste des Schoguns mit dem Schwerte bedroht, ein Vergehen, das nach dem damaligen Gesetze mit der Todesstrafe zu sühnen war. Als vornehmer Mann vollzog er sie durch Selbstmord vor dem Tempel des Erbbegräbnisses seiner Familie in Gegenwart seiner siebenundvierzig Lehensmänner, deren Anführer Kuranoske die übrigen eidlich verpflichtete, den Tod ihres Herrn an dessen Feinde zu rächen. Mit der Ächtung Asanos war das Lehensverhältnis gelöst und waren seine Getreuen zu Ronin oder „Wellenleuten“ geworden, Ausgestoßenen aus dem Lehensverbande. Sie suchten nun auf verschiedene Weise sich ihren Lebensunterhalt zu ver-

dienen und sich die Mittel zu verschaffen, um Waffen erwerben und zum gegebenen Zeitpunkt Rache üben zu können. Einer verpfändete zu diesem Zwecke seine Braut einem Teehause, ein zweiter ergriff den verachteten Beruf eines Kaufmannes, ein dritter wurde zum Straßenräuber. Kuranoske, der sich ständig von Spähern beobachtet wußte, suchte den auf ihm lastenden Verdacht dadurch zu entkräften, daß er sich scheinbar dem Trunke ergab und alle möglichen Erniedrigungen erduldete. Als es ihm auf diese Weise gelungen war, den Argwohn seines mächtigen Gegners einzuschläfern, versammelte er in einer Nacht seine Genossen und erstürmte mit ihnen den Palast des Gouverneurs. Da dieser zögerte, Selbstmord zu begehen, schlugen sie ihm das Haupt ab, das sie in einem Brunnen neben dem Erbbegräbnisse Asanos wuschen und vor dessen Grab aufpflanzten. Nachdem dies geschehen, gaben sie sich sämtlich zur Sühne ihres Vergehens auf der gleichen Stelle den Tod, an der ihr Gebieter seinem Leben ein Ende gesetzt hatte.

In einem Gebäude neben dem Tempel sind die Waffen und Gewänder der siebenundvierzig Ronin pietätvoll bewahrt, auch die Arbeitsgeräte, die sie während der Zeit ihrer Erniedrigung benützten, und der Ladenschild desjenigen, der zum Kaufmann geworden. Wenige Schritte entfernt wird der Brunnen gezeigt, in welchem sie das abgeschlagene Haupt ihres Feindes wuschen, und in einer benachbarten Gedenkhalle, welche die Figuren Asanos und seiner siebenundvierzig Vasallen enthält, preist eine vom Kaiser gestiftete Tafel ihre mannhafte Treue. Steigt man einige Stufen bergan, gelangt man an die Ruhestätte Asanos und seiner Getreuen. Mag man kommen, wann man will, stets wird man

dort Besucher antreffen, die in die bereitstehenden Ständer frische Blumenzweige stecken, glimmende Räucherstäbchen auf den Steinpfosten befestigen und Visitenkarten auf die Gräber niederlegen.

So ergreifend uns diese Pietät erscheint, so unverständlich ist es für uns, daß viele Leute aus dem Volke nach Meguro pilgern zum Grabe eines zu einem Räuber und Zuhälter entarteten Samurai, dem zur Seite seine in den Yoschiwara verkaufte Geliebte beigesetzt ist, die nach seiner Hinrichtung sich den Tod gab und als Vorbild ausdauernder Liebe bewundert wird.

Die großartigsten Grabanlagen Japans sind jene der Tokugawa-Schogune. Sie befinden sich teils im Schibapark zu Tokyo, teils auf den waldigen Höhen von Nikko. Die letzteren stehen jetzt unter kaiserlicher Verwaltung, die ersteren hingegen sind im Besitze des letzten Schoguns, dessen nie zur Regierung gekommener Vater ein Vorkämpfer für die Restauration der kaiserlichen Gewalt gewesen war, ein Umstand, welcher es dem Sohne erleichterte, mit den neuen Verhältnissen sich zu versöhnen.

In den Vorhöfen der Schibatempel stehen außer den Pauken- und Glockentürmen zahllose Stein- und Bronzelaternen. Die Tore, Umzäunungen und Korridore der folgenden Höfe sind mit Schnitzereien aufs reichste verziert. Und gar erst die Tempel! Schwarzglänzender Lack bedeckt ihren Fußboden, und ihre Säulen sind, wie sich an schadhaften Stellen erkennen läßt, mit einer dreifachen Lackschicht überzogen, erst mit einer schwarzen, dann mit einer roten und zu oberst mit einer goldenen, welche durch diese Grundierung eine besonders warme Farbe erhielt. Auf

Goldgrund gemalte Löwengestalten und über ihnen köstliche Schnitzereien füllen die Wandflächen der Gebetshallen und nicht minder köstliche jene der Ainomas. Mildes Dämmerlicht umflutet in den Gedächtniskapellen die Schreine, welche die Namenstafeln der Verstorbenen enthalten. Vor den Schreinen stehen Lacktischchen und Geräte aus Goldlack neben bronzenen Kerzenständern in Kranichgestalt und Räuchervasen aus Goldbronze. Die Gräber liegen auf einer erhöhten Terrasse hinter den Tempeln und sind voneinander durch Mauern geschieden. Über jedem einzelnen erhebt sich eine laternenförmige Stupa aus Bronze oder grauem Trachyt.

Eine Ausnahme bildet die Stupa des zweiten Schoguns aus dem Geschlechte des Tokugawas, die zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung inmitten der runden Gedächtniskapelle errichtet wurde, deren Decke gemalte Apsaragestalten verzieren. Diese Stupa ist nämlich völlig mit Goldlack bedeckt und mit herrlichen Landschaftsdarstellungen in diesem Materiale geschmückt.

Noch schöner als die Tempel im Schibapark sind jene zu Nikko. Ihre Reihe eröffnet das Sam-butsu-do, der Tempel der drei Buddhas. In einem Nebengebäude ist die große Glocke untergebracht, die zum Gebete ruft, und dahinter ragt der Sorinto empor, ein Pfeiler, der alle üblen Einflüsse von der heiligen Stätte fernhalten soll und gleich den Säulen vor den Gräbern der chinesischen Kaiser mit Wolkenarmen und einem Donnerkeile an der Spitze versehen ist. Vor dem Zugange zu dem im reichsten Ryobu-Schinto-Stile ausgeführten Mausoleum des Yeyas steht ein fünfstöckiger roter Pagodenturm. Durch ein hohes Bronzetorii gelangt man über mehrere Treppen und durch verschiedene Höfe, deren

farbenprächtige Tore Meisterwerke der Schnitzkunst sind. Im letzten Hofe liegt der Tempel. Die Innenwände des Haiden sind mit Löwengestalten bemalt. Die beiderseits anschließenden Kammern dienen als Wartezimmer für die zu den Totenopfern kommenden Verwandten des Schoguns und die Vertreter des Kaisers. Die Vertäfelung ihrer Wände füllen geschnitzte Reliefs von Adlern und Phönixen und die Felder ihres Plafonds Darstellungen sich krümmender Drachen. Die Rückseite des Ainoma ist durch eine vergoldete Schiebetüre verschlossen, welche den Zutritt zu einem schmalen Gang vermittelt, der auf allen vier Seiten sich um das Honden herumzieht und von diesem durch Scheidewände getrennt ist. Eine gemeinsame, an den Ansätzen leicht gewölbte Decke überspannt den Gang wie das Honden, dessen Scheidewände nach außen zu mit einem reichen Päonienmuster verziert sind. An der Vorderseite des Gangs stehen auf einer Opferbank vom Kaiser gestiftete vergoldete Goheïs, an der Rückseite, den drei Schreinen im Inneren des Honden entsprechend, drei Tischchen mit Vasen aus Goldbronze zwischen ebensolchen Sakakizweigen, die aus den Ecken der Tische hervorsprießen. Die mittlere der Vasen besitzt Henkel in Drachengestalt und ist wie die beiden anderen mit einem Blütenmuster und dem Wappen der Tokugawas geschmückt. Zwei weitere Tischchen stehen in den Gängen längs der Seitenfronten. Sie tragen Bäumchen aus Goldbronze, in deren Gezweige runde Spiegel befestigt sind. Beim Schein einer Laterne besah ich in diesen Gängen die Malereien, welche den Scheidewänden des Honden gegenüber angebracht und gewöhnlich durch herabgelassene Matten verdeckt sind. Sie schildern Szenen aus

dem buddhistischen Olymp. Die Säulen des Ganges und ebenso die Halbsäulen der Schreine im Honden sind aus kostbarem chinesischen Holze gefertigt und mit Intarsien aus anderen Holzarten verziert. Die drei Schreine im Inneren des Honden, welche die Figuren des Yeyas und seiner berühmten Vorgänger Yoritomo und Hideyoschi enthalten, wetteifern miteinander an Pracht. Sie sind durch ein gemeinsames Dach zusammengefaßt und bilden sozusagen einen Tempel für sich. Um ihr Gesimse ziehen sich Medaillons mit den Emblemen des Tierkreises. In Goldlack ausgeführte Reliefs von Blumen und Bambuszweigen bedecken die Türen der seitlichen Schreine, und an jenen des mittleren Schreines sieht man die Lieblingsfalken des Yeyas. Die Türen werden nur bei besonderen Anlässen geöffnet. Vor ihnen stehen, wie einst in den Audienzhallen vor den Sitzplätzen der Schogune, niedere Paravents aus Seidenbrokat.

Das Grabmal des Yeyas liegt im Walde über dem Tempel. Ob seine Leiche darunter beigesetzt ist oder nicht, ist eine strittige Frage. Man weiß, daß sie ursprünglich anderswo ruhte, dann aber exhumiert wurde, um sie vor Schändungen von feindlicher Seite zu sichern. Ebensowenig wissen wir über die Ruhestätte Yoritomos. In Kamákura heißt es, daß dort seine Gebeine beerdigt seien, zu Nikko aber wird im Futsatsu-do eine von einem Dämon getragene Miniaturstupa aus Bronze gezeigt, die seine Asche umschließen soll. In der Nähe des Grabmals befinden sich Gebäude, deren Bestimmung es ist, die gesamte Innenausstattung der Tempel aufzunehmen, falls bauliche Reparaturen deren Räumung bedingen.

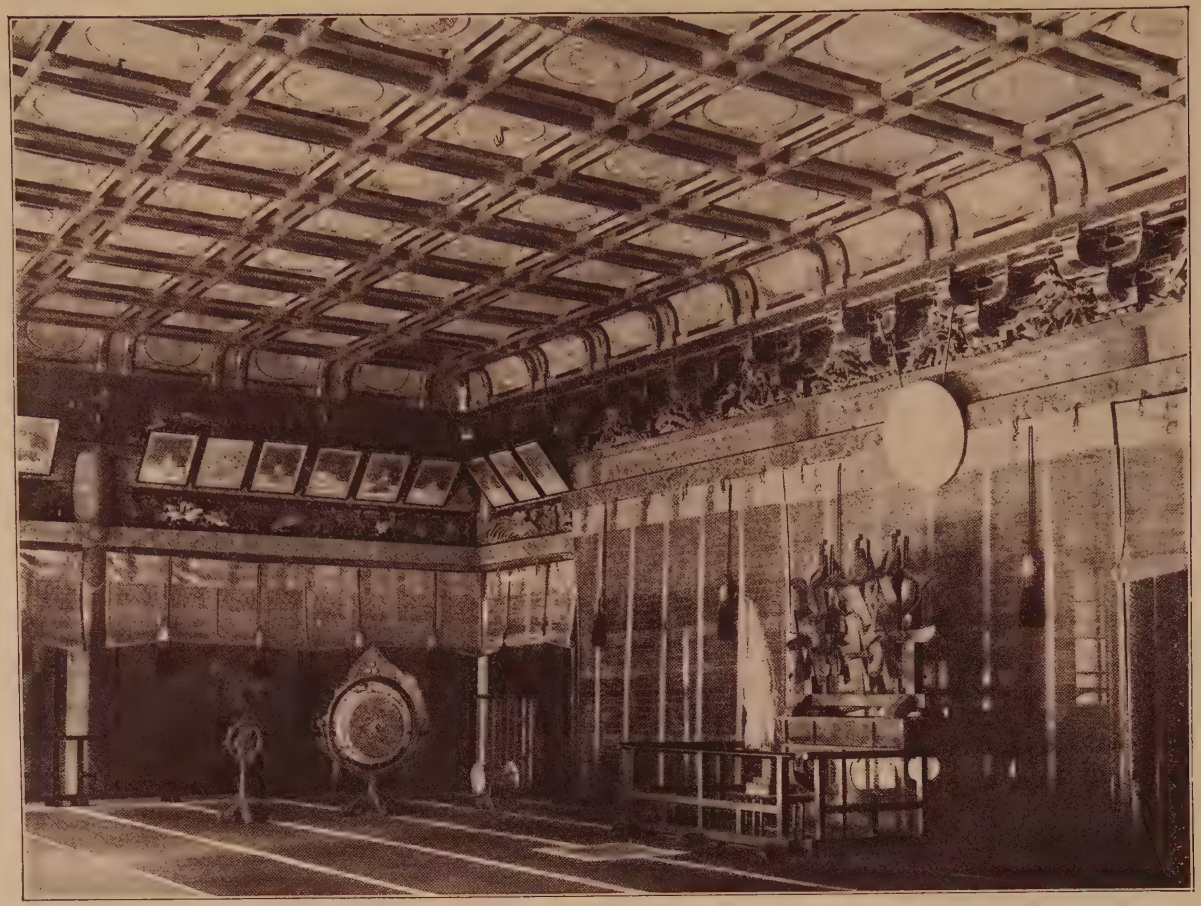
Die Schatzkammer enthält vorwiegend Gegenstände, die

Yeyas bei seinen Lebzeiten benutzte, unter anderem Rüstungen und Schwerter, Teetassen und Kannen, Gewandtruhen aus Goldlack und eine mit Vorhängen bedeckte Tragsänfte, die ein Gegner des Schoguns mit der Lanze durchbohrte, um den darin vermuteten Yeyas zu töten. Obgleich verwundet, verlor dieser keinen Augenblick seine Geistesgegenwart und wischte die Lanzenspitze, als sie der Gegner zurückzog, mit dem als Taschentuch dienenden Papiere vom Blute rein, um den Attentäter glauben zu machen, daß die Sänfte leer sei, deren Träger entflohen waren. In einem Raume gegenüber der Schatzkammer sind Gewänder aus dunklen Brokatstoffen und Masken aufbewahrt, welche alle fünfzig Jahre bei den Jubiläumsfesten gebraucht werden. Bei diesen Festen werden die in den Tempeln aufliegenden heiligen Bücher in ein Depot überführt und durch neue ersetzt, im Gedächtnistempel des dritten Tokugawa-Schoguns auch die Götterbilder, die dann in anderen Tempeln zur Aufstellung gelangen.

Das Mausoleum des Yemits ist nicht so prächtig wie jenes des Yeyas, aber sehr malerisch, da es in vielen Abstufungen sich an dem Berghang hinanzieht. Im Gegensatz zu seinem Großvater, der den Ryobu-Schinto-Kult begünstigte, war Yemits ein eifriger Buddhist. Es entging daher sein Gedächtnistempel dem schintoistischen Restaurationseifer, und es sind in ihm alle Kultgegenstände, der Doppelsitz des Predigers im Oratorium, die Lackkästchen mit den am Titelblatt illustrierten Manuskripten, die Leuchter, Räucherpfannen und Lackdosen auf den Opfertischen unverändert verblieben. Auf dem Altare steht von den vier Himmelskönigen umgeben der Lackschrein mit der Figur des

Yemits, und die Rückwand neben dem Schrein füllen die Gemälde musizierender Tennins. Von dem Altare hängt von der Decke ein Baldachin aus vergoldetem Messing hernieder mit Tenningestalten in seiner Mitte. Am Rande des Baldachins baumeln Kettchen, Glasperlen und Messingplättchen, die bei jedem Schritt erklirren.

Über dem Grabmal des Yemits liegen die Gräber der vormaligen Fürstäbte von Nikko, die meist der kaiserlichen Familie entnommen wurden, sowie jenes des Dschigen Daishi, des geistlichen Beraters des Yemits, der den Erbauer des Mausoleums des Yeyas beauftragt hatte, das für dessen Enkel bestimmte in gleicher Pracht ausführen zu lassen. In Rücksicht auf das Andenken des Yeyas scheute sich jedoch der Architekt, diesen Befehl zu vollziehen. Er gestaltete den Bau einfacher und entleibte sich nach dessen Vollendung, um seinen Ungehorsam zu sühnen.



Nikko: Mausoleum des Yeyas (gestorben 1605). Inneres des Haiden, auf einem Gestelle Gohei's aus vergoldetem Papiere, darüber ein Rundspiegel als Symbol der Sonne. An den Wänden links die Bilder der berühmten Dichter (Seite 457)

Achtunddreißigstes Kapitel

Tokyo

Mit Vorliebe bewegte ich mich der kühlen Luft wegen auf den Höhen des Schibaparkes, von denen man einen guten Teil der Stadt überblickt, die über viele Hügel und die vorliegende Niederung sich bis zum Meeresufer erstreckt. Auch den Uenopark besuchte ich häufig, von dem man bei klarem Wetter die Berge von Nikko erblickt. Der Uenopark war zur Zeit des Sturzes der Tokugawa-Schogune der Schauplatz heftiger Kämpfe. Man gewahrt noch Kugelspuren an einem der Tore, und ein Denkstein kennzeichnet die Stelle, an der einige der besiegten Anhänger des Schoguns Seppuku begingen. Unweit hievon findet sich ein Standbild des Grafen Saigo, das ihm, dem Führer der siegreichen Truppen, der Kaiser hatte setzen lassen, obwohl Saigo an der Satsumarebellion teilnahm, nach deren Niederwerfung er spurlos verschwand. — Nicht minder oft wie im Schiba- und Uenoparke weilte ich in Asáksa, einem Stadtviertel, das mich weniger wegen seiner Tempel anzog als wegen des heiteren Treibens in den dortigen Gärten und Vergnügungslokalen.

Eine ausgezeichnete Gelegenheit, das Volksleben zu beobachten, ergibt sich bei einer Wanderung durch die Ginza, die längste und vielleicht wichtigste Straße Tokyos, insofern die bedeutendsten Geschäfte dort ihre Läden besitzen. Ganz besonders verlohnt sich ein Besuch der Ginza anfangs Mai wegen der Ausstellung der für das Knabenfest gefertigten

allerliebsten Spielsachen. Darunter befinden sich zahlreiche Puppen, welche die nationalen Heroen veranschaulichen und den Kindern am Festtage auf einem Tische vor dem Ahnenaltare mit einer gewissen Feierlichkeit gewiesen werden.

Während etwa vier Wochen, vom Beginne des Knabenfestes gerechnet, wehen von den Flaggenmasten der Häuser an Stelle von Fahnen große Karpfen oder Goldfische aus bemaltem Stoffe, welche die Zahl der in einer Familie vorhandenen Knaben bekannt geben. Da beide Fische, der Karpfen wie der zum Karpfengeschlecht gerechnete Goldfisch, die Wasserfälle springend überwinden, also das scheinbar Unmögliche möglich machen und vor keinem Hindernis zurückscheuen, gelten sie als die Symbole männlichen Mutes.

Besonders hübsch ist Tokyo bei Nacht im Scheine der Papierlaternen. Eine Eigentümlichkeit des nächtlichen Straßenlebens sind die zwischen neun und elf Uhr stattfindenden Blumenmärkte, bei denen die Verkäufer die unerhörtesten Preise fordern, so daß der Ausspruch „so teuer wie ein Blumenhändler nach dem Nachtmahle“ zum Sprichworte geworden. Feilscht man mit ihnen — und dies tut jeder Japaner —, so lassen sie ihre Forderungen nach und geben das Gewünschte zu einem Fünftel bis Zehntel des ursprünglichen Preises, freilich nur an den Heimischen.

Der kaiserliche Palast, die einstige Residenz der Schogune, liegt ziemlich inmitten der Stadt. Gleich den anderen japanischen Schlössern umgibt ihn ein breiter Wassergraben, über dessen Wall Zyklopenmauern sich türmen. Die Wohn- und Repräsentationsräume sind neu, aber im japanischen Stile gehalten. In einigen Sälen hängen schöne Gobelins

Tokyo: Mauer und Turm des Kaiserlichen Palastes (Seite 462)

aus geschorenem Samte und stehen prächtige Cloisonnévasen aus der Werkstätte des Namikawa; mehr Bewunderung aber verdienen die kostbaren alten Lackgegenstände, die freilich nur auf besonderes Verlangen gezeigt werden.

Außer dem großen Palaste bestehen noch mehrere kleinere, von denen der Schiba-rikiyu am Meere europäisch eingerichtet und zur Aufnahme von Gästen bestimmt ist.

Im Parke des Schinsiku sah ich viele chinesische und andere Vögel. Am besten gefielen mir die japanischen Pfauhähne, deren metallisch schillernde Stöße sicher doppelt so lang sind wie jene der unseren. — Unter den vornehmen Privathäusern ist eines der bedeutendsten jenes des früheren Ministers des Auswärtigen, Grafen Okuma, der infolge eines Attentates ein Bein verlor und seitdem in stiller Zurückgezogenheit seinen botanischen Liebhabereien und seinen Studien sich hingibt. Der alte Herr, welcher aus eigenen Mitteln eine Privatuniversität gründete, erzählte mir, daß sie von vielen Chinesen besucht werde, die zwar sehr eifrig seien, aber nur für das literarische Studium veranlagt und nicht für jenes der Rechts- und Verwaltungskunde. Mit Stolz zeigte er mir seine reichhaltige Bibliothek europäischer Werke, wobei er seinem Bedauern Ausdruck verlieh, daß er für seine Person von ihnen keinen Nutzen habe, da er keine fremde Sprache verstehe.

Neununddreißigstes Kapitel

Kamákura

Von Tokyo erreicht man in wenigen Stunden Kamákura. Bald nach Yokohama wird die Gegend hügelig. Schattiger Wald deckt die Höhen, und Reisfelder füllen die Täler mit saftigem Grün. Kamákura, jetzt ein kleines Dorf, war im zwölften Jahrhundert die Hauptstadt Yoritomos, aus dessen Zeit der Tempel des schintoistischen Kriegsgottes Hatschiman erhalten blieb. Am Fuße der dortigen Steintreppe steht ein vielhundertjähriger Itschobaum, berühmt durch das Attentat, welches ein hinter seinem Stamm versteckter Priester gegen den zweiten Nachfolger Yoritomos verübte.

In einem engen Waldtale, eine halbe Stunde entfernt, steht der Dai-buts. Ich muß gestehen, daß der Anblick dieses Bronzekolosses mich einigermaßen enttäuschte; dafür entschädigten mich die reizenden Gartenanlagen und die Weiher, die mit Tausenden blühender Irispflanzen bedeckt waren. Herrliche Tigerlilien von ungewöhnlicher Größe wuchsen allenthalben in den Wäldern, und unsere Rikschakulis brachten uns Bündel derselben, als wir auf einem gewundenen Wege zum Hase-no-Kwannon-Tempel emporstiegen. Dieser liegt nahe dem Meeresufer, und von seinen Stufen erstreckt sich der Blick weit über die von vielen Fischerbooten belebte, mattsilbergraue See bis zur Landzunge von Misaki. Frisch wehte uns die Brise entgegen; die Luft hatte jenen bräunlichen Ton, der nur Küstenland-

schaften zu eigen ist, und das Grün der Uferhänge war von ungemein zarter, duftiger Farbe. Wir folgten dem Strande in der Richtung auf Eno-schima und sahen bald die dunkel bewaldete Insel mit ihren übereinander gestaffelten Häusern und den gelblichen, zur See abstürzenden Felswänden. Das bläuliche Gebirge von Hakone, überragt von dem schneeigen Kegel des Fudschisan, bildete einen prächtigen Hintergrund, und weit draußen im Meere gewahrten wir zur Linken die Insel O-schima, deren Vulkan sich durch eine kleine Rauchwolke bekundete. Eine Zeitlang war uns die Aussicht durch Felsen versperrt, Fischer waren dort mit dem Ausbessern der Netze beschäftigt, und kräftige nackte Jungen schwammen in die See und tauchten nach Muscheln. Wir durchquerten einen Landvorsprung, gelangten durch ein sauberes Dorf und gingen über den Strand dem Stege zu, der Enoschima mit dem Festlande verbindet. Bei Ebbe kann man neben dem Stege trockenen Fußes die Insel erreichen, bei Flut hingegen reicht das Wasser bis nahe an den Bretterbelag. Eine steile Steintreppe führt durch die Hauptstraße des Fischerdörfchens. Riesenmuscheln, Kieselschwämme, Orgelkorallen und Riesenkrabben, die mit ausgestreckten Zangen an zwei Meter messen, liegen in den Buden der Händler gehäuft und aufgeblasene Bälge der Ebisfische, die als Laternen benutzt werden, sowie zu Trompeten hergerichtete Tritonshörner. Außerdem Berge von eßbaren Muscheln und Schnecken. Die Treppen leiten weiter zu einem schintoistischen Tempelchen der Benten, die zu den sieben Glücksgöttern gehört und vorwiegend auf den Inseln verehrt wird. Ein entzückender Hain von dunklen Steineichen und von Kamelienbäumen, die in vollster Blüte standen, reicht

von hier bis zum höchsten Punkte der Insel. Wir rasteten in einem vielbesuchten Teehause, empfangen von sämtlichen Mädchen, die uns mit dem üblichen „Oheio"-Gruße willkommen hießen, indem sie mit der Stirne die Matten berührten. Sie brachten uns Kissen und bitteren Tee nach dem Obergeschosse. Rings um das Teehaus standen Ahorngruppen, deren Laub im Sonnenlicht rötlich schimmerte, wie wenn es schon Herbst wäre. Durch ihr Gezweige blickten wir die grell beleuchteten Felsen und die silbergraue Fläche des Meeres.

Einige Schritte weiter, und wir standen vor einem zweiten Tempel der Benten. Der Weg wurde enger, die Zweige schlossen sich, einer Laube vergleichbar, über unseren Häuptern, und ein schmaler Steg führte über eine klaffende Spalte, die Eno-schima nahezu in zwei Teile zerlegt. Unten am Ufer wateten Fischer mit Handnetzen bis an die Brust im Wasser, während andere in den windgeschützten Mulden des Gesteines rasteten und ihr einfaches Mal sich bereiteten. An ihnen vorbei kletterten wir über glatte Blöcke der Höhle zu, in deren Kluft ein Schrein der Benten geborgen ist, die dort den Drachengott zum Manne nahm, um das Land von der durch ihn verursachten Wasserplage zu erlösen. In einem letzten Schreine ganz zu hinterst im Dunkel stand in zwei ineinandergeschachtelte Holzkisten verschlossen das Steinbild des Drachengottes in Gestalt einer zusammengeringelten Schlange, das vor einigen Jahren in die Matsudasammlung nach Tokyo gelangte.

Vierzigstes Kapitel

Im Hakonegebirge

Von Kamákura ist es nicht weit zum Hakonegebirge, dessen Kämme einförmig erscheinen, wenn der Fudschi-san vom Nebel verhüllt ist. Der Föhrenalle des Tok-kaido folgend, der „Straße des östlichen Meeres", auf welcher der gesamte Verkehr zwischen Kyoto und Tokyo früher sich abspielte, gelangt man nach Kódzu, einem Marktflecken am Meeresufer, den eine elektrische Trambahn mit Odawara verbindet. Nachdem man bei Yumoto den Tamadare-no-taki gesehen, den „Juwelenwasserfall", der in zahlreichen kleinen Verästelungen sich ergießt, die auf dem mit Moos bewachsenen Gesteine blinkende Tautropfen hinterlassen, folgt man dem Laufe des tiefeingeschnittenen Haya-gawa und erreicht den Ort Tono-sawa, der wegen seiner warmen Quellen berühmt ist und in dessen Straßen ein Handel mit Holzmosaiken getrieben wird. — Miyanoschita, das vielgerühmte, verdient mit Ausnahme des guten Hotels keineswegs das ihm gespendete Lob. Sein einziger Vorzug ist seine Höhenlage und kühle Temperatur, die es zu einem Anziehungspunkte für die verschiedenen Europäerkolonien in China macht, aus denen Damen und Kinder den Sommer über hieher geschickt werden. Die in Miyanoschita entspringenden warmen Quellen enthalten Alaun, ebenso jene von Dogaschima. Man steigt auf einem Waldwege über viele Stufen zu diesem Orte hinab. Kleine Kaskaden be-

gleiten den Weg. Ihr Wasser ist trüb und sogar übelriechend, da es der Abfluß gedüngter Reisfelder ist. — Hochwald hat sich in der hiesigen Gegend fast nur in den Tälern erhalten; weiter oben bedeckt Gebüsch die abgeholzten Hänge, und zu oberst folgt eine Zone von Zwergbambus und dürftigem Riedgras. In dem Dickicht der Azaleen und sonstigen Büsche nisten viele Nachtigallen, deren Eier die Bauern sammeln, um aus ihnen ein Heilmittel gegen Augenkrankheiten zu bereiten. Oberhalb von Miyanoschita liegt Kowaki-dani, das „Tal des geringeren Siedens", welches, bis ihm moderner Aufklärungseifer diesen Namen verlieh, Kodschi-goku benannt wurde, „die kleine Hölle". Heiße Schwefelquellen speisen dort eine Badeanlage. Die Badegäste zahlen 10—20 Sen im Tage für ihre Unterkunft und die bescheidene Verpflegung, die aus Reis und Rüben besteht.

Auf dem Rückweg rastete ich in dem hübschen Goldfischteehaus zu Kiga, in dessen Nähe ein kleiner Wasserfall herniederrauscht. — Am nächsten Morgen brach ich zeitig auf und wanderte auf einem schattenlosen Wege nach Odschigoku, der „großen Hölle". Die Vegetation minderte sich zusehends, je mehr ich mich dem dortigen Tale näherte, einer vulkanischen Spalte, die sich bis nahe an den Kamm des Kami-Yama hinanzieht. Gelber Lehmboden und grauer Mergel bedecken den Grund dieser Spalte wie ihre Hänge. In zahlreichen Löchern brodeln heiße Quellen, und aus vielen Rissen dringen weiße Dampfwolken empor. Einzelne Leute kletterten zwischen ihnen hindurch, um Schwefel zu sammeln; wir aber hielten uns genau an den Weg, da es für den Unkundigen bedenklich ist, ihn zu verlassen. Auf

einem Sattel, der die „Kinderhölle“ benannt ist, trafen wir ein Bild des milden Dschizo, umgeben von etlichen aus Feldsteinen errichteten Türmchen, welche Pilger aufschichteten, um die Seelen der verstorbenen Kinder zu erlösen. Diese sollen nämlich so lange hier weilen müssen, bis es ihnen gelingt, solche Türmchen zu erbauen, welche die Dämonen jedesmal vor ihrer Vollendung wieder einreißen. — Auf dem Kamme des Kami-Yama ändert sich die Szenerie in überraschender Weise. Sein jenseitiger Hang ist dicht bewaldet und senkt sich gegen den langgestreckten Hakone-See, über dessen westlichem Ufer sich Grasberge erheben. Die dahinter liegenden höheren Berge und der Gipfel des Fudschi lagen im Nebel verhüllt, der immer mehr sich zusammenballte. Beim Abstiege durch einen Niederwald von Steineichen und Bambusstämmen kam ich an einem Bade vorüber, in dessen Hofraum die Kurgäste in paradiesischer Nacktheit sich ergingen, bevor sie sich in die offenen Kabinen begaben, die auf Grund neuer polizeilicher Vorschriften für die beiden Geschlechter getrennt sind. Eine halbe Stunde später standen wir am See und warteten, bis die mit dem Fange von Krevetten beschäftigten Fischer ein Boot bereit hatten, auf dem wir der Ostseite der tiefblauen Wasserfläche entlang steuerten. Prachtvolle Bäume drängen sich an das Ufer, Föhren mit gewundenen Zweigen, breitästige Buchen, Ahorne und Eichen, überragt von hochstämmigen, pfeilgerade emporstrebenden Kryptomerien, den Riesen des japanischen Waldes. Zwischen den Bäumen überall Blüten, weiße Schneeballen, rosa Azaleen und lila Wistarien, ein entzückender Anblick! — Wir landeten in der Bucht

von Moto-Hakone und stiegen durch eine Kryptomerienallee zum Gongentempel hinauf. Die Sage berichtet, der Tempel sei zum Andenken an eine schöne, tugendhafte Frau errichtet worden, die ihren von seinen Feinden mit Aussatz vergifteten Mann auf Grund einer göttlichen Eingebung hieher schaffte, wo er Heilung erlangte.

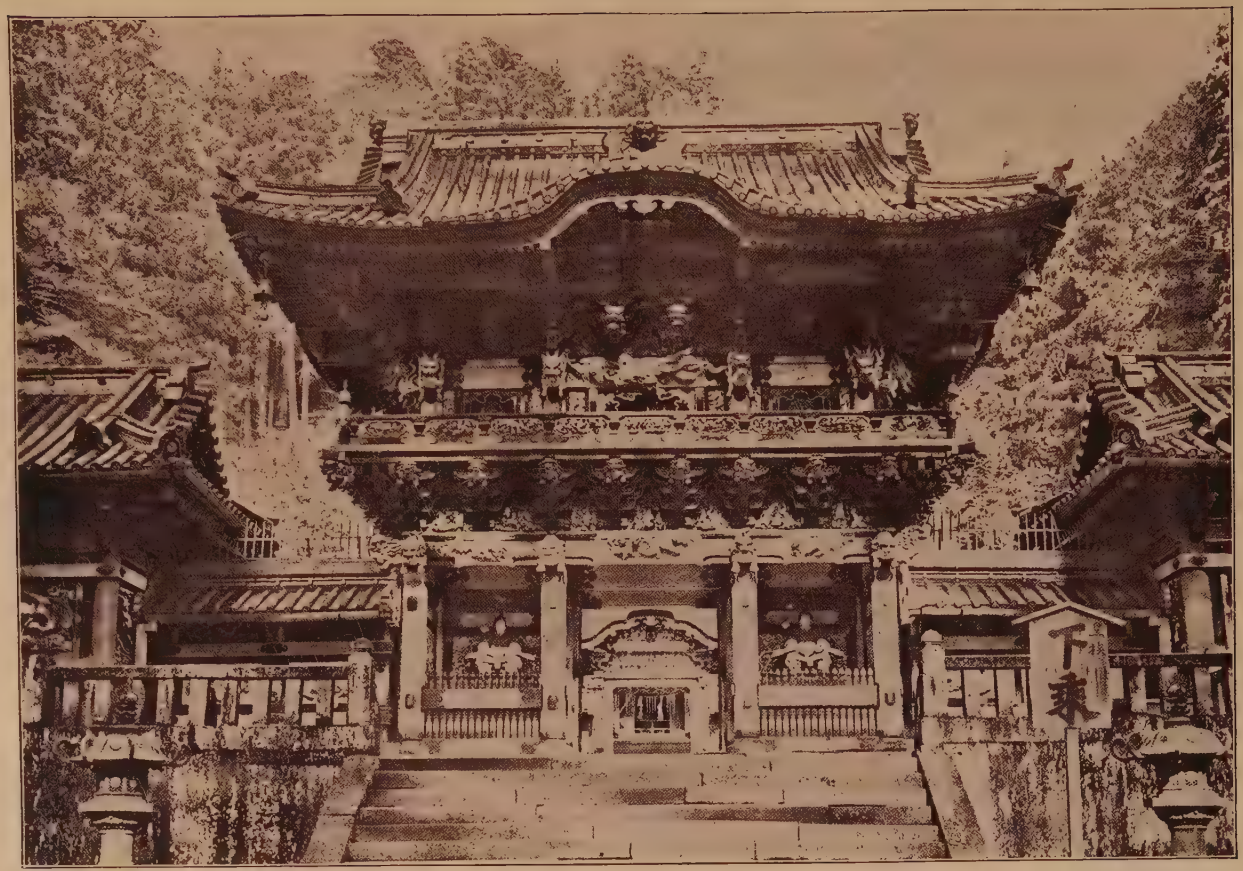
Unten in Moto-Hakone ergibt sich ein hübscher Ausblick auf eine kleine Halbinsel mit einem kaiserlichen Schlosse. Im Orte steht ein den Soga-Brüdern gewidmeter Schrein und werden verschiedene Gegenstände gewiesen, die von ihnen und von Yoritomo herrühren sollen, der in der hiesigen Gegend zu jagen pflegte. Die Soga-Brüder hatten das Unglück, als sie an einem Feinde ihres Vaters Blutrache üben wollten, bei dessen Verfolgung versehentlich in Yoritomos Jagdlager zu dringen. Dort fiel der eine in dem sich entspinnenden Kampfe, der andere aber wurde in Fesseln geschlagen und hingerichtet. Ihr Kampf und Tod ist ein Lieblingsthema fahrender Sänger. — Die Geliebte des jüngeren Bruders, eine Kurtisane, wurde nach seinem tragischen Ende zur Nonne und neben den Brüdern auf einer Höhe unweit von Moto-Hakone beerdigt, wo sich über den Gräbern drei Denksteine aus grauem Andesite erheben. Auf dem Wege dahin kreuzt man das holprige Pflaster des steil ansteigenden Tokkaido und gelangt an der prächtigen Steinfigur eines sitzenden Dschizo vorüber, die ebenso wie die sie umgebenden kleineren Figuren von dem Wundertäter Kobo-Daischi an einem einzigen Tage vollendet worden sein soll, tatsächlich aber aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührt. Auf dem Rückwege nach Miyanoschita kam ich durch Aschinoyu, dessen Schwefelbäder von Rheu-

matikern und Hautleidenden besucht werden. Ein starker Regen veranlaßte mich zu schnellerem Ausschreiten. Da das Wetter in seiner Ungunst beharrte, verließ ich bereits am folgenden Tage das Gebirge und kehrte nach Tokyo zurück.

Einundvierzigstes Kapitel

Von Nikko zum Asama-yama

In Nikko verweilte ich zweimal, während der ersten Tage des Mai und der zweiten Hälfte des Juni. Zu den dortigen Grabtempeln führt von dem vierunddreißig Kilometer entfernten Utsunomiya eine stolze Kryptomerienallee. Durch sie zogen alljährlich die zu den Totenopfern entsandten Vertreter des Schoguns, während jene des Kaisers durch eine zweite Allee ihren Weg nahmen, welche sich sechs Kilometer vor Nikko mit der ersten vereinigt. Die Allee endigt unmittelbar vor dem langgestreckten Orte und setzt sich jenseits des reißenden Daya-gawa fort, wo sie bei den Gräbern der Schogune in einem Walde von Kryptomerien sich verliert. Alle die Bäume, die nun durch ihren hochragenden Wuchs dem Beschauer so imponieren, wurden als kleine Pflänzchen vor zweihundert und einigen Jahren von einem armen Daimiyo gestiftet, der nichts anderes für die Ausstattung der Grabtempel zu geben hatte und wegen seiner geringfügigen Gabe verlacht wurde. Die berühmte rote Brücke, welche den Daya-gawa überspannte, fiel bedauerlicherweise einer Hochwasserkatastrophe im Oktober 1902 zum Opfer. Ein Zyklon hatte sich damals über dem Gipfel des Nantai-san gebildet und durch seinen Luftdruck den Tschuzendschi-See zum Überlaufen gebracht, während gleichzeitig ein entsetzlicher Wolkenbruch niederging. Innerhalb einer Viertelstunde stieg der Fluß über zwanzig Meter, eine heillose Verwüstung anrichtend, deren Spuren



Nikko: Yomcimon, das Tor zwischen dem 2. und 3. Vorhofe des Mausoleums des Yeyas. In den Tornischen die Ya-dadschin, die Minister mit den Pfeilen. Im Hintergrunde das Tor zum letzten Hofe. (Seite 472)

Nikko: Mausoleum des Yemits. Yahamon, das Dämonentor, das 3. der Tore mit den Statuen der Himmelskönige (Seite 472)

noch allenthalben zu schauen sind. Viele Leute fanden den Tod in den Fluten, und in Nikko allein wurden zwanzig Häuser hinweggerissen.

Da das Wetter günstig war, unternahm ich am 2. Mai die Wanderung nach Tschuzendschi. Ich folgte dem Flusse talaufwärts dem Geleise entlang, auf dem das Erz des Aschio-Bergwerkes in von Stieren gezogenen Karren befördert wird. Nach kurzer Zeit erreichte ich Gamman-gafutschi. Der Daya-gawa schießt dort in Wirbeln zwischen Felswänden hindurch, über denen am jenseitigen Ufer außer vielen Grabstellen eine Menge von Amida- und Dschizofiguren zu sehen sind, von denen — es waren angeblich ihrer hundert — anläßlich des letztjährigen Unwetters eine ziemliche Anzahl im Flusse versank. Einige Minuten später gelangte ich an das Dainitschido, einen kleinen Tempel mit einem allerliebsten Garten voll Figuren, Miniaturpagoden und Steinlaternen. Bald hernach begann bei einem seitlich einmündenden Wasserlaufe der Anstieg. Die Kryptomerien verschwanden, und Fichten und Laubbäume traten an ihre Stelle. — Die Laubbäume waren alle noch kahl, dagegen standen die Azaleen, die um Nikko eine ungewöhnliche Höhe erreichen, in Blüte und verliehen der ganzen Gegend einen rötlichen Hauch. Als ich im Juni wiederkam, waren sie bereits verblüht, dafür aber entfalteten Hortensien im Schatten der Bäume ihre kugeligen Blütenbüschel. Wie fast überall in Japan, ist auch aus den hiesigen Wäldern das beste Nutzholz herausgeschlagen worden, seit die strengen Forstgesetze der Schogune abgeschafft wurden. In den höheren Lagen ist die Abholzung eine bedenkliche, denn was man in der Ferne für Wald hält, erweist sich in der

Nähe als niederes Gesträuch, das mit Zwergbambus durchsetzt ist. Je höher wir stiegen, desto mehr erinnerte die Vegetation an die unsere. An den Ästen sah ich die gleichen Bartflechten und auf dem Boden große hellrosa Zyklamen. — Bei einer Biegung des Weges vernahm ich das Geräusch fallender Steine. Ich blickte aufwärts und gewahrte ein Rudel brauner, ungeschwänzter Rhesus-Affen, die an einer Felswand entlang kletterten und die Knospen von den Bäumen rissen. Die Tiere waren nicht scheu, denn wenn sie auch sonst wegen ihres schmackhaften Fleisches gejagt werden, beunruhigt sie hier niemand, weil die Jagdgründe um Nikko dem Kaiser gehören. Die Gemsjagd scheinen nur einzelne Jäger auszuüben, dagegen werden im Herbst ab und zu in den Vorbergen Treibjagden auf Hirsche veranstaltet. Die Gemsen ähneln den unseren; ihre Decke ist ebenso gezeichnet, jedoch grauer in der Farbe. Die Krucken sind niedriger und am Ansatz geperlt. Die Hirsche sind schwächer als die europäischen und haben ein niederes Geweih mit höchstens zehn Enden.

Der Weg wurde steiler. Wir begegneten vielen Leuten, die sich im Kango tragen ließen, nach unseren Begriffen keine bequeme Beförderungsart, da das von der Bambusstange niederhängende Gurtengeflecht nur ein Sitzen mit verschränkten Beinen gestattet. Als wir an einem grauen Felsblock vorbeikamen, der von Steinlaternen umgeben ist, behauptete mein Führer, daß dieser Block die Magnetnadel aus ihrer Richtung ablenken solle.

Ein starkes Rauschen kündete die Nähe des Kegon-no-taki, eines 87 Meter hohen Wasserfalles. Er stürzt über eine Felswand hernieder, deren Schichten wie übereinander-

gelegte Sägeblätter erscheinen. Der Kegon-no-taki ist der Abfluß des Tschuzendschi-Sees. Am Gestade des Sees stehen etliche Gasthäuser zur Aufnahme der Nantai-san-Pilger, sowie ein kleiner Tempel mit einem Bronzetorii. Dem rechten Seeufer ziehen sich grüne Hügel entlang, hinter denen höhere Berge zum Vorschein kommen, alle ohne markante Formen; anders der schneebedeckte Nantai-san am gegenüberliegenden Ufer, ein erloschener Vulkan, dessen Stumpfkegel schon fast zur Kuppe abgeschliffen ist und dessen Hänge von vielen Rinnen durchfurcht sind, die das Wasser aus der weichen Aschenschicht herauswusch. Der Nantai-san gilt als heiliger Berg. Die Besteigung ist nur im Juni gestattet. Die Pilger besuchen eine kleine Höhle unter seinem Gipfel, aus welcher der Volksmeinung nach alle Stürme ihren Ursprung nehmen. So hübsch der Tschuzendschi-See ist, kann er doch keineswegs den Vergleich mit unseren Alpenseen bestehen. Ich schritt bis zu seinem oberen Ende, in dessen Nähe er den Zufluß des Ryuzu-ga-taki erhält, des „Drachenhauptfalles", dessen Wasser in vielen Windungen über das Gestein hinabgleitet und schließlich in breitem Strahle sich über die Felsen ergießt.

Von den sonstigen Wasserfällen der Umgegend von Nikko sah ich lediglich den Kiri-furi-no-taki oder „Nebelschleierfall". Dort bot sich ein hübscher Blick auf die tiefgrünen Berge und das ebenso grüne Hügelland, das in weiter Ferne das glänzende Band des Kinu-gawa durchzog, der nach seiner Farbe der „Seidenfluß" benannt ist. — Die nächsten Tage strömte heftiger Regen hernieder. Ich trieb mich in Tempeln und Läden umher und ließ mich durch ein gerade stattfindendes Fest des Pferdehut-Königs (Kwan-

non-Hayagriwa) wiederholt ins Freie locken. Mit großen Pauken vollführten die Kinder einen Heidenlärm vor den Schreinen der Gottheit, die in jeder Gasse aufgestellt waren und vor denen Opferkuchen und andere Gaben auf kleine Tische gebreitet lagen; gegen Abend aber trugen mit bunten Kopfbinden geschmückte Männer die Schreine unter lautem Geschrei durch die Straßen.

Mein Lieblingsspaziergang in Nikko führte rückwärts um den Hügel herum, auf dem die Grabstätten der Schogune sich befinden. Dort entspringen zahlreiche Quellen, und ein herrlicher Kryptomerienwald spendet wohltuenden Schatten. Die größten Kryptomerien, drei an der Zahl, die Sambon-sugi, sind von einem Steingitter umschlossen. Ein vierter Baumriese liegt entwurzelt am Boden. Drei Schritte weit konnte ich in seine Höhlung hineingehen, ohne mich bücken zu müssen. Unmittelbar daneben steht ein schintoistischer Tempel. Sein Torii ist am Querbalken durchlocht, und Verliebte suchen die Erhörung ihrer Wünsche dadurch zu erlangen, daß sie durch dieses Loch Steinchen zu schleudern trachten. Mißlingt dies, steht ihnen als weiterer Versuch frei, die Blätter einer steinumfriedeten Bambusstaude mit nur zwei Fingern in einen Knoten zu knüpfen, was entschieden die schwierigere von beiden Aufgaben ist. In einem Bache nebenan sieht man auf einem großen Blocke kleine Steine gehäuft; sie sind von Ehepaaren dahin gelegt, die hier erfolgreich um Kindersegen flehten. Andere wieder, denen ein solcher trotz ihres Gebetes versagt blieb, nehmen von den Steinen welche nach Hause im Glauben, die Erfüllung ihrer Wünsche hiedurch zu beschleunigen. Unwillkürlich kam mir über diesen Brauch die altgriechische Sage

von Deukalion und Pyrrha in den Sinn und den Steinen, die sie hinter sich warfen, und die sich in Kinder verwandelten.

Ein mehrtägiger Ausflug brachte mich nach Nagano am Fuße des Asama-yama, des größten tätigen Vulkanes in Japan. Die Bahnfahrt ging über Utsonomiya nach Omiya. Die Gegend um diesen Ort ist flach und für die Seidenzucht trefflich geeignet. Drei- oder viermal im Jahre werden die Cocons gesammelt, und nachdem die in ihnen enthaltenen Puppen durch heiße Dämpfe getötet sind, ausgewaschen und gesponnen.

Erst am Nachmittag erreichte ich Takasaki, wo ich mehrere Stunden Aufenthalt hatte, die ich zu einer Fahrt nach einem nahe gelegenen Ausflugspunkte benutzte. In nordöstlicher Richtung erscheint dort der Akagisan, ein altvulkanischer Gebirgsstock, dessen rundliche Kuppen sich auf einer breiten konischen Basis erheben. Das Flußtal des Tonegawa trennt ihn von der Soma- und Harunagruppe, die von ähnlichem, aber weniger regelmäßigem Aufbau ist, und in der ein paar Steilkegel emporragen.

Bei der Station Matsuida gelangten wir an den Fuß des Myogi-san. Die Kämme seiner mit Büschen bewachsenen Höhen sind ungemein zerklüftet. Zwischen dem Myogisan und den nördlich hievon befindlichen Bergen steigt nun die Bahn von Yoko-gawa beginnend bis zum Usui-Passe. Die Steigung beträgt 1:15, und man gelangt durch nicht weniger als sechsundzwanzig Tunnels. Die Maschine schiebt hinten nach, in ein Zahnradgeleise greifend, und sowie der Zug in einem Tunnel ist, werden an dessen Eingang dicke Vorhänge herabgelassen, um das Hinaufsaugen

des Rauches zu verhindern. Die Täler, die man von der Bahn aus einsieht, erinnern ganz an die unseren, und die Ähnlichkeit wird erhöht durch die mit Steinen beschwerten Schindeldächer der Holzhäuser. Unten am Wasser wächst Bambus, die Hänge bedeckt Buchenwald, und auf dem tausend Meter hohen Plateau von Karuizawa trifft man amerikanische Lärchen. Das Plateau ist von vielen Erdrissen durchzogen, die von dem 2527 Meter hohen Asama-yama herablaufen. Weißer Rauch entsteigt von Zeit zu Zeit seiner Kuppe, deren rückwärtige Kraterwand die vordere überragt. Reste eines älteren, längst eingestürzten Kraters bekunden sich in zwei Zacken westlich und südwestlich des jetzigen.

Die Bahn senkt sich gegen das breite Tal des Tschikuma-gawa, den sie von nun an begleitet. Die Strecke bis Nagano ist sehr fruchtbar und vorwiegend mit Maulbeerbäumen bepflanzt. Nagano, eine freundliche Stadt von einigen dreißigtausend Einwohnern, erreichte ich spät in der Nacht. Das Gasthaus, das man mir empfohlen hatte, war ebenso sauber wie hübsch. Eine kleine gewölbte Brücke verbindet den vorderen der Straße zu gelegenen Teil mit dem rückwärtigen, in welchem ich wohnte. Rings um die Schiebewände führte ein offener Gang, von dem man in den Garten gelangen konnte, um dessen Zisterne einige Föhren und Azaleen gruppiert sind. Föhrenzweige und Azaleenblüten füllten auch die Vase im Alkoven des Zimmers, die auf ein hochbeiniges Lacktischchen gestellt war. Die Innenseiten der Wände waren schmucklos, dagegen die vergoldeten Paravents mit Malereien von Hirschen und Kranichen geziert. Sehr geschmackvoll waren die Bambusgitter der

Fenster und nicht minder die im Muster der Fudschi-Blumen ausgesparten Ventilationsöffnungen und die Vögel aus Schakudo-Legierung an den schwarzlackierten Rahmen der Schiebewände. Die Matten am Boden waren tadellos sauber; sie sind, wenn von bester Qualität, ziemlich teuer und müssen halbjährlich erneuert werden, da sie sonst abzufasern beginnen. In einer Vertiefung am Fußboden brodelte der Teekessel über dem Kohlenbecken, und wohlriechende Dämpfe entquollen einer durchlöcherten Räuchervase aus Bronze. Man brachte mir einen blauen Badekimono und führte mich in den Baderaum. Die dicht aneinandergereihten Wannen bestanden aus viereckigen Holzkisten, in die ich mich bis zum Halse in das fast siedende Wasser hineinsetzte, um rot wie ein gesottener Krebs wieder herauszuspringen. Ich konnte mich anfänglich an die hohen Temperaturen des japanischen Bades gar nicht gewöhnen, lernte aber allmählich ihren Vorzug schätzen, der darin besteht, daß sie vor Erkältungen schützen und ein wirksames Mittel sind gegen die in dem feuchten Klima so häufigen Rheumatismen. Vom Bade erquickt, legte ich mich zur Ruhe, nachdem ich zuvor, um die kühle Abendluft hereinzulassen, die Fusumas und Fenster der Gartenseite geöffnet hatte. Wie mein Dolmetscher dies bemerkte, verschloß er sofort wieder sämtliche Öffnungen, mir bedeutend, es sei polizeiliche Vorschrift, sie zur Verhütung von Diebstählen geschlossen zu halten. Ich fügte mich und wollte schlafen, brauchte aber lange Zeit, bis ich einschlummerte, da durch die Fusumas jedes Wort vernehmlich ist und die Leute in den anstoßenden Zimmern sich noch lange im Gespräche unterhielten. Den nächsten Morgen machte ich mich früh-

zeitig auf, die Stadt zu besehen. Ihre Lage gleicht jener von Kyoto, doch ist der Kessel hier vollständig geschlossen und sind die Berge wesentlich höher, deren höchster, der Asama-yama, infolge der erhitzten Luft nur in verschwommenen Umrissen sich zeigte. Eben wegen seiner Abgeschlossenheit ist Nagano einer der heißesten Plätze im mittleren Japan. Ich schlug die Hauptstraße ein, die bergauf zu den Tempeln führt und in der außer Seidenstoffen vornehmlich Heiligenbilder feilgehalten werden und sonstige Artikel für Wallfahrer. Am Ende der Straße liegt eine Anzahl von Priesterhäusern, Pilgerwohnungen, Gärten und Tempelchen. Links unmittelbar vor dem Sammon oder Haupttore des Zenkodschi-Tempels befindet sich die Halle des Tempelgründers. Sie enthält die Figuren einer aus Amida, Daiseischi und Kwannon gebildeten Trinität und in der rechten Seitenkapelle, hinter Vorhängen, welche die Gesichter der Dargestellten verhüllen, die Figuren des Gründers Yoschimitsu, seiner Gattin und seines Sohnes. Dieser Yoschimitsu fand die nun im Zenkodschitempel verwahrten, vom König von Korea im sechsten Jahrhundert dem Kaiser geschenkten Buddhastatuetten wieder, die fanatische Schintoisten in einen Sumpf geschleudert hatten. Leider werden die Originale niemals gezeigt, wohl aber konnte ich ihre Nachbildungen sehen, die in einer Kapelle des Dai-Kanschin aufgestellt sind und vor denen ein ewiges Licht brennt, eine Standlaterne in der geflammten Form des „leuchtenden Juwels“. Das Dai-Kanschin oder Abteigebäude, in welchem mich die Priester mit Tee bewirteten, enthält einige hübsche Gemälde.

Vor dem Sammon stehen kolossale Bronzestatuen des

Dschizo, Yakuschi und anderer Gottheiten, hinter ihm unzählige Laternen. Der zweistöckige Tempel, dessen Dach von hundertsechsunddreißig Säulen gestützt wird, wurde im siebzehnten Jahrhundert erbaut. Zwischen den vordersten Säulenreihen sind gewaltige Trommeln und andere Requisiten aufbewahrt, und zwischen den hintersten Säulen Vorhänge aus blauem, mit goldenen Drachen besticktem Brokate gespannt. Sie verhüllen für gewöhnlich den reich vergoldeten Altarschrein und die Seitenaltäre, auf denen Figuren Yoschimitsus und seiner Verwandten stehen. Der Altarschrein enthält im innersten von sieben ineinandergeschachtelten Kästchen die koreanischen Buddhas. Von meiner Anwesenheit benachrichtigt, empfingen mich die Tendaipriester in ihrem vollen Ornate. Je nach ihrem Range trugen sie durchsichtige Seidentalare von grüner oder roter Farbe, über die eine Stola geschlungen war, die auf der rechten Hüfte in eine Tasche endigte. Als sie erzählten, daß sich unter dem Altare ein dunkler Gang herumzöge, den nur diejenigen Leute durchschreiten könnten, die sich keiner Sünde bewußt seien, erklärte ich mich zu allgemeiner Heiterkeit zur Probe bereit, die ich, in der Finsternis tastend, glücklich bestand.

Von Nagano begab ich mich mit der Bahn nach Komorro zurück. Das Tal des Tschikuma-gawa ist dort etwa drei Kilometer breit, der Fluß hingegen nur schmal. Ich überschritt ihn auf einer nicht gerade vertrauenerweckenden Hängebrücke aus Eisendraht, die mit Holzprügeln belegt war, und fuhr in einer Rikscha stromaufwärts bis zu einer Mühle, bei der die Felswände dicht an das Ufer herantreten. Zwei enge Tunnels sind in diese gebrochen, hinter welchen der von phantastisch gewundenen Föhrenzweigen beschat-

tete Pfad sich in einer Felsspalte zu dem Tendaikloster Schakusondschi hinaufzieht. An die Höhlen, die am Wege liegen, knüpfen sich die verschiedensten Sagen. Von einer wird behauptet, daß sie sich bis nach Nagano erstrecke, und durch eine andere soll die Göttin Kwannon, die in Gestalt einer Kuh auf den Hörnern das zum Bleichen ausgebreitete Leintuch einer geizigen Alten entführte, diese Alte zum Zenkodschitempel gelockt haben, wo sie sich in ihrer wahren Gestalt der Sünderin offenbarte und hiedurch deren Bekehrung bewirkte.

So geräumig das hiesige Kloster erscheint, das freilich für die Aufnahme von Pilgern berechnet ist, birgt es als ständigen Insassen nur einen einzigen Priester, der den Ordensregeln zum Trotz verheiratet ist. Er bewirtete mich mit Tee und nötigte mich, in einem rotlackierten Stuhle Platz zu nehmen, dessen vergoldete Lehne ein geschnitzter Drachen verzierte. Diese Art von Stühlen, die einzige, die früher in Japan bekannt war, ist zur Verlesung der Totengebete vor der Bahre des Verstorbenen bestimmt.

Von der Plattform des Klosters blickt man auf einen gegenüberliegenden kleinen Kwannontempel, der zum Teil in den Felsen gebrochen, zum Teil auf Pfählen gestützt ist und die Bilder der verschiedenen Inkarnationen der Gottheit enthält. Ein Steig, den nur Schwindelfreie begehen dürfen, zieht sich von da nach einem Glockenturm auf einem Felskopfe, von dem aus die verhärteten Lavaflüsse des Asamayama deutlich erkennbar sind. Sie rühren von älteren Ausbrüchen her, denn der letzte des Jahres 1901 war nur ein solcher von Asche und Steinen.

Gegen Abend erreichte ich Matsuida, dessen Bevölke-

rung wider alle japanische Art dem Gebrauche des Wassers sehr abgeneigt schien. In der dortigen Gegend wachsen zahlreiche Fächerpalmen und erreicht der Bambus eine ungewöhnliche Höhe. Als wir den Aufstieg gegen Myogi begannen, sahen wir zum erstenmal Edelkastanien. Myogi hat seinen Namen nach jenem eines buddhistischen Abts des zehnten Jahrhunderts erhalten, der, am kaiserlichen Hofe zu Kyoto in Ungnade gefallen, sich hieher zurückzog, um seine Lebenstage in Ruhe zu beschließen. Die im Ryobu-Schinto-Stile erbauten Tempel ähneln in mancher Beziehung jenen von Nikko. Sie sollten nach dem Sturze des Schogunats rein schintoistisch wiederhergestellt werden, entgingen aber diesem Schicksal dank dem konservativen Sinn der Bevölkerung, und so prunken die im ersten Reformeifer bereits entfernten Ni-os, die Tempelhüter, wieder über den Treppen des Eingangstores. Wir schritten durch einen Kryptomerienhain aufwärts an Laternen und Toriis vorbei zum zweiten Tore. Sein Gesims schmücken vogelköpfige Tengugestalten, und vier riesige Tengumasken hängen an der Außenseite einer Halle gegenüber dem mit Schnitzereien verzierten Tempel. Hoch über den Tempelgebäuden dient ein weithin sichtbares, mit weißen Lappen umwundenes Gerüst aus Bambusstangen von der Gestalt des Schriftzeichens für „Groß“ oder „Erhaben“ den Pilgern als Wegweiser. Darüber erhebt sich die schroffe Wand des Myogi-san mit vielen Felsnadeln auf ihrem Kamme.

Ich übernachtete in einem reizenden Gasthause, von dessen Altane ich auf einen kleinen Karpfenteich blickte. Der von mir bewohnte Raum war sehr gemütlich. Seine Paravents schmückten gute Farbenholzschnitte, die früher stets

in dieser Weise, sowie zur Ausschmückung der Türpfosten Verwendung fanden.

Noch vor Tagesanbruch erhob ich mich zur Besteigung des Myogi-sans und durchwanderte beim Schein einer Laterne das Waldesdickicht. Bald nachdem ich den Sattel erklommen, welcher Myogi-san von seinem Vorberge, dem Kin-kai-san scheidet, kam ich an ein dreißig Meter hohes Felstor aus grauem Trachyt. Fortgesetzt legten sich jetzt scharfkantige, einander parallele Felsrippen mir in den Weg, die da und dort Ansätze von Querrippen aufwiesen und hin und wieder von kleineren Toren durchbrochen waren. In einem von Schintopriestern bewohnten Hause wurde ich mit Kirschblütentee bewirtet, der aus in Essig konservierten Knospen bereitet wird und im Geschmacke an unser Kirschwasser erinnert. In einem Wandgestelle hing eine Anzahl blanker Schwerter, sonst aber war die Einrichtung des Hauses dürftig, da das frühere Kloster bei einem Waldbrande zugrunde ging, der vor 20 Jahren die Gegend von Karnizawa aufwärts verheerte. Von den Spuren des Brandes ist nichts mehr zu gewahren dank dem feuchtwarmen Klima, das die Wiederaufforstung begünstigte. Von der Stelle des Klosters leiten Stufen zu einer Felswand hinan, an die ein schmaler Tempel gefügt ist. Ich fand dort von den Pilgern zurückgelassene Papierstreifen und mit Gebeten bedruckte Fähnchen. Eine Felsnadel über dem Tempel ist unter dem Namen des Rasiermessers bekannt. Man ersteigt sie mit Hilfe eines Drahtseiles. Gerne wäre ich noch weiter bis zu den zerklüfteten Pfeilern des Naka-no-take vorgedrungen, unterließ es aber, weil ich mit meinen Schuhen auf der glatten Breccia keinen Halt fand.

Der Naka-no-take schien mir das Skelett eines verwitterten Kraters zu sein, von dem sich exzentrisch nach allen Richtungen Lavaströme ergossen, welche sich verhärteten, während die dazwischen und darunter gelagerten Aschenschichten vom Regen hinweggespült wurden. So wenigstens erklärte ich mir die Bildung der Felsrippen und Tore.

Auf dem Rückwege kam ich an einem Weinberg vorüber. Man reichte mir Wein in einer alten Bierflasche, die mit einem vermoderten Korke verschlossen war. Ich kostete und wurde für meinen Vorwitz bitter bestraft. Desto leichter schied ich von dem schönen Myogi-san.

Zweiundvierzigstes Kapitel

Nach Kyoto und in seine Umgegend

Das schönste Landschaftsbild auf der Bahnfahrt von Tokyo nach Kyoto ist der Blick auf den Fudschi-san. Lang verhüllten ihn schwere Regenwolken, doch sie teilten sich plötzlich, und um so überraschender war die Erscheinung des majestätisch ansteigenden Kegels, dessen Gipfel eine Schneekappe bedeckte. — In Nagoya, der bedeutendsten Stadt am Tokkaido, weilte ich mehrere Stunden. Sie liegt in einer der wenigen Ebenen des Landes, jener von Owari, die niedere Höhenzüge umsäumen. Vom Turme des Schlosses glaubt man auf einen Park niederzublicken, da zwischen den großen Dächern der Tempel und den kleineren der Häuser viele Föhren emporragen. Das im Besitze der Stadt befindliche Teehaus enthält im Obergeschoß die größte Halle Japans, in der Erzähler ihre Vorträge halten oder Theaterstücke zur Aufführung kommen. Alles Detail ist mit ebensoviel Sorgfalt wie Geschmack hergestellt, die Fusumas sind reizend bemalt und die Luftöffnungen der Rammas zeigen die Umrißgestalten von Pflanzen und Tieren. Das Holzgerippe der Fenster besteht aus Bambusstäbchen, die zu geometrischen Mustern ineinandergefügt sind.

In Kyoto verbrachte ich eine genußreiche Woche. In der ersten Nacht freilich wurde ich durch ein leichtes Erdbeben aus dem Schlafe gerüttelt. Ein viel stärkeres, dem ein unterirdischer Donner voranging und das etwa zwei Minuten lang währte, erlebte ich später zu Tokyo: es war das bedeu-

tendste der letzten zehn Jahre, und die Wände zitterten in so bedenklicher Weise, daß ich aufatmete, als dem fünften Stoß kein weiterer folgte.

Von Kyoto unternahm ich bei herrlichstem Wetter einen Ausflug nach dem Biwasee. Eine Rikscha brachte mich durch grüne Täler mit Teekulturen über einen bewaldeten Paß durch eine Anzahl von Dörfern nach Otsu, einem freundlichen Städtchen am Gestade des mattblauen Gewässers, dessen jenseitige Uferhöhen eine leichte Dunstschicht verhüllte. Ich konnte über ihr den niederen Kegel eines erloschenen Vulkans deutlich erkennen. Um diesen Berg, berichtet die Sage, habe sich in der Vorzeit der Mukade geringelt, ein ungeheuerlicher Tausendfuß, der die Umgegend in Schrecken versetzte. Als eines Tages der Held Hidesato über die Brücke bei Seta am Ausflusse des Biwasees schritt, streckte plötzlich aus dem Wasser ein Drache sein greuliches Haupt hervor, über welches Hidesato mit einem kühnen Satze hinwegsprang. Der Drache verschwand und verwandelte sich in die Gestalt einer schönen Dame, die von vielen Mädchen umgeben am Ufer erschien und den Krieger anflehte, sie von dem Mukade zu befreien, der ihr eines ihrer Kinder nach dem anderen geraubt habe. Wiederholt habe sie es versucht, Beistand zu erlangen, aber er wäre der erste, der vor ihrer Drachengestalt nicht erschrocken sei, und sie vertraue daher seinem Mute. Der Held willigte ein, schlich sich an den Berg heran, wo er den Wurm erspähte, dessen Auge gleich der Scheibe des Vollmondes erglänzte, und schoß in dieses einen giftigen Pfeil. Das Ungeheuer erlag unter schrecklichen Zuckungen, und der dankbare Drache, der niemand anderer war als Benten,

die milde Göttin des Glückes, unterstützte von nun an Hidesato bei seinen Kämpfen.

Auch der höchste Berg am diesseitigen Seeufer, der Hieï-san, ist von Sagen umwoben. Sie berichten von Kriegszügen und Zänkereien der dortigen Mönche und von Streichen, die der starke Benkeï in jugendlichem Mutwillen an ihnen verübte.

Auf einer kleinen Halbinsel unter dem Hieï-san steht die berühmte Föhre von Karasaki, deren Stamm über zehn Meter im Umfange hat und deren künstlich in die Breite gezogenen Äste durch untergeschobene Balken gestützt sind. Seit einem Sturme im letzten Jahre hat sie viel von ihrer Herrlichkeit eingebüßt und mißt nur mehr ein Drittel der früheren Höhe. Dem Volksglauben nach sollen einige ihrer Nadeln nicht wie gewöhnlich bei den Föhren paarweise, sondern einzeln an den Zweigen sitzen, und nach diesen Nadeln suchen alle, die hieher kommen, um sie als Mittel gegen Kopfweh zu verwerten.

Von Kara-saki fuhr ich nach Mii-dera zurück. Die dortigen Tempel, einfache Bauten aus schlichtem Naturholze, liegen unregelmäßig in einem Parke verstreut. Ein anderer Tempel, dicht oberhalb Otsu, vor dem ein schöner Bronzebrunnen in der Form einer Lotosblüte steht, gewährt von seinen Treppen, auf denen buntgekleidete Kinder ihr lustiges Spiel treiben, eine hübsche Aussicht über die Gegend. Unten am Ufer bestieg ich ein kleines Boot, um auf dem Biwakanale nach Kyoto zurückzufahren. Dieser Kanal, welcher 1890 anläßlich der Landesausstellung eröffnet wurde, verbindet den See mit dem Kamo-gawa und führt durch einen mehrere Kilometer langen Tunnel. Die

Fahrt durch die Finsternis hat etwas Stygisches, man hört das Rauschen der Strömung, spürt hie und da den Flügelschlag großer Fledermäuse und gewahrt von Zeit zu Zeit das flackernde Fackellicht eines am Drahtseile entgegenkommenden Bootes. Wenn man wieder ins Freie gerät, ist man anfänglich völlig geblendet. Schnell gleitet man nun durch eine liebliche Landschaft, und das Gezirpe der in den Azaleen versteckten Zikaden übertönt jegliches andere Geräusch. Nach einem zweiten, kürzeren Tunnel verläßt man den Kahn dicht vor dem gegen die Ebene abfallenden Höhenrand. Das Wasser des Kanales versickert an dieser Stelle in verschiedenen Röhren, die unten im Talgrund Turbinen speisen, welche zur Gewinnung elektrischer Kraft bestimmt sind und außerdem ein Triebwerk in Bewegung setzen, vermittelst dessen die Schiffe auf einer schiefen Ebene vom Kamo-gawa- zum Biwakanale überführt werden.

Man hat von diesem Punkte einen guten Überblick über die Stadt. Ein waldiger Höhenkranz umgibt sie auf allen Seiten, nur gegen die See setzt sich die breite Flußebene fort, in der unterhalb der Stadt der Katsura-gawa seine noch wenige Meilen vorher so stürmischen Fluten mit denen des ruhigeren Kamo-gawa vermischt. Die Klöster und Tempel liegen in ihrer Mehrzahl an den Ausläufern der Hänge. Ihre massigen Tore, die breiten Dächer und die den chinesischen an Gefälligkeit der Gliederung nachstehenden Pagodentürme bringen viel Abwechslung in das Bild, und allenthalben gewahrt man zwischen den rechtwinklig aufeinander stoßenden Straßenzügen eingeschaltete Gärten. Die Straßen sind mit Ausnahme der Hauptverkehrsadern eng und ähneln sich derart, daß es schwer ist, sich in ihnen zu-

rechtzufinden. Eben wegen der engen Bauart der Häuser sind Brände sehr häufig. Es stehen deshalb vor den wegen ihrer Schindeldächer besonders gefährdeten Tempeln Feuerlöschzuber in Pyramiden über den bereitstehenden Wasserfässern geschichtet. Außerdem gehen in den Höfen Feuerwächter umher, welche große Stangen tragen mit im Kreise niederwallenden Wimpeln, die keinen anderen Zweck haben als den, ihre Träger am Einschlafen zu verhindern.

Bei Tage wie bei Nacht durchwanderte ich wiederholt die Straßen und fand hiebei stets neue Anziehungspunkte in dieser japanischsten aller japanischen Städte. Viele meiner dort gewonnenen Eindrücke habe ich an anderen Stellen dieses Buches verwertet, zu einer erschöpfenden Beschreibung Kyotos und all seiner intimen Schönheiten fühle ich mich jedoch weder berufen noch befähigt.

Eines Morgens fuhr ich nach Hozu. Schon bei Abgang hatte der Zug eine beträchtliche Verspätung, die von Station zu Station sich steigerte. Wegen der vielen Kunstbauten muß die Anlage der Bahn, welche im allgemeinen dem Flußlaufe des Katsura-gawa folgt, sehr kostspielig gewesen sein. Die Talränder überhöhen stellenweise um fünfhundert Meter den tiefeingeschnittenen Fluß, der in fortgesetzten Windungen dahinschießt. Die Fahrt über seine Schnellen ist sehr unterhaltend und völlig gefahrlos, obgleich mitten im Strombette einige Felsblöcke liegen, welchen man leicht auszuweichen vermag. Die Ufer, an denen Treidelpfade entlangführen, sind größtenteils durch Verbauungen gefestigt. Die Flößerei wird in großem Umfang betrieben. Die Flöße sind etwa drei bis vier Meter breit und an die zwanzig Meter lang, jedoch aus kurzen Baumstämmen zusammen-

gefügt und so beweglich, daß sie allen Krümmungen sich anpassen können und gleich Schlangen den Fluß hinabgleiten. Einmal stieß unser Boot mit einem Floße zusammen. Der Flößer am Buge wurde durch den Anprall vornüber geschleudert, tauchte aber sofort aus dem seichten Wasser empor und schwang sich lachend auf seinen Platz. Nach einer Fahrt von anderthalb Stunden erreichten wir bei Araschi-yama den Ausgang der Enge. Der Fluß, der dort künstlich gestaut ist, verliert seinen reißenden Charakter und verbreitert sich um das Dreifache. Ein prächtiger Wald von Azaleen, Föhren, Ahorn- und wilden Kirschbäumen umgibt seine Ufer. — Die Teehäuser von Araschi-yama sind zu allen Jahreszeiten besucht. Im Winter wandern die Bewohner Kyotos hieher, um den auf den Zweigen lastenden Schnee zu bewundern, im Frühjahre lockt sie die Kirschblüte, in sommerlichen Nächten das in dem Wasser sich spiegelnde Mondlicht und im Herbste das Farbenspiel des Laubes.

Nach beendetem Frühstücke stiegen wir auf dem jenseitigen Ufer zu einem Waldklösterchen hinan, in welchem die Figur seines Gründers Daischi-kaki gezeigt wird, der angeblich schon vor Jahrhunderten Pläne für eine Regulierung des Katsura-gawa entworfen hatte. Das Schönste am Klösterchen ist die Aussicht auf die tiefgrünen Berge und die lichtgrüne Ebene von Kyoto.

Dreiundvierzigstes Kapitel

Nara und Osaka

Nara, im achten Jahrhundert die Hauptstadt des Reiches, besitzt gegenwärtig nur ein Zehntel der Einwohnerzahl, die es zu seiner Blütezeit hatte. Nichtsdestoweniger ist es ein entzückender Ort. Nirgends eint sich in Japan Landschaft, Vegetation und Architektur zu einem so idyllischen Bilde. Beim Betreten der Stadt wird man zunächst zu einem großen Teiche geführt, in welchem Schildkröten gefüttert werden. In diesen Teich, berichtet die Sage, habe sich in alten Zeiten die Geliebte eines Kaisers gestürzt, als sie sich zugunsten einer Nebenbuhlerin vernachlässigt fühlte. Wenige Schritte weiter gelangt man in die wundervollen Gärten des Amano-Koyane-Tempels. Man betritt sie durch etliche rotlackierte Toriis und folgt einem von dunklen Kryptomerien eingefaßten Pfade, der von Schlingpflanzen und niederhängenden Zweigen überwölbt und von Hunderten von Steinlaternen eingefaßt ist. Zahme Hirsche tummeln sich unter den Bäumen sowie auf den Wiesen und drängen sich zutraulich heran, um Futter zu erbetteln. Sie sind das Symbol der Gottheit, vor deren Heiligtum über einer murmelnden Quelle die treffliche Bronzefigur eines Hirsches zu sehen ist. Die Laternen längs des Weges werden am Hauptfeste des Gottes erleuchtet, allabendlich hingegen jene im Hofe des Tempels sowie die Bronze- und Messinglampen, die in seinen Säulenkorridors hängen. Der Tempel ist von den Schreinen lokaler Götter und Heroen

Nara: Straße zum Kasuga-no-Miya-Tempel. Der 767 gegründete Tempel ist dem Gott Ama-no-Koyane geweiht, dem Ahnherrn der Fudschiwaras (Seite 492)

Osaka: Der um das Jahr 600 gegründete Tennodschi-Tempel (Seite 428)

umgeben. An einem dieser Schreine sind von Liebespaaren geknotete Tuchlappen befestigt. Glyzinien umranken die Schreine, bläulich blühende Paulownien spenden willkommenen Schatten, und aus einem alten Stamme sprießen neben den Trieben fünf verschiedener Bäume Kamelien und Wistarienzweige hervor.

Vom Amano-koyane-Tempel wandte ich mich nach dem steilen Tamukehügel, der in der japanischen Dichtung eine große Rolle spielt und besonders berühmt wurde durch die Ode des nach China verbannten Michizane, welcher in Versen seiner Sehnsucht Ausdruck verlieh, wie schön es sein müsse, auf dieser Höhe im Mondscheine zu weilen. Der Tamuke ist stets von Leuten aus nah und ferne besucht, die zu Picknicks sich zusammengesellen. Meine Aufmerksamkeit wurde durch eine Gruppe von Kindern gefesselt, welche um einen größeren Knaben versammelt stand. Dieser hatte auf einem Tische vor sich einen Vogelkäfig und zwei spielzeugartige Toriis, denen gegenüber ein kleiner Tempelschrein aufgestellt war. Gegen Zahlung einer Kupfermünze ließ der Knabe in ein Kästchen greifen, das auf zwölf Täfelchen die Monatsnamen enthielt, und öffnete die Türe des Käfigs. Alsbald schlüpfte der gelehrige Vogel heraus, flog durch die beiden Toriis, stieß mit dem Schnabel gegen die Türe des Schreines und holte aus ihm ein anderes Täfelchen, das er fallen ließ, worauf er von selbst in den Käfig zurückkehrte. Enthielt das zweite Täfelchen den gleichen Monatsnamen wie das erstentnommene, wurde dies als glückliches Vorzeichen betrachtet.

Die Aussicht vom Hügel auf die im Grünen gebettete Stadt ist reizvoll. Hainbuchenwälder umgeben sie im weiten

Umkreis, in denen die Schogune einst mit Vorliebe dem Waidwerk oblagen. Wehe dem, der von ihren Jägern beim Wildern ertappt wurde! Man grub ihn bis an den Hals in den Sumpf, wo er versank und langsam erstickte.

Da es Mittag geworden war, zog ich mich in ein Teehaus am Fuße des Hügels zurück. Seine Fusumas sind mit alten Malereien geschmückt, von denen mir besonders die Darstellung einer Dohlenschar gefiel, die auf eine Zwergeule paßt. Nach beendetem Frühstück setzte ich meine Wanderung durch Nara fort, dessen Tempel und Kunstschätze im einzelnen zu schildern ich mir erlasse.

Sehr verschieden von dem ruhigen und altertümlichen Nara ist das betriebsame Osaka, die größte Industriestadt Japans. Die dortige Landesausstellung war von einer solchen Menschenmenge überfüllt, daß man sich in ihr kaum fortzubewegen vermochte. Ebenso überfüllt war eine mit ihr verbundene kleinere Ausstellung des städtischen Kunst- und Gewerbevereines, deren historische Abteilung zahlreiche Erinnerungen an den großen Krieger Hideyoschi enthielt, den Gründer der Stadt, unter anderen kunstvoll geschnitzte oder lackierte Flaschenkürbisse, die er vor seinem Kriegszelte an Stelle von Flaggen zu hissen pflegte. Da er nach jedem errungenen Siege einen neuen Kürbis zu den bereits vorhandenen hinzufügte, soll er schließlich deren tausend besessen haben, eine Zahl, die wohl nur bildlich zu nehmen ist. Hideyoschi war von niederer Herkunft und nichts weniger als schön. Bei seinen Lebzeiten mußte er sich daher den Spitznamen eines Affengesichtes gefallen lassen, nach seinem Tode aber wurden dem Plebejer, der durch eigene Kraft sich zur höchsten Machtstufe empor-

geschwungen und trotzdem sich nie vermessen hatte, den Titel eines Schoguns zu beanspruchen, nahezu göttliche Ehren erwiesen. — Osaka liegt unmittelbar am Meere und ist im weiten Halbkreise von Höhen umschlossen. Die von Hideyoschi gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts errichtete Burg war die stärkste des Landes. Ihre Wohngebäude brannten im letzten Bürgerkrieg nieder und wurden durch neue ersetzt, deren Gebälk man einem anderen Schlosse entnahm. Ein breiter Wassergraben umgibt ihre bastionierte Umwallung. — Außer dem Schlosse und dem Tennodschi-Tempel ist in der Stadt nichts von Bedeutung zu sehen, jedoch lohnt sich ein Gang durch die Theaterstraße wegen der originellen Plakate.

Vierundvierzigstes Kapitel

Im Fluge durch Amerika

Am 3. Juli verließen wir Yokohama bei drückender Schwüle. Als sich unser Dampfer in Bewegung setzte, wurde der an Bord befindliche englische Admiral Greenfield, der als Rekonvaleszent nach der Heimat reiste, von den Mannschaften des vor Anker liegenden englischen Geschwaders enthusiastisch begrüßt.

Wie wir die offene See erreichten, wehte uns eine frische Brise entgegen. Die Kühle steigerte sich während der zwölftägigen Überfahrt nach Amerika derart, daß wir froh waren, uns mit Winterkleidern versehen zu haben. Wir begegneten keinem einzigen Schiffe, gewahrten dagegen öfter Walfische, die von Zeit zu Zeit hohe Wasserstrahlen in die Luft spritzten. — Das erste Land, das wir sahen, war die Insel Vancouver. Die gleichnamige Stadt liegt dahinter auf dem Kanadischen Festland in einem Fjord der Georgia-Bay, der an Schweizer Gebirgsseen erinnert. Sie bestand, als Admiral Greenfield in seiner Jugend hier landete, aus etlichen Blockhäusern. Heute zählt sie 26000 Einwohner. Gleichwohl bestehen die Häuser jetzt noch fast ausschließlich aus Holz, sie sind jedoch sehr komfortabel gebaut. Bis 1886 umschlossen Urwälder die Stadt, die in diesem Jahre einem ungeheuren Brande zum Opfer fielen, der auch die Stadt gänzlich verzehrte. So weit man blickt, sieht man auf den angrenzenden Höhen halbverkohlte Baumriesen ihre kahlen Rümpfe gegen den Himmel recken, und noch immer wandern von dort Stämme in die Sägemühlen, vor denen

bei Tage wie bei Nacht hohe Flammensäulen emporlodern, da man, um die Abfälle schneller beiseite zu schaffen, sie auf verankerten Flößen verbrennt. Ein kleiner Rest des Urwaldes hat sich auf einer durch ihre Lage geschützten Halbinsel erhalten. Dort finden sich Mammutfichten von erstaunlicher Höhe und nicht minder erstaunlichem Umfang. Kann man doch durch einen der Stämme, dessen Höhlung zu einem Tore künstlich erweitert wurde, mit einem Wagen hindurchfahren. Die Natur ist in jeder Hinsicht verschwenderisch in diesem mit einem herrlichen Klima gesegneten Lande: So wimmelt der nahegelegene Fraser-River zur Laichzeit derart von zum Meere sich drängenden Lachsen, daß in der Mitte des Stromes viele durch die Wucht des Druckes über den Wasserspiegel gehoben werden. Im Vorjahre wurden an einem Tage in einer der an der Mündung des Flusses gelegenen Konservenfabriken hunderttausend Lachse zerteilt, im heurigen Jahre hingegen waren die Ergebnisse des Fanges geringer, und sie werden noch weiter abnehmen, wenn nicht Vorbeugungsmaßregeln getroffen werden. — Bei diesen Konservenfabriken sah ich Arbeiter, die ich für Japaner oder sonstige Ostasiaten hielt, bis ihre mit Tiergestalten bemalten Strohhüte mir offenbarten, daß es Indianer waren.

Die Bahnfahrt durch die Rocky Mountains findet an landschaftlichen Schönheiten auf der ganzen Welt kaum ihresgleichen, und wir hätten sie noch mehr genossen, hätten uns nicht die Moskitos auf das ärgste belästigt. Die Moskitoplage minderte sich, als es höher bergan ging und schwand, als wir in Glacier dem Zuge entstiegen. Diese Station heißt so nach dem Gletscher der Selkirckgruppe,

der von ihr in drei Viertelstunden bequem zu erreichen ist und seine Zunge fünfzehn Kilometer weit vorschiebt. Die kanadischen Gletscher sind gegenwärtig im Schwinden begriffen. Wir konnten uns von dieser Tatsache am folgenden Tage überzeugen, als wir einen zweiten, ebenso stattlichen Gletscher aufsuchten, der in den letzten zehn Jahren jährlich um etwa zweihundert Meter zurückging, wie die an seinem jeweiligen Ende errichteten Steinpyramiden bezeugten. Die Schönheit der Szenerie mehrte sich zu Lake Louise. Als wir dort eintrafen, hörte ich einen Schuß fallen. Wenige Minuten später zogen zwei Jäger aus einem benachbarten Gehölz einen erlegten Bären. Ihrem Aussehen nach hielt ich die Jäger für Deutsche, und als ich sie ansprach, gaben sie sich als Schweizer Bergführer zu erkennen. Am gleichen Abend frug ich einen Herrn im Hotel, ob er ein Landsmann sei. Er antwortete bejahend, sagte aber, daß er bereits im Alter von sieben Jahren nach Amerika gekommen sei und infolgedessen seine Muttersprache völlig verlernt habe.

Die Siedelung von Lake Louis besteht aus wenigen Villen. Im benachbarten See spiegeln sich mächtige Firne, die über senkrechten Felswänden sich aufbauen. Der See erinnert an unseren Königssee, an den oberen Gosau-See hingegen der kleine Lake Agnes, zu welchem ich in Gesellschaft eines seit mehreren Jahren nach Kanada übersiedelten Engländers emporstieg. Mein Begleiter erzählte, daß der Acre besten Waldes zu nur fünfzehn Dollars von der Regierung angeboten werde, und daß durch die vielen, meist schiffbaren Flüsse die Abbeförderung des Holzes begünstigt werde. Die einzige Schwierigkeit, die sich der Nutzung der

Wälder entgegenstelle, sei der Mangel an Arbeitskräften. Die Mehrzahl der Einwanderer zieht nämlich nach den östlichen Provinzen, angelockt durch den überaus fruchtbaren Ackerboden ihrer Ebene. Von diesen Einwanderern kommen die meisten aus den Vereinigten Staaten, Farmer, welche ihre dortigen Liegenschaften verkauften, um mit dem erlösten Gelde größere Güter im kanadischen Neuland zu erwerben. Dieser ständige Zustrom von Amerikanern dürfte nach der übereinstimmenden Meinung aller Engländer allmählich den Anschluß Kanadas an die Vereinigten Staaten bewirken. — Vorbei an prächtigen Bergketten führte uns der Zug nach Banff, das gleich den anderen Orten erst vor wenigen Jahren entstand. Bis zur Eröffnung der Canadian-Pacific-Bahn war nämlich die hiesige Gegend so ziemlich eine „terra incognita", die nur ab und zu ein Jäger auf seinen Streifzügen berührte. Bei einem Jagdausflug in die Rocky Mountains gelangte einer meiner Bekannten in ein entlegenes Waldtal und fand dort gastliche Aufnahme in einem Karthäuserkloster. Bei Tisch entband der Prior die Mönche vom Gebote des Schweigens und ersuchte den Gast, da alle Insassen des Klosters seit dreißig und mehr Jahren es weder verlassen noch irgend etwas aus dem alten Weltteil vernommen hätten, ihnen in Kürze über die wichtigsten Ereignisse in Europa zu berichten. Welch ein dankbarer Stoff für einen Novellisten! Stoff für einen Kriminalroman hätte fast ein nächtlicher Vorfall gegeben, indem in mein Zimmer einzubrechen versucht wurde. Ich entdeckte die Sache jedoch rechtzeitig, verständigte am nächsten Morgen den mir verdächtigen Zimmerkellner von meinen Beobachtungen mit dem Bedeuten, daß ich im Wieder-

holungsfalle ohne weiteres schießen würde — und blieb einen Tag länger in Banff. — Die Umgebung von Banff ist entzückend, und nicht minder hübsch ist die letzte Strecke der Rocky Mountains, die in jähem Absturze gegen die Ebene enden. — Die Fahrt durch das wellige Prärieland bot wenig Abwechslung. Man sah große Pferdeherden, ab und zu ein paar Blockhäuser oder Zelte und auf den Stationen dann und wann einen bettelnden Indianer. Es folgten die fruchtbaren, aber reizlosen Getreidegegenden von Assiniboia und Manitoba. Enttäuschend wirkten auf mich die ausgedehnten Wasserflächen des Lake Superior und Lake Huron, deren flache Ufer mit Kiefernwäldern bedeckt sind. Als wir in Sault St. Marie in dem Kanale, welcher den Lake Superior mit dem Lake Huron verbindet, den Dampfer wechseln mußten, trat mir ein Reporter entgegen, der sich als „Newspaperman" vorstellte und hieran die Worte knüpfte: „Sie sind der Fürst von Bulgarien." Ich profitierte von dem Umstande, daß der Mann die Namen Bulgaria und Bavaria verwechselte und entgegnete: „Ich würde Ihnen raten, dies nicht in Ihre Zeitung zu setzen, denn ich habe hier eine andere Zeitung, aus der Sie entnehmen können, daß der ‚Prince of Bulgaria' gegenwärtig in seinem Lande weilt." Am ersten Abend meines Aufenthaltes in Toronto klingelte das Zimmertelephon. Ich ergriff das Hörrohr. „Newspaperman," ertönte eine näselnde Stimme, „Sie sind . . ." Ich schnitt indes das Gespräch ab, indem ich erwiderte: „Ja, ich bin — müde und im Begriff, schlafen zu gehen. Gute Nacht!" Von diesem Augenblick an wurde ich von Reportern nicht mehr belästigt. — In Toronto, der betriebsamsten Stadt Kanadas, blieben wir drei Tage.

Ich besichtigte dort das größte Warenhaus des amerikanischen Kontinents und gewann den Eindruck, daß die Verhältnisse seiner Angestellten sehr günstige seien. Auch hatte ich Gelegenheit, dem national-kanadischen Base-ball-Spiel beizuwohnen, und staunte über die stürmischen Beifallsbezeigungen der Zuschauer.

Der Ontario-See gleicht den oberen Seen, doch sind seine Ufer bevölkerter. Sehr unterhielt mich das Formular, das ich vor dem Überschreiten der Grenze der Vereinigten Staaten auszufüllen hatte; ich mußte nämlich die Erklärung abgeben, daß ich weder Polygamist noch Anarchist sei, weder im Zuchthause war noch im Irrenhause, und daß ich einige hundert Dollars besäße. — In Niagara wohnten wir unmittelbar neben den weltberühmten Fällen, von denen wir bis zu den stromabwärts gelegenen Wirbeln wanderten, deren Wassermengen mit unheimlicher Schnelligkeit sich heben, drehen und senken.

Als ich in New-York die Stadtbahn bestieg, las ich eine drakonische Bestimmung, welche das Spucken auf den Boden mit einer Strafe von dreitausend Dollars oder drei Jahren Gefängnis bedrohte; als ich aber den Wagen verließ, spuckte ein vorüberfahrender Kutscher ein Pfriemchen Kautabak mir auf die Hand. Theorie und Praxis sind eben zweierlei Dinge. — Mein Aufenthalt in New-York war kurz bemessen; doch werde ich den Anblick niemals vergessen, der sich mir bot, als ich beim Verlassen des Hafens in der Ferne den massigen Block der Riesenhäuser gewahrte und die Freiheitsstatue auf der vorliegenden Insel.

Früher erschien im gleichen Verlag von

Rupprecht Kronprinz von Bayern

REISEERINNERUNGEN AUS INDIEN

Mit 89 Abbildungen,
darunter 36 ganzseitigen. 356 Seiten in Lexikonformat

(G) Geheftet M. 12.50, Halbleinen 16 Mark, Halbleder mit besonders dazu entworfenem Überzugpapier 35 Mark

Leipziger Neueste Nachrichten: Das Werk erweckt starkes Interesse; nicht wegen des Namens des Autors, sondern weil tatsächlich hier ein trefflicher Kenner Indiens zu uns spricht. Es sind keine oberflächlich geschriebenen Reiseerinnerungen üblichen Stils, sondern scharfgezeichnete Bilder, in denen die politischen, wirtschaftlichen und geschichtlichen Verhältnisse Indiens ebenso beleuchtet werden wie Religion, Kunst- und Literaturdenkmäler. Die anschaulichen Schilderungen werden durch ein reiches Bildermaterial unterstützt.

Kölnische Zeitung: Männliche Straffheit, Undifferenziertheit, Zielsicherheit, das Fehlen jeder Eitelkeit, die Liebe zur gewissenhaften Wiedergabe des äußeren Details geben dem Leser einen sehr günstigen Eindruck von einer klar schauenden, vornehmen Führernatur. Es ist erstaunlich, mit welcher Genauigkeit und fachwissenschaftlichen Gründlichkeit das kunst-, zumal architekturgeschichtliche Material wiedergegeben wird. L. v. Wiese.

Süddeutsche Monatshefte: Das Buch ist fesselnd, von der ersten bis zur letzten Seite. Was es von anderen Werken über Indien voraus hat, ist der höhere Gesichtskreis und ein natürliches, weil angeborenes Verständnis für politische Untergründe. Man liest es nicht nur mit Genuß, sondern auch mit Gewinn. Daß der Verlag es gediegen ausgestattet hat, versteht sich von selbst.

Velhagen und Klasings Monatshefte: Der kenntnisreiche Kunsthistoriker, der feine Kenner, der hochgebildete und trefflich vorbereitete Weltreisende ist es, der aus den in glücklicheren Zeiten geschriebenen und nun sorgfältig bearbeiteten und literarisch aufs feinste abgeschliffenen Tagebüchern ans Licht tritt. Die Reiseerinnerungen aus Indien fesseln durch die Fülle der Kenntnisse und den farbigen Vortrag von der ersten bis zur letzten Zeile. Kein berufsmäßiger Reiseschriftsteller hat bisher ein so tiefgründiges und doch so packendes Buch über Indien geschrieben. Ganz vorzüglich sind auch die dem geschmackvoll ausgestatteten Band beigegebenen zahlreichen Abbildungen.

Grundzahl × Teuerungszahl = Verlagsmarkpreis

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Früher erschien im gleichen Verlag von

Rupprecht Kronprinz von Bayern

REISEERINNERUNGEN AUS DEM SÜDOSTEN EUROPAS UND DEM ORIENT

Mit 107 Abbildungen,
darunter 57 ganzseitigen. 432 Seiten in Lexikonformat
(G) Geheftet M. 16.50, Halbleinen 20 Mark, Halbleder mit besonders dazu entworfenem Überzugpapier 40 Mark

Der Tag: Das ist's, was das Buch besonders wertvoll erscheinen läßt. Der Autor schildert nicht nur Land und Leute, die er gesehen, sondern kommt auch stets auf die Zusammenhänge zu sprechen. Das interessante Werk empfiehlt sich auch vor allem durch seine schöne Ausstattung und den ungemein reichhaltigen illustrativen Schmuck, der dem Buche einen besonderen Wert verleiht.

Der Deutsche: Die ruhige, aus einer reifen Kenntnis europäischer Verhältnisse geschöpfte Darstellung dieser orientalischen Welt bietet eine solche Fülle interessanter Einzelheiten, daß dieses Reisewerk in der Reihe einschlägiger Bücher seinen Platz ausfüllt. Von besonderem Wert und vielfach spannend zu lesen sind die Darstellungen der politischen Verhältnisse und ihrer eigentlichen Triebkräfte in verschiedenen Balkanstaaten. Auch dieser Band ist wieder mit wunderschönen ganzseitigen photographischen Aufnahmen ausgestattet.

Die Propyläen: Man glaubt, bald einen Mann der Wissenschaft, bald einen Staatsmann, bald einen Militär, immer aber einen geborenen Führer reden zu hören, dem man sich gerne anvertraut. Zum Greifen anschaulich sind die Darstellungen der bereisten Landschaften, ihrer Menschen, Kunstwerke, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse; auf gründlichem Wissen und genauester Erkundung beruhen die sachlichen Angaben, auf besonnenem Urteil die Wertungen, auf natürlichem Scharfsinn die Reflexionen.

Hamburger Fremdenblatt: Dieses Werk beweist, daß Prinz Rupprecht ein weites Gesichtsfeld hat und auf vielen Gebieten Bescheid weiß, auch anregend zu schildern versteht. Daß die bereisten Länder nicht nur mit den Augen des Historikers und Kulturgeschichtlers, des Ethnographen und des sich für Volkswirtschaft und Religionsgeschichte, Kunst und Archäologie Interessierenden gesehen werden, sondern auch mit denen des Politikers und Staatsmannes, gibt dem umfangreichen, sehr gut ausgestatteten und mit zahlreichen interessanten Abbildungen versehenen Werk seine besondere Note.

Grundzahl × Teuerungszahl = Verlagsmarkpreis
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen